ü

D

Briefe über Portugal,

nebst einem Anhang

über Brasilien.

Aus dem Französischen.

Mit Anmerkungen

herausgegeben

von

Matthias Christ. Sprengel,

Professor der Geschichte in Halle.

Leipzig,

in der Weygandschen Buchhandlung,

1782.

Bayerische
Staatsbibliothek.
München

Vorrede.

Gegenwärtige Briefe, welche hier in einer deutschen Uebersetzung erscheinen, sind zuerst in England unter dem Titel Lettres on Portugal on the Present and former state of that Kingdom, London 1777. 8. herausgekommen. Sie sind nachher selbst in Portugal übersetzt worden, ein Zeichen, daß ihr Inhalt nicht nur dorten die Aufmerksamkeit der Eingebohrnen rege machte, sondern auch von der Verfassung des Königreichs eine getreue, und mit der Wahrheit übereinstimmende Schilderung lieferte. Im Jahr 1780. ward in Paris bei Cellot eine französische Uebersetzung besorgt, die den Titel führt: Lettres ecrites de Portugal sur létat ancien et actuel de ce Royaume traduites, de l'Anglois. Sui-

vies du Portrait historique de M. le Marquis de Pombal, 72 Octavseiten stark, die eigentlich bei dieser gegenwärtigen Verdeutschung zum Grunde liegt. Auch in Italien sind sie mit Beyfall aufgenommen, und Auszüge in dem Annali ecclesiastici di Firenze, allgemein gelesen worden. Also gegen Vorwürfe, die man dem Herausgeber etwa machen möchte, die deutsche Litteratur mit einem Buche vermehrt zu haben, das keine Uebersetzung verdiente, wäre er, da man es in drei Sprachen aufzunehmen für gut gefunden, ziemlichermassen gedeckt.

Aber ein Verdammungsurtheil in der Vorrede des dritten Theils, des im vorigen Jahr gedruckten Vita di Sebastiano Gioseppe di Carvalho e Melo Marchese di Pombal Conte di Oeyras, dürfte vielleicht hin und wieder Leser gegen diese Briefe einnehmen, ehe sie solche selbst gelesen, und da bereits in Herrn Hofrath Meusels historischen Litteratur, wirklich aus dieser Vorrede das nachtheilige Urtheil wiederhohlt worden, so sieht sich der Herausgeber um so mehr genöthigt, eine Ehrenrettung dieser neuen portugiesischen Briefe zu schreiben.

Beim

Vorrede.

Beim ersten Durchblättern der italienischen Lebensbeschreibung des Exministers Pombal kann man den Verfasser derselben, den über den Verfolger seines Ordens unversöhnlich erbitterten Exjesuiten nicht verkennen. Pombal ist ihm nie der grosse Mann, der er wirklich war, ein Reich, das seit seiner wieder erlangten Souverainetät, in eine Dependenz andrer Art unter Jesuiten, fremden Handelsmonopolisten, und eigennüzzigen Freunden verfallen war, von einer zweiten eben so unterdrückenden Sclaverei zu befreien. Pombal hat das mit allen grossen Staatsverbesserern, einem Richelieu, Peter dem Grossen, Ximenez, einem Greifenfeld und Boris Godunov gemein, daß ihre Bemühungen von ihren Zeitgenossen häufig verkant worden, daß sie bei den Widersprüchen, die ihre Anordnungen und Neuerungen nothwendig finden müssen, und den Bemühungen ihrer kleinen und grossen Gegner ihre Plane zu vereiteln, oft zu strenge, unrechtmäßige Mittel brauchten, ihre gutgemeinte Absichten zu erreichen, und manchem Unterthan, mancher Gesellschaft, wirklich zu gegründeten Beschwerden, Anlaß gaben. Aber deswegen war Pombal kein Tirann, der an Menschenquälen Vergnügen fand, kein Feind der Menschen und der Religion, kein Bösewicht, der, wie in der angeführten Biographie zu häufig geschieht, nur als ein Schandfleck des menschlichen Geschlechts

ge-

geschildert zu werden verdient, und dessen Nahmen und Andenken man nicht mit Schmähungen genug schwärzen kann.

Um diesen desto mehr Eingang zu verschaffen, oder Lesern, die gegen Pombal nicht so aufgebracht seyn können, als Glieder eines durch ihm eigentlich zerstörten Mönchsordens, auch seine Vertheidiger verdächtig zu machen, muste ein Werkchen niedergeschrieben werden, daß Pombals wirkliche Verdienste schildert, und dem Debit und ganzen Eindruck hinderlich seyn konte, den die partheiische Lebensbeschreibung machen sollte. So entstand die sechs und dreißig Seiten lange italienische Widerlegung dieser Briefe, die übrigens Pombals Leben am Ende derselben vorzüglich trift, daher wir es auch, weil von der grössern Lebensbeschreibung, drei verschiedene Uebersezzungen von Trieste, Weimar und Leipzig aus nach einander angekündigt wurden, und diese kurze Biographie nichts neues und erhebliches enthielt *), weggelassen haben.

Die

*) Nur einen einzigen von andern Lebensbeschreibungen dieses Ministers unbemerkten Zug haben wir

Vorrede.

Die Anmerkungen über die Briefe selbst sind bei weiten geringfügiger als die vorhergehenden, und zeigen zu gleicher Zeit Willen und Ohnmacht des Verfassers, ein Werkchen zu verrufen, gegen welches sich doch so manche gegründete Anmerkung machen liesse, und die der Herausgeber, der aus diesen Briefen kein eigenes Werk machen konte, auch nicht alle gehoben hat, weil die neuesten Staatsveränderungen von Portugal so selten ausser den Reichsgrenzen gehörig bekant werden, und was wir von diesem Staat und seinen Nebenländern wissen, in zerstreutem manchen Zweifel unterworfenen Fragmenten und selten zusammenpassenden Bruchstücken besteht und bestehen muß.

Unter diesen Anmerkungen über die hier übersezten Briefe werden sogar Druckfehler gerügt, die bei Nahmen wie Tautos statt Taucos, vielleicht dem Verfasser nicht einmal aufgebürdet werden können, oder Nachläßigkeiten bei Jahrzahlen, daß der Verfasser dieser Briefe die sechszigjährige Herr-

wir darin angetroffen, daß viele während seiner Ministerschaft herausgekommene Staatsschriften, gegen die Jesuiten, über die Verbesserungen des Ackerbaues ihn zum Verfasser haben.

Herrschaft der Spanier mit dem Jahre 1626. endigen ließ, die jeder Leser so leicht selbst verbessern kann, und auch in unserer Uebersetzung S. 3. ohne Geräusch, als was hier gemacht werden muste, verbessert worden. Die Hauptvorwürfe treffen Nachläßigkeiten im Ausdruck, oft übel angebrachte Reflexionen des englischen Verfassers, seinen Bericht von der Vertreibung der Jesuiten, ihren Niederlassungen am Paraguay, und der vom Pombal wiederhergestellte Universität Coimbra, gegen welche doch keine Anzeige wirklicher Unrichtigkeiten, sondern allgemeine Raisonnements gemacht werden, wie etwa bei Gelegenheit der Büchercensur, die Pombal der Inquisition nahm, daß seitdem eine Menge irreligiöser Schriften das Reich überschwemmt hatten, oder daß bei der Schilderung von dem Verfall des Reichs in den lezten Regierungsjahren Johann des fünften, der Tadler dieser Briefe, den blühenden Reichszustand dadurch zu erweisen sucht, daß doch unter ihm die Schazkammer mit Balken unterstüzt worden, um den Boden derselben gegen das Gewicht des brasilischen Goldes zu sichern. Manche andere Vorwürfe, die unserm unbekannten Briefsteller gemacht werden, sind entweder ungegründet, oder seine Bemerkungen werden von andern Beobachtern des Königreichs Portugal bestätigt, z. B. daß der Infant Don Antonio unter der Regierung Johann des fünften ein besonder

Ver=

Vergnügen an nächtlichen Schwärmereien fand, und seine Streifereien und Angriffe des Nachts die Strassen der Hauptstadt unglaublich unsicher machte, wird mit mancherlei Nebenumständen gleichfals vom Verfasser der Relation dun Voyage fait a Lisbonne, en 1733. et 1734. in Herrn Büschings Magazin, 12. Theil S. 244. und in dem Etat present de Portugal, vielleicht aus dieser Quelle erzählt. Die Bemerkung aber, die der Verfasser gegen S. 51. und die angebliche Gewohnheit der Grossen macht, ihre Hausbedienten als Officiers zu versorgen, und dabey in ihren Diensten zu behalten, ist die einzige wichtige, da sie einen in allen deutschen von Portugal handelnden Büchern eingewurzelten, auch hier S. 50. wiederholten Irrthum widerlegt. In Portugal ist unter dem hohen Adel gewöhnlich, Personen des niedern Adels, und von guten Familien in Diensten zuhaben, so wie die fürstlichen Familien in Italien dergleichen in ihren Häusern haben, die man gemeinhin Cappe nere zu nennen pflegt. Diese warten allein bei Tische auf, weil in Portugal kein Livreebedienter im Speisesaal anders kommen darf, als wenn er von der Herrschaft gerufen worden; und so dienten auch in den Häusern portugiesischer Grossen, Edelleute und Personen, die Officiersstellen unter den königlichen Truppen bekleideten.

Vorrede.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Verfasser dieser Briefe, sich bei manchen wichtigen Vorfällen allzu kurz faßt, bei andern hingegen zuweilen seine eigenen Worte wiederholt. Eben deswegen ist der ganze achte Brief der Urschrift weggelassen, und hin und wieder sind quellenmäßige Nachrichten aus den besten Werken über Portugal, von dem Herausgeber bei Durchsicht der Uebersezzung verschiedentlich eingeschaltet worden, wovon gewiß die Erzählung vom Königsmorde im sechszehnten, und der in Deutschland noch nicht bekante Grenztractat von Pardo vom 28. März 1778. im zwölften Briefe, Liebhabern neuerer Geschichten angenehm seyn werden. Selbst Hr. Rainal, der bei der neuen Ausgabe seiner Geschichte der europäischen Besitzungen von Brasilien so genaue und fürtrefliche Nachrichten liefert, bemerkt von den Veränderungen nichts, die der Frieden zu Pardo seit 1778. in dieser Provinz gemacht hat.

Ungeachtet Brasilien an Herrn Rector Leiste in Wolfenbüttel, der 1780. Cudenas Berichte aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, mit eigenen Bemerkungen über den neuesten Zustand dieser Provinz herausgab, unter uns bereits einen genauen und allgemein bekannten sachkundigen Landesbeschreiber erhalten, so wird die diesen

Brie=

Vorrede.

Briefen angehängte aus der neuesten Ausgabe des Abbe Raynal übersezte Nachricht von diesem Lande dem deutschen Publicum hoffentlich nicht unwillkommen seyn. Raynal hat bei diesem Abschnitte neue, und nur Schriftstellern von seiner Celebrität zugängliche Quellen benuzt, und von diesem Lande viel vorher unbekante Nachrichten mitgetheilt, daß sie als ein ganz neues Werk angesehen werden können.

Ausser den Anmerkungen unter dem Text hat der Herausgeber, der die Uebersetzung genau durchgesehen, Raynals Erzählung nur durch den Zusaz S. 228. von dem portugiesischen Guiana vermehrt, so daß der deutsche Leser hier nun an einem Orte die Beschreibung des ganzen portugiesischen America vollständig beisammen hat. An einigen Stellen sind Raynals Declamationen, womit er seine Erzählung oft so unnöthig anschwellt, abgekürzt und weggelassen, die sonderbare Rede des Pater Veira, war auch schon als ein nicht zur Sache gehöriger, und einigen Lesern vielleicht anstößiger Auswuchs, in Uebersetzung unterdrückt. Da aber ein deutscher Zeitungsschreiber der Verfasser des Courier du Bas Rhin, einem englischen Geistlichen in Neujork, nach Cornwallis Gefangennehmung in Virginien,

ginien, einen Auszug derselben ohne seine Quelle zu nennen, im vorigen Jahre halten ließ, dieser auch hin und wieder Aufsehen gemacht, so ist sie hier nach Rainals französischer Uebersetzung aus dem Portugiesischen unverändert mitgetheilet worden.

Briefe über Portugal.

Erster Brief.

Lissabon den 26 Jan. 1777.

Kein Staat bietet vielleicht der Geschichte so interessante Gegenstände dar, als Portugal. Es sey nun, daß man das Auge auf die verschiedenen Revolutionen, die ihn ehemals und noch gegenwärtig trafen, oder die wirklich grossen Eroberungen richte, die ein Land in entfernten Welttheilen machte, daß sich kaum von der Obergewalt der Castilier, und der Mitherschaft der Araber befreiet hatte. In sehr enge Grenzen eingeschränkt, und in dem Besitz einer sehr geringen Macht, finden wir dennoch, daß die Portugiesen die Mauren vertrieben, und sie sogar in ihr Land verfolgten, wo sie sich verschiedener wichtigen Städte in Marocco bemächtigten, von hier südwärts die lange für unschifbar gehaltene Küste von Africa, jenseit Cap Non, dem heutigen Vorgebürge Boyador kühn beschiften, und endlich alle Negerländer vom weissen bis zum schwarzen Vorgebürge, und jenseit des Kaps,

von der Küste Corientes an, bis Guardafui, zu Sclaven und Christen, oder wo sie dies nicht konten, zu Bundesgenossen und Schutzverwandten machten. Im Orient, oder wie wir es heute nennen, in Ostindien, war der Fortgang ihrer Waffen noch grösser, jede Küste, die jetzt von Europäischen Handelsnationen besucht wird, war ihnen bekant, und ihre Herrschaft haben sie in einem Zeitraum von vierzig Jahren, von Ormus bis das lange Zeit in Fabeln verhülte Cipango ausgebreitet.

Portugal hat zu verschiedenen Zeiten die Einbrüche verschiedener Völker erfahren, und ist nach und nach unter die Herrschaft der Römer, Gothen und Mauren gerathen. Nachdem diese letztern 1139. in der Schlacht bey Campo Durique geschlagen wurden, ward Don Alphonso zum Könige von Portugal erklärt, und 1199. vom Pabst in dieser Würde bestätiget.

Seit dieser Zeit ward das Königreich beinahe vierhundert Jahre lang von seinen eigenen Prinzen beherrscht, und nach dem Tragischen Tode Don Sebastians 1578. ward die Krone seinem Groß-Onkle dem Cardinal Heinrich zu Theil. Dieser Prinz, obgleich ausserordentlich gottesfürchtig und herablassend, legte dennoch durch seine Schwachheit und Unthätigkeit den Grund zu allem Elende, welches sein Vaterland

sechzig Jahr lang von 1580. bis 1640. erdulden muste. Ein sicherer Beweis, daß Länder nicht dadurch regiert werden können, daß man Rosenkränze abzählt und Gebete hermurmelt, und daß ein König ein guter Mann seyn kann, ohne deswegen ein guter Fürst zu seyn. Der Cardinal König starb ohne Kinder, und weil er vernachläßiget hatte, sich einen Nachfolger zu ernennen, gerieth das Königreich unter die Bothmäßigkeit der Spanier, welche bis 1640. im Besitz desselben blieben, da sich endlich die Portugiesen auflehnten, das spanische Joch abschüttelten, und den Don Juan, Herzog von Braganza, zum Könige erklärten, der von seinem Anherrn Alfons und seiner Grosmutter Catharina doppelte Rechte auf Portugal hatte, und seine Nachkommen haben seit dieser Zeit immer die Krone getragen.

Man kan den Verfall Portugals von der Zeit an rechnen, daß es eine Provinz von Spanien ward, während dieser Periode verfiel die Portugiesische Marine in dessen Diensten und Vertheidigung gegen seine mächtigen Feinde. Der Handel litte so sehr, daß die Handelsflotte aus mehr als zweyhundert grossen Schiffen weniger als vormals bestand. Die Arsenale wurden von Ammunition, Artillerie und Waffen von jeder Art ausgeleert. Mehr als zweytausend Stück me-

tallene Kanonen, und eine unzählige Menge eiserne wurden nach Spanien geführt. Man sah auf einmal mehr als neunhundert Kanonen auf dem grossen Platze von Sevilla mit dem portugiesischen Wappen bezeichnet. Und die Contributionen an Gelde waren so beträchtlich, daß Spanien in der kurzen Zeit von 40 Jahren, nemlich von 1584. bis 1626. mehr als zweyhundert Millionen Piasters aus Portugal zog, und alle Auflagen, die Spaniens Handels-Gewerbe zu Grunde richteten, und in Neapel, Sicilien und Catalonien den Geist des Aufruhrs entflamten, wurden in Portugal eingeführt.

Zu gleicher Zeit erklärten die Holländer den Portugiesen den Krieg, unter dem Vorwande, daß sie Unterthanen des Königs von Spanien wären, vertrieben sie von den Inseln Ceylon, Ternate und Tidor, und nahmen ihnen nach einer sechsmonatlichen Belägerung Malacca weg; wodurch nicht nur das Monopolium des Zimts, der Nelken, der Muskatnüsse und grösstentheils des Pfeffers in die Hände der Holländer kam, sondern auch die königlichen Revenüen, die den ganzen Ertrag des Pfefferhandels erhielten, gewaltige Einbusse litten *).

Sie

*) Die Könige von Portugal und die nachherigen spanischen Regenten waren so sehr besorgt, ein anderes Gewürz möchte ihren Pfeffer-Debit in Europa ver-

Sie nahmen ihnen auch die Hafen de la Mina und Arguin auf der Küste von Guinea weg, nebst Fernambuc und einem grossen Theil von Brasilien. Und obgleich Brasilien seit der Revolution wieder erobert worden ist, und die Portugiesen noch jetzt verschiedene Ueberbleibsel ihrer alten Macht in Indien haben, die in einzelnen Plätzen, Goa, Diu, einigen Factoreien auf Malabar, der Stadt Meliapur, Macao in China, und einen Theil von Timor bestehen; so litt der Handel und die Macht dieses Königreichs doch während der Zeit, da es unter der Herrschaft von Spanien blieb, einen solchen Stoß, daß es sich seit dieser Epoche in einem äußerst entkräfteten Zustande befindet.

* * *

Zweiter Brief.

Lissabon den 30 Jan. 1777.

Dieses war der schwache und unbedeutende Zustand des Königreichs, als Don Juan von Braganza den Thron bestieg. Die Kriege, die

vermindern, daß gar kein Ingwer nach Lissabon anders als in Zucker eingemacht geschickt werden durfte. Keinem Kaufmann war es einmal erlaubt, ein einziges Pfund Pfeffer aus Indien mitzunehmen, und dem König gehörte in jedem Indi-

die es gezwungen führen muste, um seine Unabhängigkeit zu behaupten, waren der Wiederherstellung des Handels und dem Ansehen des Staats sehr ungünstig, indem er zu viel gelitten hatte, um sich geschwind zu erholen.

Don Juan, welcher am Anfange dieses Jahrhunderts den Thron bestieg, war wenig geschickt, die schwankende Macht seines Königreichs zu bevestigen. Er war einer von denen Fürsten, welche unter dem Anschein eines populären Charakters, und ohne daß sie ihre Unterthanen zu unterdrücken scheinen, sich allen Arten von Vergnügungen überlassen, und weder um das Glück des Volks, noch die wahren Vortheile des Staats besorgt sind.

Dieser Charakter des Königs, sein sonderbarer Hang zu geistlichen Ausschweifungen, wie die von ihm mit grossen Kosten errichtete Patriarchalwürde, und das mit 150 Millionen Crusaden erbauete portugiesische Escurial Mafra beweisen *), nebst

Indischen Retourschiffe ein Platz von 500 Tonnen, seinen Pfeffer zu laden. v. Pyrard Voyages aux Indes Orientales. p. 139. 175. S.

*) So pflegte auch König Johann 5. nach dem Verfasser der Relation d'un Voyage a Lisbonne en 1733. et 1734. eines Augenzeugen, im 12ten Theile von Hrn. Büschings Magazin, aus

heilis

nebst einer neunjährigen Krankheit vor seinem Tode, schwächten die Regierung in allen ihren Theilen immer mehr, und das Königreich befand sich beim Antritt der Regierung des verstorbenen Königs Josephs 1750. in einem eben so kraftlosen, oder gar noch schlechtern Zustande, als unter der spanischen Herrschaft.

Der portugiesische Hof änderte sein ganzes System im Anfange der Regierung dieses Königes. Der Marquis von Pombal, welcher unter dem Namen Carvalho schon unter der vorigen Regierung ein Departement des Staats versehen hatte, ward sogleich zum Premierminister erklärt, und sah sich im Besitz des ganzen Vertrauens des Königs und einer uneingeschränkten Gewalt.

Die

heiligen Eifer, kein Auto da Fe zu versäumen. Da diese Ceremonie zuweilen über 24 Stunden dauerte, so sahe er beim Grosinquisitor den Anfang der Procession, und speisete während derselben, in der Kirche des heiligen Dominicus, wo die Sentenzen verkündigt wurden, konte der König von seinem Sitze die Verhöre in der Mesa, und die Versuche der Unglücklichen anhören, durch Bekentniß nie begangener Verbrechen ihr Leben zu retten. Nachher war er beim Verbrennen der Verurtheilten persönlich gegenwärtig, und ritt in einem Mantel verhüllt von einem Scheiterhaufen zum andern.

Die Stelle eines Staatsministers ist vielleicht mit grössern Schwierigkeiten in Portugal verknüpft als an irgend einem andern europäischen Hofe, weil der politische Zustand dieses Königreichs so unbestimmt ist, und keine Uebereinstimmung unter seinen Gesetzen herrscht, die es von den Römern, den Mauren und dem Herkommen entlehnt hat. Alphonso, welcher zuerst als König von Portugal gekrönt wurde, machte mit einstimmiger Bewilligung der ganzen Nation verschiedene Verordnungen, welche als Grundgesetze des Staats aufgenommen wurden; diejenigen vornehmlich, welche die Rechte des Königreichs, und die Thronfolge betrafen. Die Verordnungen, welche die Municipal-Regierung angehen, muß man eher als Versuche ansehen, die brauchbar sind, um Gesetze darnach zu bilden, als wirklich vollkommne und vollständige Gesetze betrachten. Die römischen Gesetze scheinen den Grund der portugiesischen auszumachen, und sind dort noch immer in grossem Ansehen. In einer so wenig ausgebildeten Regierung muß es unstreitig weit mühsamer seyn, eine sichere Bahn auszuzeichnen, als in andern politischen Staaten, wo schon alles fest gegründet ist, und der Minister nur einem regulären System zu folgen braucht, um die grosse Maschine des Staats, wenn sie einmal aufgezogen ist, in gehöriger Bewegung zu erhalten.

Man kan sich nicht besser von der Unbeständigkeit des Glücks überzeugen, als wenn man einen Blick auf den politischen Zustand von Portugal wirft. Man sieht dieses Königreich, welches vormals einen so angesehenen Rang in Europa behauptete, beinahe bis zur tiefsten Unbeträchtlichkeit herunter gesetzt. Ein Staat, welcher verschiedene Nebenländer in den verschiedenen Theilen der Welt erworben hatte, jetzt die einträglichsten davon verloren, und diese kaum schützen kann. Eine Nation, welche ihre Eroberungen in einen neuen Welttheil erstreckt, und ihrer eigenen Unabhängigkeit verlustig wird, weil selbst die Reichthümer ihrer Eroberungen der wahre Grund ihres Verfalls wurden.

Um sich von den portugiesischen Angelegenheiten einen richtigen Begriff zu machen, muß man bis auf den Zustand des Königreichs zurück gehen, da dem Marquis von Pompal das Staatsruder anvertrauet wurde.

Das Land war überhaupt nur schlecht bebauet, die Erndten waren sehr unzureichend, und selbst da, wo es bebauet war, brauchte man das Land nur, um Artikel des Luxus und Ueberflusses hervor zu bringen, anstatt es zu den ersten Bedürfnissen des Lebens anzuwenden. Portugal

muste

muste alle sein Korn *) und seine Tücher von Fremden erhandeln, und die Bevölkerung nahm in demselben Verhältnisse ab, als die Produkte des Landes. Viele Tausende von Menschen wurden dem Königreiche auf diese Art entrissen, und die, welche noch blieben, nahmen täglich ab, durch die Schwierigkeit, die sie hatten, ihren Unterhalt zu finden.

Die Künste waren zu Grunde gerichtet. Die Industrie war erloschen, der Handel ganz in den Händen der Fremden, dem Könige fehlte es an Gelde, die Krone war ohne Schatz und der Staat ohne Mittel; der kriegerische Geist war verschwunden, das Königreich hatte den Namen nach eine Armee und keine Soldaten.

In Brasilien waren die Sachen eben so beschaffen. Es war dort kein ordentlicher Plan zu Bestellung des Ackerbaues, und sogar keine Art von Administration. Man verwandte nur einige Sorgfalt auf entbehrliche Produkte, mittlerweile daß man die einheimischen vernachläßigte. Die Schiffahrt des Landes war auf alle mögliche Art

*) Nicht alles Korn, was Portugal zu seiner eigenen Bedürfniß von auswärts erhält, wird von Fremden gekauft. Man kann eigentlich die Azoren als seine Kornkammern ansehen; und vorzüglich wird Lissabon von Terzera und Fayal mit Waizen und türkischen Korn versorgt.

Art eingeschränkt; kein Schiff durfte eine günstige Gelegenheit nutzen, um seinen Handel allein zu machen, die Schiffe musten in einer Flotte *) absegeln; welches verursachte, daß sie sehr oft zu spät ankamen, zu grossem Nachtheil der Eigenthümer, ohne der ausserordentlichen Kosten zu erwähnen, welche die Länge der Reisen mit sich bringt.

Der geringe Vortheil, welchen man von dieser Colonie zog, ist der sicherste Beweis, daß die Verwaltung fehlerhaft war. Die Produkte einer Strecke Landes von mehr als 1200 französischen Meilen beliefen sich 1750. bey dem Tode Don Juan des fünften nur auf 22 Millionen Pfund ungeläuterten Zucker, 2000 Ballen Toback, 15000 Felle, ein wenig Sassaparill, Caffee, Reis und Indigo; in allem nicht der hundertste

*) Ehe der Handel gewisser Provinzen von Brasilien durch die Gesellschaften von Granpara, Maranhon und Fernambuc so sehr herunter kam, pflegten jährlich im Merz, zwanzig bis zwey und zwanzig Kauffartheyschiffe nach Rio Janeiro, dreißig nach Bahia, eben so viel nach Fernambuc, und sieben bis acht nach Paraiba zu gehen. Die nach Rio Janeiro und Bahia bestimten Schiffe sind gewöhnlich von 500 Tonnen, die nach andern Häfen etwa halb so groß, weil sie nicht Wasser genug für Schiffe von grösserer Ladung haben.

dertste Theil von dem, was dies ungeheure Land natürlicher Weise hervorbringen sollte, und nur eine geringe Kleinigkeit, nach dem, was jetzt Brasilien dem Mutterlande überläst. Dies war der Zustand von Portugal, als der verstorbene König dem Marquis von Pombal die Regierung anvertraute.

* * *

Dritter Brief.

Lissabon den 2ten Febr. 1777.

Der Ackerbau war der erste Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit des Ministers auf sich zog. Er fand ihn in dem elendesten Zustande und sogar in den ersten Grundregeln fehlerhaft. Man glaubt, daß Portugal, ehe es ein handelnder Staat wurde, nicht allein Korn genug für seine eigene Bedürfnis hervorbrachte, sondern sogar in hinlänglicher Menge, um andere Länder damit zu versorgen.

Der Tractat von 1703. durch welchen sich England verpflichtete, alle portugiesische Weine statt seiner Manufakturwaaren anzunehmen, verwandelte alle Kornfelder in Weinberge, so daß das Land mit Wein überschwemmt war, und den äußersten Mangel an Brodt litte. Marquis de

Pom-

Pombal befahl, um diesem Uebel abzuhelfen, ein Drittheil der Weine auszureissen, und Korn an dessen Stelle zu pflanzen *).

So eigenmächtig als diese Verordnung zu seyn scheint, war sie dennoch durchaus nothwendig, wenn man den Geist der portugiesischen Regierung und den Charakter des Volks in Erwägung zieht; und obgleich überhaupt Verbote dieser Art einen zu grossen Zwang verursachen, so können sie doch zuweilen durch die Bedürfnisse des Staats gerechtfertiget werden, zumal wo das Land so erschöpft und abhängig ist als Portugal.

Der

*) Der Weinbau hatte in der Provinz Estremadura sehr zugenommen, besonders in der Gegend Santaren, da man den Vortheil davon an der Südseite des Tagus sahe, fieng man an, an der Nordseite zu pflanzen. Um den Ackerbau aufzuhelfen, wurden alle Weinberge an der mitternächtlichen Seite des Flusses, von Saccaven an, bis über Santaren gänzlich zerstört. Die Anzahl der Weingärten, die damals ausgerottet wurden, war so groß, daß man ihren jährlichen Ertrag auf 37000 Fuder rechnete. Damals breitete sich eine Sage aus, weil der Minister seine Weingärten in Oeyras sehr erweiterte, er habe deswegen dies Verbot ergehen lassen, weil sie seinen Weinabsatz in Oeyras nachtheilig waren. S. Nachrichten von dem portugiesischen Hofe, und der Staatsverwaltung des Grafen von Oeyras S. 133. —

Der Erfolg hat die Wahrheit dieses Satzes bestätiget; denn obgleich das Land noch nicht Korn genung zu seiner eigenen Consumtion hervorbringt, so ist es doch in diesem Stücke weit weniger von Fremden abhängig als vormals.

Es ist eine algemein bekante Sache, daß beinahe kein Theil von Portugal ist, welcher nicht einiger Art von Cultur fähig wäre; eine grosse Strecke des Königreichs, welches unbebauet liegt, könte fleißigen Arbeitern ihre Mühe reichlich vergelten; und selbst die Felder, welche bearbeitet werden, sind bey weiten nicht so gut bestellt, als in andern Theilen von Europa. Der portugiesische Bauer kennt, (oder welches eben so viel ist) gebraucht keine von den verschiedenen Arten, das Erdreich zu verbessern. Der Mist ist der einzige Dünger, dessen er sich bedient. Die Felder, wo man einmal Korn gesäet hat, bleiben in demselben Zustande vom Vater auf den Sohn, ohne daß nur einmal daran gedacht würde, mit der Kornart abzuwechseln, welche man darauf bauet. Dies ist ein unwiderleglicher Beweis, daß, wenn das Erdreich und Clima die Produkten nicht ausserordentlich begünstigten, die Erndten zulezt ganz ausbleiben müsten, und zeigt uns zugleich, was diese Ländereien einbringen könten, wenn der Ackerbau gehörig bestellt würde.

Man kann hier nicht die wunderliche Meinung anführen, daß es den südlichen Völkern durchaus an Thätigkeit des Geistes hiezu mangelt. Die Annalen von Portugal widerlegen dieses Vorurtheil, und die Tyrier sowol als die Carthaginenser, ja die Araber, unter deren Herrschaft die pyrenäische Halbinsel, an Flor und Wohlstand alle christliche Länder übertraf, geben uns einen Beweis vom Gegentheil; wir müssen daher den Grund in der Regierungsform suchen, anstatt dem Clima diesen Fehler zuzuschreiben.

So sonderbar auch diese Behauptung klingen mag, ist es doch nicht weniger gegründet, daß Portugal sich noch in einem Zustande der Kindheit befindet; und mitten unter den gesittesten Nationen von Europa noch in grosser Barbarey steckt. Mit dem Verfall ihres Handels haben die Portugiesen den Geist der Industrie verloren, die Kenntniß der Künste, den Gebrauch ihrer Vernunft und sogar die Grundregeln der gesunden Politik.

Es ist nicht lange, so bestanden alle ihre Gartengewächse in einer schlechten Art Kohl, in Zwiebeln und Knoblauch; man kannte keine einzige Art von den vortreflichen Früchten und Gartengewächsen, welche jetzt in so grosser Verschiedenheit in Portugal zu finden sind. Nur erst im

Jahr

Jahr 1548. brachte man die Pomeranzen von China dorthin, welche jetzt beynahe wild wachsen.

Die See und die Flüsse haben einen erstaunenden Ueberfluß an den besten Fischarten; und ungeachtet des Zehnten der Geistlichkeit, der Erpressungen der Aufseher des königlichen Hauses und der vielen Einschränkungen, welche den Fleiß der Fischer niederdrücken, sind die Märkte doch gut versorgt und die Fische werden in mässigem Preise erhalten.

* * *

Vierter Brief.

Lissabon den 10ten Febr. 1777.

Der Handel zog des Ministers Aufmerksamkeit an sich, er sahe wohl ein, daß ein Land, das einen grössern Passiv- als Activ-Handel hat, wie dermalen der Fall mit Portugall war, nothwendig verarmen müsse.

Als patriotischer Minister suchte er die Producte seines Vaterlandes zu vermehren, und dessen Handels-Bilanz auf einen vortheilhaftern Fuß zu setzen. Er fieng also an, den Geist der Industrie zu beleben, und Manufacturen zu ermuntern. Er nahm Holland zum Beispiel, dessen Clima den Künsten gar nicht günstig ist, und

dessen

dessen Boden dem Geist keine grosse Thätigkeit geben kann, demungeachtet hat die Industrie der Einwohner dies Land so verändert, daß der grösste Ueberfluß bald dem algemeinen Bedürfniß folgte, und daß eine ursprünglich arme, und einem mächtigen Reich unterworfene Nation, sich jetzt in einem angesehenen Zustande befindet, und ihre Nachbaren täglich beitragen müssen, ihr Ansehen und ihre Reichthümer zu vermehren.

Pombal suchte Wollen- und Seidenmanufacturen, und Glashütten anzulegen. Eine Glashütte ward 1768. bey Lissabon angefangen, wozu der König 80000 Crusaden hergab. Der Zoll auf französische, englische und böhmische Glaswaaren ward erhöhet, und als die portugiesischen Glaswaaren demungeachtet noch höher als die auswärtigen im Preise standen, so ward dieser Zoll verdoppelt, welcher zu Lissabon hundert Procent beträgt. Zu Oporto ist er geringer, aber hier kann auch nicht viel Glas abgesetzt werden. Ein Engländer führte die Aufsicht über diese Glashütte, und 1771. wurden unterschiedliche geschickte Glasmacher, nebst einem Glasschleifer und Schraubenmacher heimlich aus Böhmen nach Lissabon gelockt *). Noch kosten freilich diese

*) Man sehe von Taubens Abschilderung der englischen Manufacturen und Handlung, 2ter Band S. 81. f.

diese Manufacturen dem Staate mehr als sie einbringen, aber dis ist nur ein kurzer Verlust, der in der Folge reichlich ersetzt wird. Denn durch Errichtung der Manufacturen vermehren sich die Einwohner der niedern Classen, die mit der Zeit ihren Arbeiten eine grössere Vollkommenheit geben, auch wohlfeiler arbeiten werden, als man zu Anfang einer neuen Unternehmung erwarten kann.

Diese neuen Anstalten beunruhigten die englischen Kaufleute ungemein, die dergleichen für eine förmliche Uebertretung ihrer Privilegien erklärten, und sie waren sehr sinnreich, ihr Misvergnügen bey aller Gelegenheit an den Tag zu legen. Die geringste Zwistigkeit zwischen ihnen und den Zollbedienten ward in einer weitläuftigen Klage als eine grosse Ungerechtigkeit gegen die englische Factorie vorgestellt, und das Ministerium beider Höfe in Bewegung gesetzt.

Der Minister Pombal antwortete in demselben Ton, und beklagte sich, daß England mehr Geld als Waaren ausführte, welches den Handelstractaten zuwider wäre. Die Factorie leugnete dieses, obgleich der Minister es aus seinen Staatsrechnungen beweisen wolte, aber die englischen Kaufleute wolten sich in diese Beweise nicht einlassen.

Wick=

Wirklich war des Ministers Vorgeben nur allzuwahr, und der Handel der Engländer für Portugal im höchsten Grad nachtheilig. England nahm von den Portugiesen die beiden Hauptproducte ihrer Colonien nicht, weder Zucker noch Toback, und wirklich haben die Zuckerinseln der Britten, und der wohlfeilere Preis ihres Zuckers, dem portugiesischen Zuckerabsatz den grösten Schaden zugefügt. Sobald Barbados angebauet ward, verminderte sich die Zuckerausfuhr von Brasilien, von 130,000 Kisten bis auf 30000, und Madera, das nebst Wein einen beträchtlichen Zuckerbau hatte, hat diesen Nahrungszweig aus Mangel des Absatzes ganz aufgeben müssen, und die Zuckermühlen hier sind verlassen oder verfallen. Salz, ein Hauptproduct des Königreichs, wovon die Nordischen Nationen jährlich auf 150000 Mojos holen, und das in manchen Jahren in ganz neuen Zeiten auf 113 Schiffen blos nach der Ostsee durch den Oresund gieng, dagegen in denselben Jahren nur 41 Schiffe mit englischen, und 17 mit französischen Salz hieher beladen waren, holte England fast gar nicht, und was es von fremden Salz zum Behuf seiner Fischereien brauchte, ward gewöhnlich von den Capoverdischen Inseln geholt. Wolle liefert Portugal zu wenig, als daß England viel davon ausschiffen konte, und was davon jährlich ausser Landes geht, berechnet man gewöhnlich nur auf 12 bis

13000 Centner. Ja selbst vom Wein, worauf der englische Gesandte Methuen 1703. den vortheilhaften Handel seiner Nation gründete, kauft England in gewöhnlichen Jahren nicht vielmehr, als es vor dem Handelstractate zu nehmen pflegte. Denn nach bekant gemachten Berechnungen, erhielt England, in den vier Jahren, von 1703. jährlich 31,324 Tonnen Wein, und vier Jahr nachher nur 698 Tonnen mehr, in allen 32022 Tonnen. Diese Exporte ist auch in neuern Zeiten nicht sehr gestiegen, und nach Einfuhrlisten, die dem Parlament während des americanischen Krieges vorgelegt wurden, bekam England selber nicht mehr als 14482 Tonnen, und in Irrland, wo doch stark getrunken wird, und der Wein weniger Impoſten bezahlt, ward von 1764. bis 1777. an Franzwein sowol als Portugiesischen doch nicht mehr als zwischen vier und fünftausend Tonnen verzollt *), so, daß England für seine Waaren gewis meist baares Geld aus Portugal zieht, und die brittische Factorie grosse Ursache hatte, sich nicht mit dem Minister in Handelsberechnungen einzulassen.

Indessen ist es wahr, daß der Minister die Einfuhr fremder Waaren zu vermindern suchte; welche blos dazu dienen, den Luxus und den Müs-

*) Youngs tour in Ireland. Vol. 2. p. 353.

Müßiggang zu unterhalten, die dem Geist der Industrie, den er erregen wolte, so durchaus zuwider sind. Es war ihm nicht unbekant, daß das Volk natürlich mehr geneigt ist, sich fremder Waaren zu bedienen, welche zum Gebrauch ganz bereitet sind, und an die sie sich gewöhnt haben, als ihre eigene Manufacturen zu verbessern, welches nur langsam von statten gehen kann.

Das einzige Mittel, diese grosse Einfuhr einzuschränken, ohne den Tractat zu brechen, war daher, die Ausfuhr der Gold- und Silberbarren zu verbieten, ein Gesetz, welches alle andere Staaten miteinander gemein haben, und welches in Portugal nothwendiger als irgendwo ist, um die National-Industrie rege zu machen.

Die englischen Kaufleute geniessen gewisse Privilegien, welche alle dem Geist der portugiesischen Regierung durchaus entgegen gesetzt zu seyn scheinen.

Sie haben das Recht, ihren eigenen Richter bey Processen zu wählen, in denen sie verwickelt werden.

Sie geniessen einer völligen Accisefreiheit für alle Lebensmittel, die sie für sich, ihre Familien und Dienstboten brauchen, und man kann sie Schulden halber nicht fest nehmen.

Sie sind noch im Besitz eines andern grossen Vortheils, obgleich er in keinen Tractat bestimt

ist,

ist. Dieser besteht darin, daß sie wöchentlich ein Paquetboot abschicken können, ohne es von den Zollbedienten untersuchen zu lassen. Diese Vorrechte, welche sich keinesweges mit dem Interesse des Staats vertragen, geben natürlich von beiden Seiten Anlaß zu Klagen und Zänkereien. Man gestattet dergleichen ausschliessende Privilegien gar nicht in Ländern, wo man das Interesse des Handels besser einsieht. Denn die Freiheit des Handels besteht nicht darin, daß dem Kaufmann die Macht gegeben wird, alles zu thun, was ihm gefällt; und was einem Privatmanne als Zwang aufgelegt wird, kann man nicht als eine Erschwerung des Handels betrachten.

Die Kaufleute in England und Holland selber sind mehr in ihren Geschäften eingeschränkt als die englische Factorie in Lissabon; und man kann doch nicht leugnen, daß der Handel überhaupt in diesen Ländern so frey als möglich sey.

* * *

Fünfter Brief.

Lissabon den 1sten März 1777.

Wenn das Vorgeben wirklich gegründet ist, daß der englische Handel in Portugal sehr abgenommen hat, rührt es blos davon her, daß die

die Portugiesen den Schleichhandel von Buenos Ayres verloren, welcher jährlich sechzigtausend Pfund Sterling betrug; daß sie ihren eigenen Kornbau verbessert, selbst Fabriken und Manufacturen errichtet, und nicht, weil sie irgend einer andern Nation Vorrechte verstattet haben.

Der unmittelbare Handel der Nordamericaner hat auch viel dazu beigetragen, die Ausfuhr der Engländer zu vermindern. Denn die americanischen Schiffe bringen Korn, Mehl, Gartenfrüchte, gesalzene Fische und verschiedene andere Artikel, welche sonst geradezu aus den englischen Häfen herbeigeführt wurden.

Der folgende Auszug aus den Registern des Zollamts zu Lissabon, wird diese Sache besser aufklären als alle Raisonnemens; er wird zugleich den grossen Antheil zeigen, welchen die Engländer noch an den Portugiesischen Handel haben.

Schiffe, welche in den Hafen von Lissabon angekommen sind.

1774.		1775.	
Portugiesische	104	Portugiesische	121
Holländische	52	Holländische	41
Französische	43	Französische	75
Schwedische	45	Schwedische	40
Dänische	41	Dänische	28

Spa-

Spanische	7	Spanische	9
Venetianische	4	Venetianische	4
Hamburgische	1	Danziger	1
Total	297	Total	298
Englische	348	Englische	371

In diesem Verzeichnis sind die Schiffe, welche den Weinhandel in Oporto besorgen, nicht eingeschlossen, noch die, welche wegen des Handels von Betyra nach Aveiro kommen, oder nach Figueira wegen der Universität Coimbra und ihrer Gerichtsbarkeit, nach St. Ubes für Salz und andere Artikel, nach Faro und in die andern Hafen von Portugal. Alle diese zusammen müssen eine ansehnliche Zahl ausmachen, ich bin aber nicht im Stande, eine genaue Nachricht davon zu geben.

Es erhellet aus dem Auszuge, welchen wir von den Zollregistern gemacht haben, daß den einheimischen Handel ungerechnet der Handel der Engländer in Lissabon mehr als noch einmal so viel beträgt, als der aller andern Nationen zusammen genommen.

Der Tractat von 1703. befreiete die Engländer ausschlieslich von allen portugiesischen Gesetzen, welche ausdrücklich die Einfuhr aller Arten von Wollenmanufacturen ohne Ausnahme

ver-

verbieten. Es wären denn solche, deren Importation die Engländer zum Besten der Holländer verlangten, welche auch durch ihre Vermittelung 1705. die Erlaubniß erhielten, Wollenmanufacturen aus einigen deutschen Staaten und ihre eigenen einzuführen.

Der Handel der Engländer besteht vorzüglich in wollenen Zeugen, Flanellen, Etaminen, Droguetten, Tüchern, und aller Arten wollenen Waaren, die man in Norwich, Manchester und Spitalfields verfertigt. Nach einer Berechnung, die dem Parlament 1713. vorgelegt ward, betrug der Werth aller englischen in Portugal eingeführten Wollenwaaren, 1,300,000 Pfund Sterling, und was Portugal an andern Handelswaaren aus England erhielt, 70000 Pfund. Ja der einzige Artikel von Flanellen, wovon England in manchen Jahren für 112820 Pf. Sterling absetzte, bezahlte, was es von portugiesischen Oel, Salz, Früchten und andern Waaren, Wein ausgenommen, bekam. Ferner Leinwand, seidene und wollene Strümpfe, Baumwollenzeuge, und alle möglichen Waaren, die in Birmingham und Scheffield verfertigt werden. Ausserdem Uhren, unverarbeitet Zinn, Bley und Kupfer, Steinkohlen, selbst Lebensmittel, die in gesalzenem Fleische, Korn, Mehl, Zwiback und Stockfisch *) be=

*) Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts fieng Portu=

bestehen. Ueberhaupt schickt England so mancherley eigene und nordamericanische Waaren nach Portugal, daß dieser Staat gewis 100000 englische Manufacturisten und andere Arbeiter in Nahrung und Bewegung setzt.

England nimmt dagegen an portugiesischen Waaren, wie oben bemerkt worden, nur wenig Artikel, Wein, Felle, Früchte und Orseille, und manche, wie Salz *), Toback und Oel, in unbeträchtlichen Quantitäten.

Es

Portugal so gut wie Spanien seine Fastenspeisen selber auf den Sandbänken von Neufoundland. Sie hatten 1578. funfzig Fahrzeuge hier, wie England nur noch dreißig Schiffe beschäftigte, welche hier 3000 Tonnen Laduna zurück brachten. Anthony Packhurst, on the true State and Commodities of Neufoundland. in Hacluits Voyages. T. III. p. 132.

*) Salz geht vorzüglich nach Schottland, und Glasgow, der vornehmste Handelsort dieses Königreichs erhielt 1771. an 14000 Buschels und überhaupt an portugiesischen Waaren, in diesem Jahr von Figuira, 5018 Buschel Salz, 1390 Gallons Wein, (deren 168 ein englisches Oxhoft machen,) von Lissabon, 1710 Buschel Salz, und 2263 Gallons Wein. Von Oporto 129000 Pfund Kork, 5500 Citronen, 26907 Gallons Wein. Von St. Ubes, 26000 Citronen, 7202 Buschel Salz, und 1135 Gallons Wein. v. Gibsons History of Glasgow. p. 214.

Es ist daher offenbar, daß Portugal eine ansehnliche Summe in Gold- und Silberbarren denen Nationen, mit welchen es handelt, zuschiessen muß. Längstens ist durch die Register der Flotte bewiesen worden, daß in einer Zeit von sechzig Jahren bis 1756 man 105,010,000 Pf. Sterling in Portugal eingeführt hat. Und dennoch ist es eine wohlbestätigte Sache, daß sich alles Geld des Königreichs im Jahr 1754. nur auf 750000 Pfund Sterling belief; und daß zu gleicher Zeit die Nation 3150000 Pfund Sterling verschuldet war *).

Es

*) Nach den englischen Zollregistern die Sir Charles Whitworth von 1697 : bis 1773. bekant gemacht hat, verdoppelte sich gleich mit dem Jahr 1703. Englands Einfuhr in Portugal gegen die besten Jahre der vorigen Zeiten, wohin England doch wol bisweilen wie um 1698. und 1701. für mehr als 235800 Pf. St. an Waaren ein: als ausführte. Von 1703/1765. war nur ein einziges Jahr 1718. wo Englands portugiesische Ein- und Ausfuhr sich fast balancirte, und Portugal nur für 84844 Pf. englische Waaren mehr bekam, als es mit eigenen, und brasilischen Produkten bezahlen konte. Und nur vier Jahre dieser Periode betrug der Ueberschus der englischen Ausfuhr nicht völlig 300000 Pf. der sonst im Durchschnitt gewöhnlich auf 600000 Pf. St. stieg. Von 1765: 1773. aber hat sich dieser Ueberschus über die Hälfte vermindert, und fiel abwechselnd zwischen

173,164

Es ist aber wirklich offenbar, daß der englische Handel dennoch am wenigsten unvortheilhaft für die Portugiesen ist, weil eine so grosse Menge einheimischer Produkte, als Wein, Pomeranzen, Citronen, getrocknete Früchte und andre Landeswaaren jährlich nach England geführt werden, welches die Balance des Handels zwischen diesen beiden Nationen weit gleicher macht, als sie sonst mit irgend einem andern Volke seyn könnte.

Was die Portugiesen nach Holland, Frankreich und der baltischen See führen, ist nur sehr wenig in Vergleichung dessen, was sie von dort wieder bekommen. Es ist ein grosser Irrthum, wenn man England für den einzigen Abgrund hält, der

173, 164 und 361, 490 Pf. Seit dieser Zeit, wo Whitworths Register aufhören, oder den americanischen Unruhen, ist der Handel noch mehr gefallen, wie Doctor Price, in seinem Essay on the population of England. p. 85. beweiset. Weil diese Bilanz den neuesten Zustand des englischen portugiesischen Handels enthält, und an einem Orte steht, wo man sie nicht vermutet, will ich sie von daher einrücken.

Jahr.	Engl. Einf. v. Port.	Ausfuhr dahin.	Ueberschus der letztern.
1775.	367893 Pf. Sterl.	632989.	265096.
1776.	372439.	530784.	158345.
1777.	382708.	554449.	171741.
1778.	340576.	430936.	90360.

der das portugiesische Geld verschlingt; dieser Irrthum kömt daher, daß die englischen Schiffe wegen ihrer bekanten Vorzüge in der Schiffahrt, beinahe einzig gebraucht werden, dieses Geld auszuführen; so, daß sie nicht allein die Gelder der Holländer und anderer handelnden Nationen nach England, sondern auch geradesweges nach verschiedenen Seehafen des mittelländischen Meers schiffen *); welches ihnen das Ansehen giebt, als ob sie einen weit grössern Antheil am portugiesischen Handel hätten, als sie wirklich besitzen.

Seit einiger Zeit wird dem portugiesischen Minister der Verfall des englischen Handels in Portugal zugeschrieben. Ich kann aber versichern, daß wenn gleich der Minister völlig überzeugt war, wie unvortheilhaft dieser Handel vor Portugal sey, und sich bemühete, ihn auf einen bessern Fuß zu setzen, so war er dennoch eben so vollkommen überzeugt, das der Handel mit England dem Reiche am wenigsten schadete, und begünstigte die Verbindung mit dieser Krone überaus sehr. Will man ihn beschuldigen, den Tractat mit England entgegen gehandelt zu haben, weil er den Ackerbau zu befördern suchte, Künste

*) Die englische Besatzung in Minorca wird mit portugiesischem Gelde bezahlt. Zweimahl im Jahre komt ein Schif von Lissabon mit dieser reichen Ladung an.

ste einzuführen, den Handlungsgeist zu beleben, und das Joch der Fremden abzuschütteln, bemüht war, so glaube ich handelte er recht, und für das wahre Beste seines Vaterlandes. Und so sehr auch diese Maasregeln dem Interesse fremder Kaufleute zuwider laufen, so machen sie doch dem Minister die gröste Ehre, obgleich einige wenige Privatleute darunter leiden mögen.

Es würde gewiß eine sehr eingeschränkte Politik seyn, wenn man nicht zugeben wollte, daß nur ein Minister entscheiden müsse, was dem Interesse des Staats am zuträglichsten ist; denn ungeachtet alles dessen, was man von der Treue und Aufrichtigkeit in Tractaten anführen kann, so bleibt doch jeder Staat der beste Richter von seinem eigenen Interesse, und besitzt das unstreitige Recht, diejenigen Mittel anzuwenden, welche es zu seiner Erhaltung und zur Beförderung seines Wohlstandes am geschicktesten hält.

* * *

Sechster Brief.

Lissabon den 5ten May 1777.

Bey Anordnung der Finanzen hatte Herr Pombal grosse Schwierigkeiten zu überwinden. Die lange Krankheit des Don Juan des fünften

vor seinem Tode hatte alle Theile der Regierung geschwächt, und alle Arten der Misbräuche eingeführt. Der Staat war ohne Geld, und mehr als vier Millionen Pfund Sterling schuldig, und obgleich die jährliche Einfuhr der Gold- und Silberbarren von den Colonien sehr beträchtlich war, so betrug alles Geld des Landes doch nicht mehr als 700,000 Pfund Sterling *).

Er versuchte diese Misbräuche abzuschaffen, sie waren aber mit dem ganzen Wesen der Regierung so verflochten, daß eine grosse Macht und viel Beharrlichkeit und Rechtschaffenheit nöthig waren, um sie auszurotten. Er machte damit den Anfang, daß er viele Stellen und Pensionen unterdrückte oder einzog, welche Personen bekleideten, ohne dazu im mindesten tüchtig zu seyn. Er schafte die herrschende Gewohnheit ab, beinahe jedem, der darum anhielt, eine Pension zu gewäh-

*) Nach Hrn. Legationsrath von Jung Nachrichten von der portugiesischen Litteratur, S. 93. war Silbergeld noch 1762. so rar, daß es unglaubliche Mühe gekostet haben würde, 100 Thaler Silbergeld zusammen zu bringen. Der Truppen wegen muste etwas Silbermünze geschlagen werden, wozu das Silber aber aus England kam. Dies ward aber bald so selten, daß wenn man in einem Laden, um eine Waare eines Thalers werth handelte, der Krämer lieber nicht verkaufen, als eine Guinee wechseln wolte.

währen. Er verminderte die Zahl der Aufseher und Einnehmer der Finanzen, machte neue Einrichtungen in der Art sie zu heben, so daß die Hebung der königlichen Einkünfte überhaupt nur ein halb Procent der ganzen Einnahme kostete; und dieses kam zum Theil noch daher, daß das Geld aus den entfernten Provinzen mit der Post geschickt wurde, welche in Portugal an eine gewisse Familie verpachtet ist. Er untersuchte die Rechnungen derjenigen, welche Foderungen an den Staat hatten, und fand verschiedene Artikel offenbar übersetzt, die er sodenn verbesserte, und Einrichtungen machte, wodurch dergleichen Misbräuchen aufs künftige vorgebeuget wurde.

Durch diese heilsamen Verordnungen brachte er die Einkünfte des Staats bald in einen bessern Zustand, wodurch er grosse Summen ersparte, und in kurzer Zeit der königlichen Schatzkammer eine weit leichtere Circulation verschaffte.

Unterdessen, daß man sich mit diesen Einrichtungen beschäftigte, brachte das erschreckliche Erdbeben 1755. eine gänzliche Veränderung in der Gestalt der Sachen hervor. Unter allen Unglücksfällen, welche ein Land treffen, ist dies ohne Zweifel der fürchterlichste. Man rechnet, daß über 15000 Personen von der Erde verschlungen wurden. Das Elend war allgemein,

die

die ganze Stadt war nur ein ungeheurer Haufen Schutt; die Reichthümer des Fürsten, der Kirche und des Volks hatten alle ein gleiches Schicksal, und die Erde nahm wieder die Metalle in ihren Schooß auf, welche der Geiz ihr entrissen hatte *).

Der

*) Ueber dies Erdbeben findet man im hannöverschen Magazin 1779. vom 64. bis zum 78. Stück eine interessante Samlung authentischer Briefe, welche während und kurz nach dem Erdbeben zu Lissabon, in dieser Stadt und ihrer Nähe geschrieben worden, und die mannigfaltigen schaudervollen Auftritte deutlich schildern, die die allgemeine Verwirrung der Einwohner vergrösserten. Auf dem grossen Marktplatz Rocie, wurden schwangere Weiber unter dem Getümmel von Geburtsschmerzen überfallen, und gebahren vor jedermanns Augen. Priester und Mönche liefen mit dem Kreuze herum, und riefen den Verwundeten, Halberstikten ohne Unterlaß zu, das Ende der Welt ist da. Der König lies befehlen, das Volk solle sich von der Stadt entfernen, aber die Leute antworteten den Soldaten, sie hätten keinen König. Wegen des überhand nehmenden Feuers, und der Besorgnis, daß die Pulverthürme in Brand gerathen möchten, wolte der König den dritten November die Stadt bombardiren, und rasiren lassen. Wegen der Diebereien, ward jeder Verdächtige, der gebrantes Geld bei sich führte, oder unter dem Schutt grub, ohne Umstände aufgeknüpft. Nach diesen

Der Minister gab bey dieser Gelegenheit Befehl, daß die Provinzen, welche das Unglück verschont hatte, den Elenden beystehen sollten, die ihr ganzes Vermögen verlohren hatten. Er fertigte auch Couriere an alle Höfe von Europa ab, um ihnen die unglückliche Begebenheit zu melden; und zur Ehre unsers Jahrhunderts empfieng Portugal von allen Seiten Beystand. Die Regeln der Politik musten den Gesetzen der Menschlichkeit diesmal weichen; und die Mächte, von welchen man hätte vermuthen können, daß sie gegen Portugal übel gesinnt wären, waren die ersten, Hülfe zu leisten.

Die Engländer machten dem König ein Geschenk von Korn, Holz, Salz, Fleisch, Mehl und Reis, das sich am Wehrt wohl auf 100000 Pf. Sterling belaufen mochte. Die Stadt Hamburg schickte dem Könige ein paar Ladungen an Holzwaaren, Balken und Brettern, welches alles auserlesen war; und für die in Lissabon wohnenden Hamburger kam ein mit geräucherten Fleisch, Segeltuch, Bettlacken, wollenen Strümpfen, Tauen ꝛc. beladenes Schiff an, deren Austheilung der hamburgische Consul besorgte.

Die Briefen sind in dem Erdbeben, über 30000 Personen umgekommen, worunter man 19 bis 20000 weiblichen Geschlechts rechnete, die in den Kirchen erschlagen worden.

Die Unordnungen waren sehr groß, welche natürlicher Weise auf diesen fürchterlichen Zufall folgen musten. Eine Menge Personen, welche auf einmal aller Mittel beraubt wurden, ihren Unterhalt zu verdienen, nahmen ihre Zuflucht zum Stehlen. Die gröste Sorgfalt und ausserordentliche Geschicklichkeit wurden erfordert, um die Ordnung und öffentliche Sicherheit wieder herzustellen.

Der Zustand, in welchem sich die Stadt befand, war so kläglich, daß man befürchtete, es würde nicht möglich seyn, sie je in ihren vorigen Zustand zu bringen. Es ward dem Conseil vorgeschlagen, den Siz der Regierung nach Coimbra zu verlegen, auch bey Belem eine neue Hauptstadt wieder zu erbauen; der Marquis von Pombal widersetzte sich aber diesem Vorschlage sehr heftig; und zum Glück für Lissabon behielt seine Meinung die Oberhand. Er ließ Plane verfertigen, die Stadt auf eine regelmäßigere und bequemere Art aufzubauen, und sorgte zu gleicher Zeit für die Sicherheit und das Wohl des Volks.

Kaum war die öffentliche Ruhe einigermassen wieder hergestellt, als der Staat von neuem durch die vergeblich versuchte Ermordung des Königs erschüttert ward. Man hat an einigen Höfen in Europa ganz verschiedene Muthmassun-

gen in Ansehung dieser Begebenheit gehabt. Verschiedene Ursachen haben veranlasset, daß nicht der ganze Verfolg dieser unglücklichen Geschichte bekannt geworden ist. Die Staatspolitik und wahrscheinlicher Weise das Interesse und die Ruhe des Publikums haben es nothwendig gemacht, daß einige Umstände verschwiegen blieben. Eine von den vornehmsten Ursachen war aber wohl der ausdrückliche Befehl des Königs, welcher den Gedanken nicht ertragen konnte, daß eine Person, die junge Marquisin von Tavora, mit der er einen verliebten Umgang gehabt hatte, öffentlich zur Schau gestellt und bestraft würde; und bey dieser Gelegenheit siegte die Ehre des Liebhabers über die Pflicht des Fürsten.

Man hat insgemein davor gehalten, daß manche Diebe und Missethäter zu scharf bestraft wurden, welches auch nicht zu leugnen ist. Aber nach der damaligen Lage der portugiesischen Regierung war die Strenge des Urtheils weniger auffallend.

In souverainen Staaten, wo der erste Grundsatz der Regierung die Furcht ist, sind die Strafen immer strenge, und der Gehorsam gegen die Gesetze wird nur durch die Furcht der Strafe erhalten. In solchen Regierungen wird der Königsmord als ein Verbrechen der ersten Grösse angesehen, und muß folglich mit der grö-

sten Strenge bestraft werden... Uebrigens kann man die Todesart der portugiesischen Verschwornen nicht als zu scharf ansehen, da sie nur die Strafe litten, welche die Gesetze den falschen Münzern und andern Verbrechern gegen den Staat auflegen. Man kann sich über die Strenge des Gesetzes beklagen, aber man kann den Richter nicht der Grausamkeit oder Ungerechtigkeit beschuldigen, welcher ein Urtheil fällt, das den Gesetzen gemäs ist.

* * *

Siebenter Brief.

Lissabon den 2ten März 1777.

Gleich nach der Verschwörung versuchte der Minister die Misbräuche abzuschaffen, welche sich in der Kirche eingeschlichen hatten, und seine erste Bemühung gieng dahin, die Processionen der Auto da Fe abzustellen, eine grausame Ceremonie, welche der Nation und der Menschlichkeit zur Schande gereichte, und mit dem grösten Pomp seit der Regierung Johann des fünften gefeiert wurde.

Er machte ein Gesetz, nach dem kein von der Inquisition verurtheilter Verbrecher sein Leben oder Vermögen verlieren konte, wenn sein

Pro=

Proces nicht vorher von dem Conseil untersucht worden, und eine vom Könige unterzeichnete Ordre die Vollziehung seines Urtheils erlaubte. Die Gerechtigkeit und Menschlichkeit dieses Gesetzes sprechen sehr zu seinem Vortheil. Das Volk sahe sich dadurch von der grausamsten und schändlichsten Unterdrückung befreyet, unter welcher je eine Nation geseufzt hat.

Die Vertreibung der Jesuiten folgte bald auf dieses Gesetz. Und wenn Europa die Vortheile geniesst, welche die Folgen der Zerstörung dieses Ordens sind, so hat es solche vornehmlich den muthigen Bemühungen des Marquis von Pombal zu verdanken.

Diese Vertreibung der Jesuiten veranlaßte eine grosse Kälte zwischen den römischen und portugiesischen Höfen, welche sich bey Gelegenheit der Vermählung des Prinzen Don Pedro sehr deutlich zeigte. Während den drey Tagen, daß man öffentliche Freudensbezeugungen anstellte, weigerte sich der päbstliche Nuntius, sein Palais zu erleuchten, und die Streitigkeiten, die hierauf folgten, brachten es bald so weit, daß ihn der portugiesische Hof zurück schickte.

Der Marquis von Pombal, welcher überzeugt war, wie unmöglich es sey, grosse Verbesserungen zu unternehmen, ohne die ungeheure

Macht

Macht und den Einfluß der Geistlichkeit zu vermindern, nahm dieser Gelegenheit wahr, die grosse Autorität des Nuncius einzuschränken, welcher in der Folge nur auf den gewöhnlichen Fuß eines Abgesandten einer fremden Macht aufgenommen wurde. Man gestattete ihm nicht mehr alle Rechte der Oberherrschaft über die Geistlichkeit, welche man bis dahin als Unterthanen des römischen Stuhls betrachtet hatte, die nicht nach den Gesetzen von Portugal bestraft oder gerichtet werden konnten.

Die ansehnlichen Summen, die man beständig an die Kirchen für Todtenmessen gegeben hatte, waren eine schwere Auflage für alle Gewerbe und Industrie, und hinderten sehr den Umlauf des Geldes. Der Minister schafte diese Gebete nicht ab, denn er wuste sehr wohl, daß die Einkünfte der Kirche so sicher seyn müsten als die des Staats. Er war übrigens überzeugt, daß man Gott geben müsse was Gottes ist, eben wie dem Kaiser was des Kaisers ist. Aber er sahe zu gleicher Zeit die Nothwendigkeit, die Rechte der todten Hand einzuschränken; damit, was aus einer frommen Absicht geschahe, in seinen Folgen nicht ein Verbrechen gegen den Staat würde, indem dadurch seine Einkünfte gewis verringert wurden. Er setzte also die Zahl der Messen fest, welche man für die Todten halten sollte, und bestimte den Preis jeder Messe.

Die

Die grosse Menge der Klöster und geistlichen Ordenshäuser war eine andere drückende Last für die Industrie. So erschöpft wie Portugal war, gab es dort dennoch über sechshundert Klöster und eine Menge geistlicher Ordenshäuser, wovon verschiedene mehr als zehntausend Pfund Sterl. jährliche Einkünfte besassen. Diese Stiftungen raubten dem Staat eine grosse Anzahl nützlicher Unterthanen, und verminderten die Bevölkerung des Königreichs; und bey ihren grossen Reichthümern blieb es zweifelhaft, ob die Einkünfte der Kirche nicht ansehnlicher als die königlichen wären.

Obgleich nun der Marquis von Pombal einsahe, wie nothwendig eine Verbesserung in diesem Stücke sey, so kannte er auch eben so wohl die Schwierigkeiten, welche er in diesem Unternehmen zu befürchten habe, und die Vorwürfe, die man ihm machen würde. Aber die Bedürfnisse des Staats erforderten es, und seine Pflicht als Minister bewog ihn, es mit aller ersinnlichen Behutsamkeit zu unternehmen.

Er faßte den Entschluß, von dem er sich während seiner ganzen Staatsverwaltung niemals entfernte, die Stellen, welche in den verschiedenen Mönchsorden erledigt wurden, nicht wieder zu besetzen, sondern sie unbesetzt zu lassen, und sodann verschiedene Orden zusammen zu

schmel-

schmelzen, wenn die Anzahl der Mönche klein genug geworden wäre.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dergleichen Einrichtungen die Geistlichkeit äusserst beunruhigten, und daß sie sich alle Mühe gaben, des Marquis von Pombal Verordnungen und übrige Anstalten verhaßt zu machen. Aber auch die Geistlichkeit nicht allein ward durch diese Anordnungen in Schaden gesetzt. Die Reichthümer der Kirche waren die Zuflucht der jüngern Söhne aus vornehmen Häusern geworden, welche sich auf keine Art ihren Unterhalt zu verschaffen bemühten, und das müßige Klosterleben als einen glücklichen Zustand betrachteten. Da ihnen nun dieser Ruheplatz entzogen ward, verbanden sie ganz natürlich ihr Geschrey mit der Stimme der Kirche gegen den Minister, welcher ihre Beschuldigungen mit einer Standhaftigkeit ertrug, die seinem Charakter Ehre macht. Zufrieden, das Wohl des Landes zu würken, blieb er unerschüttert bey seinem Entschluß, ungeachtet wiederholter geheimen und öffentlichen Versuche, seine Absichten zu hintertreiben, und der Unzufriedenheit, die man öffentlich über sein Betragen bezeigte.

Die Inquisition hatte sich bis dahin das Recht angemaßt, alle Bücher vor dem Druck zu beurtheilen und zu verdammen. Der Marquis von Pombal aber hielt es für rathsam, zu diesem

sem Behuf ein Collegium zu errichten *), welches aus weltlichen Personen und Geistlichen vereinigt war; und jetzt wurden nur diejenigen Bücher verboten, deren Absicht offenbar dahin gieng, dem Volke eine Abneigung gegen die bürgerliche oder geistliche Macht beizubringen, und die Sitten zu verderben.

Achter

*) Ein Opfer dieser neuen Veränderung wurden die beiden natürlichen Brüder des Königs, wovon der ältere Generalinquisitor war. Der Minister verlangte von ihm die Erlaubnis ein Buch drucken zu lassen, das die Beichte betraf. Der Inhalt war, daß es in einigen wichtigen Fällen gesezmässig wäre, zu entdecken, was unter dem Siegel der Beichte offenbaret worden. Der Prinz schlug sein Ansuchen ab. Der Graf von Oeyras kam selber in sein Haus, um ihn dahin zu bewegen, ihre Reden wurden bei diesem Besuch so heftig, daß der Graf den Prinzen einen Verräther nannte. Der leztere zog dagegen auf dem Grafen den Dolch. Von ungefehr war der jüngere Bruder zugegen, und kam einem weitern Unglück zuvor. Den folgenden Tag aber wurden beide Prinzen in engen Verhaft genommen, worin sie bis zur Regierung der jetzigen Königin blieben.

Achter Brief.

Lissabon den 30sten März 1777.

Die Universität zu Coimbra hatte das nehmliche Schicksal erfahren als das ganze Land. Sie hatte wenig mehr als den Nahmen beibehalten; so wahr ist es, daß es eine Verbindung und natürliche Uebereinstimmung zwischen den freien und mechanischen Künsten giebt.

Jedes Land, wo man nicht einen guten Pflug oder ein gutes Spinnrad verfertiget, kann unmöglich grossen Fortgang in der Philosophie und den schönen Künsten gemacht haben.

Die Universität war so verfallen, daß sie in die Hände einiger unwissenden Pfaffen gerathen war, welche die Absichten ihrer Errichtung gänzlich vernachläßigten, und blos die Vortheile überrechneten, welche sie daraus ziehen könnten. Es waren sechs oder siebentausend junge Leute, die den Nahmen Studenten führten, das heißt, es waren 6 bis 7000 Nahmen in den Collegien eingeschrieben. Indessen erlaubte man den Studirenden, sich anderswo aufzuhalten, wenn sie nur die gewöhnlichen Gebühren bezahlten. Nach einer gewissen Zeit erhielten sie eine akademische Würde, die man als eine Art von Kaufmannswaare ansah, weil man sie durch Geld erlangen konnte.

Durch diesen Misbrauch ward der Fortgang der Wissenschaften so sehr gehemmt, daß man sich nicht wundern darf, wenn einige Zweige derselben gänzlich vernachläßiget wurden.

Der Minister behielt also dasjenige von den alten Anstalten und Universitätsgebräuchen bey, was ihm gut schien, und veränderte das übrige nach dem Muster der Universitäten in England, Frankreich und Deutschland.

Er bestimte die Zeit, welche jeder Studente auf der Akademie zubringen sollte, ehe er einen Gradum erhalten könnte, welcher ihm selbst erst nach einem öffentlichen Examen zugestanden werden sollte.

Er ernannte Professores in den mehresten Wissenschaften, und wählte nur die, welche er für die würdigsten hielt. Er errichtete zwey neue Professuren, eine für die Naturgeschichte und die andere für die Mathematik; welches grosse Unruhen unter der Geistlichkeit erregte, die sich viel Mühe gab, die neuen Anstalten zu hintertreiben, denn sie glaubten, daß man die Absicht hätte, die Ketzerey einzuführen, und hielten eine mathematische Demonstration für eine offenbare Gottlosigkeit, welche mit den Grundsätzen der christlichen Religion unmöglich bestehen könte.

Der

Der Marquis von Pombal ließ zwey Gebäude mit Zimmern für die Studierenden bauen, wie auch ein Cabinet zur Naturgeschichte, und eins zur Medicin und Chymie. Alle diese Gebäude wurden mit Geschmack aufgeführt, und machen beides dem Minister und dem Baumeister Ehre. Er gab Befehl, ein Observatorium zu bauen, und wieß, bis das Gebäude im Stande war, der mathematischen Facultät einen Ort an, wo sie unterdessen Beobachtungen anstellen konnte *).

Die

*) Eine kleine Schrift, Etwas neues aus Portugal Stendal bei Franzen und Grosse 1781. 8 Bogen in 8. giebt eine umständliche Nachricht von dem gegenwärtigen, durch Pombal umgeschaffenen Zustand dieser Universität. Nach der neuen Einrichtung sind acht theologische Lehrämter hier, eins für Kirchengeschichte, drei für polemische Dogmatic, eins für Moral, eins für Liturgie, zwei für die Bibel, das alte und neue Testament, und ausser diesen ein ausserordentliches Lehramt für Canonik. Wenn ein Lehrer am Lesen verhindert wird, so sind fünf substituirte Lehrer bestellt, die das unterbrochene Collegium fortlesen. Die Juristenfacultät besteht aus sechzehn Professoren, acht fürs bürgerliche und eben so viel fürs kanonische Recht, zu den ersten gehört auch der Professor der Geschichte, der die römische und portugiesische Historie lesen muß. Ausser den academischen Ferien im Aug. und Sept. und den Weinachts- und Osterferien, werden an den heiligen

Die Geistlichen klagten über die Kosten dieser Gebäude, und dachten nicht an die Grösse und Pracht vieler Klöster, welche doch in Ansehung des Nutzens gar nicht mit diesen Einrichtungen verglichen werden müssen.

Der Nutzen dieser weisen Einrichtungen bestand darin, daß die angebliche Zahl der Studen-

tigen Tagen und alle Donnerstage keine juristische Vorlesungen gehalten. Von den Medicinern, wird Kentnis der englischen und französischen Sprache gefordert. Wer fünf Jahr studirt hat, kann hernach auch ohne den Doctorgrad practisiren. Diese Facultät besteht aus acht Lehrämtern. Eins für Materia Medica, eins für Anatomie, eins für chirurgische Operationen und Geburtshülfe, eins für Anfangsgründe der Medicin und Chirurgie, eins für die Aforismen, und zwei practische Lehrstellen. Die Mathematik ist zu einer besondern Facultät erhoben, und geniest alle Rechte der Höhern. Die mathematische Facultätskleidung ist hellblau, und darauf eine Sphära armillaris gestickt. Allen Edelleute, die in Coimbra Mathematik studiren, wird diese Zeit eben so angerechnet, als wenn sie in wirklichen Kriegsdiensten gewesen wären. Es sind vier Professoren dieser Wissenschaft, der Geometrie, der Algebra, der Physik, und der Astronomie. Die fünfte oder philosophische Facultät, hies sonst Facultät der Künste, diese Benennung ist jezt aufgehoben, und sie besteht aus vier Professoren, der Logic und Moral, der Naturhistorie, Experimentalphysic, und Chymie.

denten sich verminderte, und derer, die wirklich die Akademie besuchten, sich vermehrte, und daß sie durch einen besser geordneten Unterricht zum Studieren mehr aufgemuntert wurden; so daß sie endlich die Kräfte ihres Geistes zu gebrauchen anfiengen, und Hoffnung gaben, daß die Nation einmal das Joch des Fanaticismus und Aberglaubens, welches sie so lange getragen hatte, abschütteln würde.

Der Marquis errichtete auch verschiedene öffentliche Schulen im ganzen Königreich. Er errichtete auch ein Kollegium oder königliche Schule für Edelleute, und stiftete eine königliche Akademie zu Mafra, und eine andere zu Lissabon. In dieser letztern lehrte man die Theorie des Handels in allen seinen Zweigen.

Er bemühte sich eben so, Brasilien in einen bessern Zustand zu versetzen, und den Geist der Industrie in den Colonien zu erwecken, den er in Portugal einführen wollte. Weil er wuste, daß ein Stand der Dienstbarkeit alle Kräfte der Seele erschlafft, und dem Menschen die Thätigkeit benimt, ließ er einen Befehl geben, welcher alle Eingebohrne von Brasilien für eben so frey erklärte als die Portugiesen selbst. Dieser Befehl macht der Menschlichkeit Ehre, und doch ist bis jetzt noch keine Nation von Europa so gerecht gewesen ihm nachzufolgen.

Diese

Diese wohlthätige Handlung, durch welche viele tausend Menschen ihre natürlichen Rechte wieder erlangt haben, deren sie eine strenge Regierung bis dahin beraubt hatte, ist des grossen Ministers würdig, welcher sie ausgewürkt hat, und muß seine Menschlichkeit gegen diejenigen rechtfertigen, welche ihn beschuldigen, grausame Thaten aus Antrieb eines rauhen und gallsüchtigen Charakters ausgeübt zu haben.

Um den Handel von Brasilien zu beleben, hob der Minister die Einschränkungen auf, welche die Schiffart dieser Colonie drückten, und erlaubte den Kaufleuten, ihre Schiffe absegeln zu lassen, wenn sie es für gut befinden würden; statt daß sie vormals nur zu einer gesetzten Zeit und in einer Flotte ihre Reise antreten musten, welches dem Handel sehr nachtheilig war.

Er schränkte auch die Gewalt des Vicekönigs ein, und verminderte die Auflagen, welche das Volk am mehresten drückten. Er schafte den Vicekönigs Titel ab, und machte die Befehlshaber in den Provinzen weniger vom Gouverneur von Rio Janeiro abhängig.

Neunter Brief.

Lissabon den 2ten Apr. 1777.

Ehe dem Marquis von Pombal die Staats-verwaltung von Portugal anvertrauet ward, hatte die Bestechung, die schleichende Pest so vieler Staaten, alle Theile der Regierung angesteckt. Die Finanzen, der Handel, der Ackerbau, und selbst die Kirche waren damit behaftet.

Die Armee war davon eben so wenig befreiet. Der letzte Krieg hat den Zustand der Truppen deutlich genug gezeigt; da aber die Unordnung des Staats allgemein war, und beinahe alle Stände darin verwickelt waren, erforderte es eine geschickte Hand und viel Zeit, um alles wieder in Ordnung zu bringen.

Die portugiesische Armee bestand vormals aus den drey verschiedenen Ständen. Einen Theil stellte der König, den zweiten der Adel und der dritte ward von den vornehmsten Städten des Landes angeworben. Alle diese Truppen besoldete der König, so lange sie in wirklichen Diensten waren.

So lange die Nation in häufige Kriege verwickelt war, fand diese Art Truppen anzuwerben nicht grosse Schwierigkeiten. Der kriegerische Geist belebte das ganze Königreich, und das Volk

war bey dem glücklichen Fortgang der Armee zu sehr interessirt, um schlechte Truppen zu seinem Antheil zu stellen. Nachdem aber ein langer Frieden auf die Unruhen gefolgt, und das Land erschöpft war, artete der kriegerische Geist aus, und die jungen Edelleute hielten es unter ihrer Würde, in Kriegsdienste zu treten. Man ernannte also unwissende Officiere, welches alle Kriegszucht völlig zernichtete, und täglich neue Misbräuche einführte; zuletzt wählte man sogar Officiere unter den Bedienten des Adels, und es war nicht ungewöhnlich, einen Kammerdiener zu sehen, welcher Kapitain unter der Infanterie war, oder einen Kutscher als Officier bey der Reuterey; diese bedienten ihre Herren bey Tische, oder fuhren sie im Wagen an den Tagen, die sie vom Dienste frey hatten.

Man kann sich vorstellen, daß die untern Grade beim Kriegswesen nicht besser besetzt waren. Um diesen Misbräuchen abzuhelfen, vergab der Minister die Stellen nicht, welche erledigt wurden, fest entschlossen, eine gänzliche Reforme vorzunehmen, so bald die Umstände es erlauben würden.

Man muß die Verbesserung des Kriegswesens in Portugal vornehmlich dem Grafen von der Lippe zuschreiben. Dieser General speisete eines Tages bey dem Grafen von Arcos, Gene-

ral der portugiesischen Truppen, und bemerkte einen der aufwartenden Bedienten des Hauses in einer Officier-Uniform. Nachdem er erfahren, daß dieser Mensch Cüraßierhauptmann beim Regiment von Alkantara sey, stand er vom Tische auf, und ließ ihn zwischen sich und dem Grafen niedersitzen, dessen Stolz bey dieser Gelegenheit eine grosse Kränkung erlitte. Der Graf von der Lippe erklärte sich auch nachher laut für den Zweykampf, und versicherte, daß er jeden Officier verachten und cassiren würde, der sich unter dem Vorwande der Religion oder der Gesetze weigern würde, Genugthuung zu geben oder zu nehmen.

Weil der Marquis von Pombal die erledigten Stellen nicht so bald besetzte, glaubte man, daß er das Militaire vernachläßigte. Denn man dachte, ein Minister, der eine unumschränkte Gewalt in Händen habe, hätte nicht nöthig, so vorsichtig zu Werke zu gehen. Man muß dennoch gestehen, daß er klug gehandelt hat, so wenig Gewalt als möglich zu gebrauchen, wenn man bedenkt, wie viele Theile der Regierung fehlerhaft waren, und wie viele tief eingewurzelte Vorurtheile er auf einmal zu bekämpfen hatte.

Die Verbesserungen in der Kirche hatten schon den Adel beleidiget, welcher sehen muste, daß seine Kinder dieses gemächlichen Unterhalts be-

 raubt

raubt wurden, und die vollkommne Verbesserung der Armee würde ihnen die Mittel entzogen haben, eine grosse Menge Bedienten zu unterhalten, welches ihrem Stolze am meisten schmeichelt. Es war daher nicht rathsam, auf einmal mit zu viel Nachdruck zu verfahren, und weit klüger, Vorsicht zu gebrauchen. Der Minister begnügte sich also damit, daß er einen ordentlichern Sold einführte, die Soldaten besser kleidete, und eine schärfere Kriegszucht beobachten ließ.

Die portugiesischen Truppen waren bis 1735 ohne alle ordentliche Einrichtung, als Don Juan der fünfte einen Befehl gab, daß jedes Regiment Infanterie aus zwey Bataillons von 600 Mann bestehen sollte, daß sie in zehn Compagnien jede von sechzig Mann, die Officier mitgerechnet, abgetheilt werden solten, ohne die beiden Adjutanten, 2 Feldprediger, 2 Feldscheer und einen Regiments-Tambour. Jede Compagnie sollte einen Capitain, einen Lieutenant, einen Fähnrich, zwey Sergeanten, vier Corporale und einen Trommelschläger, und jedes Regiment 3 Stabsofficiere, einen Obristen, einen Obristlieutenant und einen Major, haben. Die Cavallerie- und Dragonerregimenter sollten aus 500 Mann bestehen, in 10 Compagnien jede von 50 Mann abgetheilt, die Officiere mitgerechnet. Dieser Verordnung zu Folge besteht die portugiesische Kriegsmacht

macht jetzt aus vierzig Regimentern Infanterie und sechzehn Cavallerie *).

* * *

Zehnter Brief.

Lissabon den 10ten April 1777.

Der Friede von 1763. hatte die Grenzen der spanischen und portugiesischen Besitzungen in Amerika noch nicht so genau bestimmt, um allen Streitigkeiten für die Zukunft gänzlich vorzubeugen.

Da diese Zwistigkeiten zwischen den beiden Höfen nicht allgemein bekannt sind, will ich versuchen,

*) Nach Major Dalrymple, dem neuesten Beobachter des portugiesischen Militairwesens bestand der Kriegsstaat in Europa dem Brasilischen ungerechnet, aus 26 Infanterieregimentern, jedes sieben Compagnien stark, zusamen 821 Mann, vier Artillerieregimenten, und 12 Regimentern Reuterei jedes von 400 Pferden. Aber die vom Graf von der Lippe unter den Subalternofficieren gemachten Verbesserungen, waren meist wieder vergessen, und in Lissabon brachte ihm ein portugiesischer Lieutenant persönlich die seidenen Strümpfe wieder zurück, die er bei seiner Frau hatte waschen lassen. S. Dalrymples Reisen durch Spanien und Portugal. S. 171.

suchen, die Ursachen davon so deutlich auseinander zu setzen, als es mir möglich seyn wird.

Man hat immer den Fluß von La Plata als die Grenze von Brasilien an der südlichen Seite angenommen, worüber man auch vormals völlig eins war; denn man findet in einen Traktat, welcher 1681. zu Lissabon unterzeichnet wurde, daß, als sich der Gouverneur von Buenos Ayres eines Postens bemächtigt, welcher den Namen der Colonie von St. Sagrament führte, und 1680. zuerst von dem portugiesischen Statthalter Don Mancel Lobo angelegt war, Carl der zweite, der damals in Spanien regierte, Befehl gab, den Portugiesen San Sagrament wieder zurück zu geben, und bestrafte den Gouverneur, diesen Angriff gewagt zu haben.

Der 6te Artikel des Friedens, welcher den 6ten Febr. 1715. zwischen den Spaniern und Portugiesen zu Utrecht geschlossen wurde, sagt ausdrücklich, daß, da Spanien durch den vorhergehenden Friedenstractat den 9ten May 1681. allen Streitigkeiten ein Ende gemacht hätte, es jetzt allen Ansprüchen, welche es auf die nördliche Seite des Flusses de la Plata haben könne, feyerlich entsage, und erklärt in den stärksten Ausdrücken: „daß das besagte Land dem König von Portugal und allen seinen Erben und Nachfolgern „zugehöre. „

Der

Der Besitz dieses Landes ward unterdessen den Portugiesen durch England noch mehr versichert,

Erstlich durch den 19ten Artikel des Offensiv-Bündnisses am 16ten May 1703.

Zweitens, durch den 5ten Artikel des Defensiv-Bündnisses, welches beide Mächte zu gleicher Zeit schlossen.

Drittens, durch den 20sten Artikel des Utrechter Friedens 1713. zwischen England und Spanien.

Viertens, durch die Garantie, welche die Könige von Portugal und Spanien unterzeichneten, und welche mit dem grossen Siegel von England besiegelt wurde, 1715. den 3ten May.

1762. nahm Don Pedro de Cevallos, spanischer General, zu Folge des Krieges zwischen beiden Höfen, von diesem Lande Besitz, von der Colonie von St. Sacrament an bis Rio Grande de San Pedro, welches Spanien den 10ten Febr. 1763. den Portugiesen wiederum abtrat, auch ihnen von den Engländern in denselben Frieden im 26sten Artikel garantirt wurde.

Ungeachtet aller dieser Tractate und des eigenhändigen vom König von Spanien unterzeichneten Befehls, San Sagrament zu räumen, behielt der Gouverneur von Buenos Ayres in dem

Lande

Lande Posto, unter dem Vorwande, daß es diesseits der Grenzlinie läge, welche der Pabst Alexander der sechste gezogen hatte. Er führte zugleich den sonderbaren Grund an, daß alle Tractate, welche vor irgend einem Kriege zwischen europäischen Mächten geschlossen worden, durch den Krieg ihre Gültigkeit verlören. Auch nahm er den zweiten Artikel des pariser Friedens nicht an, welcher ausdrücklich sagt: „Daß die Tractate „von 1668. 1701. 1713. und 1715. zwischen „den spanischen und portugiesischen Höfen, nebst „der Garantie von Grosbritannien dem gegen„wärtigen Frieden zum Grunde dienen sollten; „weswegen man sie erneuerte und auf die förm„lichste Art bestätigte. „

Ein andrer Vorwand, dessen sich die Spanier bedienten, war, daß die Portugiesen, zu Folge des Grenztractats von 1750. sich einiger Länder in der Nachbarschaft des Amazonenflusses bemächtiget hätten, welche unstreitig den Spaniern zugehörten. Dieses bezieht sich auf die Länder, welche mit den nördlichen Besitzungen der Jesuiten in Paraguay grenzten, und von denen die Portugiesen behaupten, daß sie den Spaniern eben so wenig gehören als Paraguay; denn die Jesuiten kamen zuerst hieher, unter dem Vorwande, die christliche Religion zu lehren, und nahmen sie in Besitz.

Sie

Sie hatten diese Länder in den waldigten Gegenden um die Ströme Paraguay und Uraguay, welche sich beide in La Plata ergiessen, und ihre Anstalten unter den wilden hier wohnenden Guaranis lange verheimlicht, daß weder Portugal noch Spanien etwas gewisses davon wusten. Kein Bischof durfte visitiren, kein Statthalter untersuchen, wenn sie nicht, wie meistens der Fall war, den Jesuiten ergeben waren. Kein Spanier oder Portugiese ward in den Mißionen gelassen. Die spanische Sprache ward nicht erlaubt, und Guaranisch verstanden die Jesuiten nur und ihre Sclaven. Eben daher überlies letztere Krone 1750. gegen die Colonie St. Sagrament am nordlichen Ufer des Plata-Flusses, der Stadt Buenos Ayres gegen über belegen, sieben Mißionen der Jesuiten am östlichen Ufer des Uruguay. Spanien hielt sich mit Recht für den Herrn dieser Länder, weil die Jesuiten von ihren bekehrten Indiern eine Kopfsteuer zahlen musten, und der spanische Hof beim Anfang dieser Mißionen jährlich 60000 Piaster auf ihre Gründung, Erhaltung und Erweiterung verwandt hatte.

Die Jesuiter hatten seit 1610. zwischen den unbekanten Wüsteneyen des Gouvernements Buenos Ayres und den unbestimten Grenzen von Brasilien am Uruguay 37 Mißionen angelegt. Neun und zwanzig lagen an der westlichen, und acht

an

an der östlichen Seite des Flusses. Und ihre Herrschaft erstreckte sich unter den wilden Stämmen der Guranis, vom Flusse Parana, der sich unter dem zwanzigsten Grad südlicher Breite mit dem Paraguay-Fluß vereinigt, bis an den Uruguay, der in demselben Fluß unter dem vier und dreißigsten Grad eben dieser Länge fällt. Um 1702. hatten diese Väter hier, nach Berichten, von ihrem Orden bekannt gemacht, 2771 Familien bekehrt, die sie auf 89480 Köpfe schätzten, und in neuern Zeiten, wo die Nachrichten von diesen Anstalten nur sparsam, und selten aus rechten Quellen bekannt geworden, hat man die Unterthanen dieses eine Zeitlang in Europa berüchtigten jesuitischen Reichs nie über 121168 Seelen geschätzt *). Unter diesen mit unglaublicher Mühe und Unverdrossenheit gezähmten Wilden errichteten die Jesuiten einen eigenen Staat, der von den Befehlen ihres Generals abhieng. Jede Mißion war der besondern Aufsicht zweyer Jesuiten anvertrauet, einem Pfarrer und einem Vicarius, der Pfarrer war der gebietende Herr, dem man mit grössester Ehrfurcht begegnete, und der

*) Nach Ibagnez Jesuitischen Reiche in Amerika, übergab der Provinzial Joseph Borreda 1753. dem Könige von Spanien eine Seelenliste, nach welcher in den Mißionen 101,217 Seelen vorhanden waren.

der sich selten anders als zu Pferde mit grossen Pomp und ansehnlichen Gefolge zeigte. Neben seinem Hause standen zwey Gebäude, in dem einen waren die Werkstätten für Künstler und Handwerker, worinnen unter andern Meister aus Italien Unterricht im Zeichnen, Bildhauen und Malen gaben; in dem andern Gebäude arbeiteten junge Mädchen unter Aufsicht alter Frauen. Weil Pfarrer und Vicarien in ihren Gemeinden nicht alles selbst besorgen konten, so wurden aus den Guaranis, zur Aufsicht bey der Arbeit, zur Erhaltung der Zucht, Leute gewählt, die die Jesuiten, Corregidoren, Kapitularen und Assessoren nannten. Sie genossen vor den übrigen Indiern verschiedene Vorzüge, und trugen ordentliche Kleidungen. Die übrigen oder geringern Guaranis musten alle Tage, ausser an Sonn- und Festtagen, das Feld bauen, Baumwolle und Paraguay-Kraut pflanzen, die Heerden besorgen, oder in den verschiedenen Manufacturen arbeiten. Den Weibern ward alle Montage eine gewisse Menge Baumwolle gegeben, die sie am Ende der Woche gesponnen zurück liefern musten. Alles war in den Mißionen beschäftiget, sogar Kinder, so bald sie über sieben Jahr alt waren. Für diese Arbeit bekamen sie nichts anders als die blosse Nahrung und Kleidung. Erstere ward alle Morgen ausgetheilt. Man rechnete auf jede Familie acht Personen, und reichte einer jeden

vier Pfund Rindfleisch, eine gehörige Menge Mahis, und 2 Loth Paraguay-Kraut, das zerrieben in Südamerica von den Einwohnern als Thee getrunken wird, aber doch berauscht. An Kleidern bekamen sie des Jahrs zwey baumwollene Hemden, und weder Bedeckung für den Kopf oder die Füsse. Auf diese Art kosteten den Jesuiten ihre Mißionen wenig oder nichts, denn alles, was die Leibeigenen arbeiteten, war blos zum Vortheil ihrer Herren. Die erzielten Produkte wurden in allgemeinen Vorrathshäusern aufbewahrt, ein einziges Loth, Mate, das ein Arbeiter heimlich behielt, ward scharf bestraft, und viele mit grossem Vortheil für die Gesellschaft Jesu in America und Europa verkauft. Ibagnez, ein Spanier, und ehemaliges Mitglied dieser Gesellschaft, der eine Beschreibung von diesen Mißionen drucken lassen, die in vielen Sprachen vorhanden ist, schätzte den wirklichen Wehrt derselben auf dreißig Millionen Piaster, welche sie aus dem Handel mit Baumwolle, Leder, Honig, Wachs, und dem Kraut Mate oder Paraguay-Kraut zogen, wovon sie jährlich den Provinzen Peru und Chili, für 450000 Piaster zu verkaufen pflegten.

Die Jesuiten hielten sich von diesen Ländern für eigenthümliche Besitzer, wie die Landcharte zeigt, welche sie von diesen Gegenden 1732. zu

Rom

Rom vom Johann Petroschi stechen liessen, und die hernach durch einen Nachstich von Johann Domingo in Venedig bekannter ward. Sie führt den Titel: Paraquariae, Prouinciae Societatis Iesu, cum adiacentibus nouissima descriptio, in Christo Patri suo Francisco Ritz, Soc. Iesu Praep. Generali 15. hanc terrarum filiorum suorum sudore et sanguine excultarum et rigatarum tabulam D. D. D. Prouinciae Paraquariae Soc. Iesu anno 1732.

Dieser vorgebliche Jesuiterstaat führte 1754. und 1755. einen wirklichen Krieg mit Portugal und Spanien seinen beiden Nachbarn, welcher bis 1758. fortgedauert hat. Die Abtretung einiger ihrer Mißionen an Portugal, und die Ankunft portugiesischer Truppen, sie in Besitz zu nehmen, um die Grenzen beider Reiche in Südamerica zu berichtigen, waren die Veranlassung desselben. Vorher suchten die Jesuiten durch Vorstellungen am Madriter Hofe, daß Portugal durch den Tausch Meister vieler schifbaren Flüsse würde, die sich bis ins Innere von Peru ergösen, und Spanien eine grosse Anzahl nützlicher Unterthanen verlöre, den Tractat aufzuheben. Und wie dieses nicht glückte, griffen sie zu den Waffen. Ihre Guaranis, die Feuergewehr führten, dis hatte der spanische Hof den Jesuiten schon im vorigen Jahrhundert erlaubt, um ihre

wehr-

wehrlosen Mißionen gegen die Anfälle der Paulisten aus Brasilien zu vertheidigen, widersetzten sich den einrückenden Spaniern und Portugiesen. Sie wurden aber von dem General der letztern, Freire de Andrada, mit grossem Verlust zurück geschlagen, und alle Mißionen an der östlichen Seite des Uruguay erobert. Damals schon behaupteten die Portugiesen, daß weder die Spanier noch ihr Anführer Don Joseph Andonaigui, je von diesen Ländern, wohin die Portugiesen ihnen als Sieger den Weg zeigten, Nachricht gehabt hatten.

Die Portugiesen von der Capitainerie von St. Paul, welche die Grenzen der Jesuiterlande bewohnten, bemerkten, daß die Pater ihre Gewalt auch an dieser Seite nordwärts auszubreiten suchten, und baueten also ein Fort dahin, um ihnen Widerstand zu thun; dieses Fort, welches am Pardoflusse belegen ist, welcher in Brasilien entspringt, und an der Grenze dieses Landes sich in den Parana ergießt, findet man auf der Charte der Jesuiten als den Portugiesen zugehörig angezeiget.

Eilfter Brief.

Lissabon den 15ten April 1777.

Aus der Charte, welche die Jesuiten herausgaben, erhellet es, daß der Fluß Pardo in dem Gebiet der Portugiesen fliest, diese auch geruhige Besitzer des Landes im Jahr 1732. waren, folglich 18 Jahre vor dem Grenztractat 1750.

Die beiden Bevollmächtigten, welche den Grenztractat 1750. schliessen solten, waren Thomas de Silva Telles und Don Joseph de Carvahal y Lancaster. Sie kamen beide überein, daß es unmöglich sey, ihren Auftrag ohne eine Charte des Landes zu erfüllen; sie gaben also Befehl, daß man eine zu ihrem Gebrauch verfertigen sollte, auf welcher die Besitzungen der beiden Kronen und was jede der andern abtreten sollte, angezeiget würde; damit die Charte zur Grundlage des Grenztractats dienen könnte.

Diese Charte ward von beiden Bevollmächtigten für richtig erklärt, sowol als die beiden Copien, wovon die eine auf portugiesisch in den Archiven von Madrit aufbewahrt werden sollte, und die andre in spanischer Sprache sollte in den Archiven von Lissabon bleiben. Der Titel der Charte war folgender:

Mapa.

Mapa.

De los Confines del Brezil, con las tierras de la Corona de Eſpana en la America Meridional. En el Anno 1743.

Dieſe Charte machte allen Grenzſtreitigkeiten, vorzüglich im nordlichen Braſilien, welche bis 1750. entſtanden waren, ein Ende. Nur blieb noch eine groſſe Strecke Landes, von Rio Pardo, bis an die Etabliſſemens der Jeſuiten am Uruguay, über, dieſes ſollte nach dem Gutdünken beider Höfe durch die Vermittelung gemeinſchaftlicher Freunde entſchieden werden. Allein der Krieg mit den Guaranis, den beide, ungeachtet des letzten Sieges über die Armee der Jeſuiten, fortſetzen muſten, die Schwierigkeiten, den Truppen ſo weit von den Beſitzungen beider Reiche die erforderlichen Nothwendigkeiten zu verſchaffen, vereitelte die Vollziehung des Grenztractats und die Abtretung von San Sagrament. Die Spanier zogen 1758. ihre Truppen zurück, aber die Portugieſen blieben in ihren Eroberungen unter den Garanis, bis ein Krieg in Europa beide Reiche 1761. in Feindſeligkeiten verwickelte, die ſich bald hernach, wie ſchon gemeldet worden, auch bis an die Ufer des Uruguay, und bis nach St. Sagrement ausbreiteten, und durch den Pariſer Frieden beigelegt wurden.

Zwölfter Brief.

Lissabon den 20sten April 1777.

Die von Don Cevallos in America angefangene Streitigkeiten zwischen Portugal und Spanien wurden alle Tage lebhafter; man machte verschiedene Versuche, die beiden Kronen zu vereinigen, als eine Begebenheit Hofnung gab, daß man den spanischen Hof von der Aufrichtigkeit des portugiesischen und seinem Verlangen, mit Spanien in guten Vernehmen zu seyn, überzeugen könnte.

Der Aufruhr von Madrit 1766. gab dem Marquis von Pombal Gelegenheit, dem spanischen Hofe seinen guten Willen zu bezeigen. Die Nachricht von dieser Begebenheit war kaum in Lissabon angekommen, als man einen Courier nach Madrit schickte, um Sr. Catholischen Majestät allen möglichen Beistand anzubieten, und ihn zu versichern, daß die Truppen auf den Grenzen von Portugal Befehl hätten, Ihro Majestät in allem Gehorsam zu leisten, und auf der Stelle zu marschiren, wenn Sie es für gut befänden.

Dieses Anerbieten ward sehr gut zu Madrit aufgenommen, und die Correspondenz, welche während dieser Zeit beide Höfe wieder anfiengen, gab dem portugiesischen Minister Hofnung, daß die jetzige Verfassung der Sachen vielleicht dienen

könte, alle ihre Streitigkeiten auf eine freundschaftliche Art beizulegen.

Zu diesem Ende schlug der Marquis von Grimaldi dem portugiesischen Abgesandten im May 1767. vor, einen Traktat zu schliessen.

Als der Hof zu Lissabon von diesen Gesinnungen benachrichtiget war, erhielt der Gesandte Befehl, das Anerbieten anzunehmen, und Sr. Catholischen Majestät zu versichern, daß der König von Portugal glaubte, sie müsten ihren beiderseitigen Generals Befehl geben, alle Feindseligkeiten einzustellen, und die Sachen wieder auf denselben Fuß zu setzen, wie sie solche im May 1767. gefunden hatten *). Der Brief, welcher diese Befehle enthielt, schloß sich auf folgende Weise: „Im Fall Ihre Catholische Majestät diesen Vorschlag genehmigen, und Euch eine Copie von dem Befehl, welcher an Herrn Buccarelli, Gouverneur von Buenos Ayres, geschickt werden soll, anvertrauen wollen, sollt Ihr eine Abschrift von dem

*) Beide Theile hatten in Brasilien einander angegriffen. Noch Bougainville, der gerade um diese Zeit in Rio Janeiro, und Buenos Ayres war, waren die Spanier in diesem Jahr vom Rio Grande in Upava, wo sie eine Forteresse hatten verjagt. In Rio Janeiro hatte man ein spanisches Kriegsschif angehalten.

dem Einschluß an den Marquis von Grimaldi geben.

Diesem Schritt zu Folge meldete Marquis de Grimaldi den 19ten October dem portugiesischen Gesandten, „daß Ihre Catholische Majestät den Vorschlag genehmigten, und das gröste Verlangen hegten, Beweise von Ihren freundschaftlichen Gesinnungen abzulegen; wovon er seinen Hof benachrichtigen könte.„

Nachdem diese Befehle gegeben worden, hörten alle Feindseligkeiten zwischen beiden Mächten während der Administration des Marquis de Buccarelli auf; das heißt bis zu Ende des Jahrs 1773. Damals wurden die Portugiesen verschiedentlich beleidiget, welches sie doch blos als eine Folge der Streitigkeiten ansahen, die natürlich zwischen einzelnen Unterthanen zweyer benachbarten und wetteifernden Mächte entstehen müssen.

Sie wurden aber bald aus ihrem Irrthum gezogen; denn Marquis de Bertiz machte auf Befehl des Don Franciscus Bruno de Zavala und an der Spitze einer Armee von 6000 Mann ein Manifest zu Rio Pardo bekannt, worin er dieses Land für ein Eigenthum des Königs von Spanien erklärte, und daß er die Portugiesen als Strassenräuber und Diebe behandeln würde.

Diese hatten desto mehr Ursache bestürzt zu seyn, da die Spanier während dem ganzen Jahr 1774. Kriegsvorrath von aller Art bekamen, und die portugiesischen Schiffe beständig beschossen, welche Provisionen in den Hafen von Patres Mor führten; welcher gegen Norden vom Flusse grande de San Pedro belegen, und der einzige Ort ist, wo die Portugiesen den nöthigen Vorrath für ihre Niederlassungen in der Gegend des Uraguay bekommen können.

Als der Marquis von Grimaldi hievon benachrichtiget wurde, schlug er eine neue Unterhandlung vor, und bediente sich verschiedenemal dieser Worte: der König, Euer Herr, mag sagen was er verlangt, und Ihre Majestät werden Ihn gerne befriedigen, sollte es auch mit Aufopferung Ihres eigenen Interesse geschehen.

Diese Unterhandlung ward zum zweitenmale im November 1775. vorgenommen, und der portugiesische Minister schrieb an seinen Hof, daß der König von Spanien Befehle an den Gouverneur von Buenos Ayres ausgefertiget habe, die Feindseligkeiten seit dem Anfange der Unterhandlungen einzustellen.

Als eine Antwort auf diese Nachricht ward der Gesandte bevollmächtiget zu declariren, daß Ihre allergläubigste Majestät Befehl gegeben

hätten,

hätten, ein Schiff nach Rio Janeiro auszurüsten, um den kommandirenden Seeofficieren die gemessensten Befehle zu bringen, mit allen Feindseeligkeiten einzuhalten, und alles wieder auf den Fuß zu setzen, als es den 17ten Julius gewesen war, wie diese Unterhandlung in Europa anfieng. Im Schlusse dieses Briefes waren folgende Worte: Ew. Excellenz können diese Versicherung dem Hofe von Madrit schriftlich geben, und eine ähnliche von Marquis de Grimaldi fodern.

Der Gesandte gab dem Befehl gemäß diese schriftliche Versicherung, und unterdessen das besagte Schiff den Brief vom Marquis von Grimaldi erwartete, erhielt der Hof von Lissabon ein Schreiben von seinem Gesandten in Madrit, des Inhalts: daß ein gemeinschaftlicher Freund (Lord Grantham) es über sich genommen, ihre Streitigkeiten zu entscheiden, und um diesen Zweck zu erreichen, hätte er ihm als das beste Mittel angerathen, seinen ersten Brief zurück zu nehmen und einen andern zu schreiben, worin die Zeit nicht bestimt wäre, nach welcher die Eroberungen in Brasilien auf dem vorigen Fuß gesetzt werden solten. In diesem Schreiben durfte auch des 17ten Julius keiner Erwehnung geschehen, eben so wenig als des Datums, da Sr. Catholischen Majestät auf einen Waffenstillstand angetragen, da man dies in Lissabon nur durch Mit-

theilung der Madriter Conferenzen vom 12ten August erfahren können.

Weil sich der portugiesische Gesandte darauf verließ, daß die Bemühungen seines Freundes ihm helfen würden, die Sache zu einem glücklichen Ausgange zu bringen, nahm er es auf sich, seinen ersten Brief zurück zu nehmen; und einen zweiten von folgendem Inhalt zu schreiben:

Ein Courier, welcher diesen Augenblick angekommen ist, bringt mir einen Befehl, Ew. Excellenz ausdrücklich zu versichern, daß der König mein Herr ein Schiff nach Brasilien abgeschickt hat, mit dem gemessensten und peremtorischen Befehl, alle Feindseligkeiten beizulegen.

Ich bitte Ew. Excellenz mir einen Revers zu geben, meinem Hofe zu melden, daß Ihro Catholische Majestät das nehmliche gethan haben.

Die Antwort des Marquis von Grimaldi war folgende:

Se. Majestät befiehlt mir, Ew. Excellenz zu benachrichtigen, daß dem Gouverneur von Buenos Ayres seit dem 12ten August Befehl gegeben worden, alle Feindseligkeiten mit den portugiesischen Truppen zu vermeiden, wofern diese nichts gegen die Unterthanen Se. Majestät unternehmen, und keine Angriffe auf die spanischen Länder wagen.

Der

Der portugiesische Hof, ob er gleich über den Schritt des Gesandten mit Recht erstaunte, der so ausdrücklich versichert hatte, daß das nach Rio Janeiro bestimmte Schiff schon abgesegelt sey, welches der weltkundigen Wahrheit so offenbar zuwider war, war dennoch nicht weniger geneigt, den Streitigkeiten ein Ende zu machen. Man fertigte also aufs eilfertigste Befehle aus, alle Feindseligkeiten so bald als möglich einzustellen. Diese Befehle kamen aber nur am 1sten April 1776. in Brasilien an, gerade am selben Tage, als der Hof zu Lissabon die Nachricht von der den 19ten Febr. 1776. geschehenen Zerstörung neun portugiesischer Schiffe in Rio Grande de San Pedro erhielt; und daß die Spanier sogar während der ganzen Unterhandlung sechs Vestungen errichtet und mit Garnisonen versehen hätten; auch daß sie alle Hauptpässe bevestigten.

* * *

Dreyzehnter Brief.

Lissabon den 25sten April 1777.

Der Marquis von Levradio, Vicekönig von Brasilien, war bey Empfang des Briefes, welcher den Befehl enthielt, die Feindseligkeiten einzustellen, sehr verlegen. Er gehorchte dennoch dem Willen des Königs unbedingt, und fertigte

tigte die nöthigen Befehle zum Waffenstillstande an die verschiedenen Gouverneurs aus.

Einige Tage, nachdem diese Befehle abgegangen waren, bekam er Nachricht, daß die Spanier den 26sten März und hernach den 2ten April verschiedene Angriffe gemacht hätten; und bald nachher erhielt er Briefe von den Gouverneurs von Rio Pardo und Rio Grande, die ihm meldeten: daß der Zustand der Sachen ihnen nicht erlaubt hätte, seinen Befehlen gemäß zu handeln, ohne sich und das Land dem Gutdünken der Spanier völlig zu unterwerfen, welche ihrem Manifest zu Folge sie insgesamt als Diebe und Räuber zu behandeln erklärt hätten. Sie entschuldigten sich, daß nur eine unvermeidliche Nothwendigkeit sie zwänge Feindseligkeiten auszuüben, und wider ihren eigenen Willen, seine Befehle, und den ausdrücklichen Willen des Königs nicht zu befolgen.

In diesem Zustande waren die Sachen, als der Marquis von Pombal beim Tode des Königs, nachdem er verschiedenemale um seinen Abschied angehalten, die Erlaubniß erhielt, sich auf seine Güter zu begeben. Er behielt die Besoldung seiner Stelle als Staatssecretair auf Lebenszeit, die einzige Belohnung, die er während seiner langen Staatsverwaltung erhalten hat *).

Ich

*) Herr Kriegsrath Dohm hat in seinen Materialien

Ich muß hier bemerken, daß man seit dem Anfange der Unterhandlungen zwischen Spanien und Portugal, dem portugiesischen Minister zu verstehen gegeben hatte, ohne es doch je öffentlich vorzuschlagen, daß, um den Streitigkeiten ein Ende zu machen, und die Freundschaft zu bevestigen, welche die Natur selbst unter beiden Nationen errichten zu wollen schiene, sie einander gegenseitig ihre Besitzungen in America garantiren sollten; und daß, wenn die Ländereien der Spanier oder Portugiesen angegriffen würden, sie gemeinschaftlich von beiden Partheien vertheidiget werden sollten. Diese Unterhandlungen wurden endlich den 1sten October 1777. von dem spanischen Minister, dem Grafen von Florida Blanca, und dem portugiesischen Abgesandten in Madrit, Don Franz Innocent de Sousa Coutinha, zu

Stande

lien zur Staatengeschichte und Statistik, dritte Lieferung, S. 321. ꝛc. aus des Ministers Vertheidigungsschrift Beweise geliefert, die überhaupt gute Erläuterungen zur Geschichte dieses Ministers geben. Pombal versichert darinn, er habe als Minister kein completes Silberservice gehabt, und wenn mehr als fünf und zwanzig Personen bei ihm speiseten, das nötige Silber vom Cardinal Acunha, und andern Staatssecretairen leihen müssen. Seit 1752. erhielt er vom König die Commanderie St. Michael de tres Minas, und die Stadt Oeyras, von der die Familie Corvalho den gräflichen Titel führt.

Stande gebracht, nachdem in Südamerica bereits seit dem 7ten September eben dieses Jahres alle Feindseligkeiten eingestellet waren. Dies geschahe durch den Tractat von Ildefonse, der nachher durch den bekanter gewordenen Tractat von Pardo vom 24sten März 1778. bestätigt wurde, und den ich zu dem Ende hier beyfügen will *).

Donno

*) Dieser Tractat von Ildefonse ist in Deutschland bisher unbekant gewesen, und er findet sich nur im Extenso nach dem portugiesischen in Lissabon den 1sten December publicirten Original abgedrukt, in Storia dell Anno 1777. Venezia a Spese di Francesco Pitteri. S. 207:224. Er erläutert nicht nur die vorhergehenden Streitigkeiten ungemein, sondern bestimt auch die Grenzen beider Reiche in America aufs genaueste, die noch auf keiner Charte nach demselben verzeichnet sind. Nach diesem Tractat hat Portugal freilich seine Herrschaft über das nordliche Ufer des La Platastusses eingebüst, aber auch dagegen ansehnliche Strecken Landes am Uraguay, die dieser Krone schon einmahl durch den unterbrochenen Vertrag vom 1zten Jenner 1750. abgetreten waren, und im mitlern Brasilien, erlangt. Der Frieden zu Pardo ist bekannter, auch auszugsweise verschiedentlich gedruckt worden, allein zu sehr abgekürzt. Die Hauptpuncte desselben bestehen in einem erneuerten Freundschafts- und Handelstractat, wonach die Unterthanen der schliessenden Mächte, in beiderseitigen Reichen, die Handels-

freiz

Donna Maria, von Gottes Gnaden Königin von Portugal und Algarbien, diesseit des Meers, und jenseit in Africa, thue hiermit allen bekant, welche gegenwärtige Urkunde sehen, in welcher den 1sten October dieses Jahres 1777. in Ildefonse zwischen mir und dem großmächtigsten König von Spanien, Carl dem zweiten, ein Präliminartractat unterschrieben ward, den unsere Bevollmächtigten, von meiner Seite Don Franz Innocenz di Sousa Coutinho, und von Seiten Sr. Catholischen Majestät, Don Joseph Monino Graf

freiheiten der begünstigten Nationen geniessen sollen, und Portugal und Spanien beinahe eine Union geschlossen haben. Portugal verspricht, in der Insel und dem Hafen von St. Catharina weder fremde Kriegsschiffe, noch Handelsfahrzeuge, ausser im Fall der äussersten Noth einzunehmen. Auch trat diese Krone an Spanien, für die zurückgegebenen Eroberungen zum Besten des spanischen Activnegerhandels, die Insel Annobon und Fernando del Po ab, nebst der Freiheit für spanische Unterthanen auf der gegen überliegenden guineischen Küste, bei dem Flusse Gabean, Camerones, St. Domingo und Cap Formoso Neger handeln zu können. Vier Jahre nach geschlossenen Frieden sollen auch die Portugisen Freiheit haben, brasilischen Taback nach Annabon und Fernando del Po schicken zu können. Der Frieden selbst steht in Extenso im Anno historico, 1778. p. 183/195.

Graf von Florida Blanca, geschlossen haben, und dessen Inhalt folgendermassen lautet:

1) Es soll ein beständiger fester Friede zu Wasser und zu Lande in allen Theilen der Welt zwischen Spanien und Portugal seyn. Alles, was beide Mächte und ihre Unterthanen gegen einander feindlich unternommen haben, wird in Vergessenheit gestellt, die vorhergehenden Tractaten vom 13ten Februar 1668. vom 6ten Febr. 1715. und vom 10ten Febr. 1763. werden hiermit bekräftigt, als wenn sie wörtlich eingerückt wären, die Stellen ausgenommen, die durch diesen Präliminarvertrag ausdrücklich abgeändert worden.

2) Alle zu Lande und Wasser von beiden Seiten gemachte Gefangene sind frey ohne Ranzion. Ihre gemachten Schulden müssen aber bezahlt werden. Alle Artillerie und Munition, alle Kriegs- und Kauffahrteyschiffe, die seit dem Pariser Frieden erobert worden, werden innerhalb vier Monaten nach diesem Präliminartractat zurück gegeben.

3) Da die portugiesische Colonie St. Sagrament, nebst der Insel Gabriel, und andern Posten am nordlichen Ufer des La Platastusses, auf welche Portugal ein Recht zu haben vermeint, die vornehmste Ursache des Zwistes zwischen beiden Cronen

nen gewesen, weil dadurch die ausschliesliche Schiffahrt der Spanier nach dem La Plata und Uraguay beeinträchtiget ward, so sind beide Höfe dahin übereingekommen, um einen ewigen Frieden zu erhalten. Die Schiffahrt auf dem La Plata, nebst dessen nordlichen und südlichen Küste sollen der Krone Spanien und ihren Unterthanen ausschlieslich gehören, ingleichen die freie Schiffahrt auf dem Uraguay bis dahin, wo der Fluß Pepiri oder Pepiri Guazu in den Uraguay fällt; und alles Land am nordlichen Ufer des La Plata bis zu folgender Scheidungs-Linie gehört an Spanien. Diese Linie nimmt an der Meeres-Küste, beim Flusse Cuy und dem Fort St. Michael den Anfang, geht durch beide Seiten des Sees Merim, die Flüsse und Bäche, die sich in dem Flusse Negro ergiessen, mit einbegriffen, so, daß diese nebst allen Flüssen, welche in dem La Plata und Uraguay, bis zur Mündung des Pepiri fallen, nebst allen Ländern, die Portugal hier besessen, oder in Anspruch genommen hat, der Krone Spanien anheim fallen, und Portugal allen Ansprüchen entsaget, die es auf diese Länder zu Folge des Utrechter Friedens machen konte.

4) Um allen andern Veranlassungen zum Streit zwischen beiden Mächten zu vermeiden, welche beiderseit ihre Herrschaft über den See dell

Oche

Oche (Lagoa dos Patos) und dem Fluß Grande di St. Pedro bis am Fluß Jacui ausdehnen wollen, welcher in dem letztern fällt; so ist man hierüber folgendermassen eins geworden. Die Einfart*) und Schiffahrt dieser Gewässer sollen der Crone Portugal ausschlieslich gehören, und das portugiesische Gebiet seinen Anfang nehmen, von dem Flusse Tahim an der südlichen Seite des Flusses Grande di St. Pedro, und vom ersten Flusse ostwärts in geräder Linie, längst dem Moraste Mangueira bis ans atlantische und westwärts von einer Grenzlinie, durch den See Merim,

*) An der Einfart des ersten Flusses Rio Grande die St. Petro liegt wahrscheinlich der S. 68. bemerkte portugiesische Haupthafen Patras Mor, und ist eben derselbe, den Lopez Charte de la Ertrada del Rio grande de San Pedro situado en la Costa, N. E. del Rio de la Plata, Madrid 1777. unter dem 32 Gr. südlicher Länge bemerkt. Den Nahmen hat Lopez nicht, wiewol er verschiedene Niederlassungen, Schanzen und von den Portugiesen hier angelegte Vestungen, auch ihren Hauptort unter der Benennung Fortalezza y Poblacion del Rio Grande de San Pedro. Auf Danvilles Charte findet sich der Flus sehr deutlich, nebst einigen portugiesischen Niederlassungen, auch in Dr. Robertsons Charte von Südamerika, die vom Ritter Pinto bei Brasilien verbessert worden, aber der Nahme Patros Mor auf keiner von beiden.

rim, und durch dem ersten Fluß, der von Süden her, in diesen See fällt, und nahe an dem portugiesischen Forte St. Goncalo vorbey fließt. Von hier erstreckt sich das portugiesische Gebiet weiter bis an den Ursprung verschiedener Flüsse, welche in den angeführten St. Peterfluß und Jacui fallen. Ferner oberhalb der beiden Flüsse Araricа und Coyacui, welche den Portugiesen verbleiben, und bis zu den Flüssen Piratini und Ibimini, die zum spanischen Antheil gehören, wird von diesen wieder eine Linie bis zur Mündung des Flusses Pepiriguazu gezogen, die portugiesischen Besitzungen von den spanischen Niederlassungen und Mißionen am Uraguay zu scheiden. Die Grenzcommissarien, welche diese Linie beiderseitiger Besitzungen in Südamerica vom See Merim bis zum Flusse Pepiri Guazu ziehen sollen, in welcher keine grossen Flüsse das Gebiet beider Mächte durchkreuzen, müssen die Grenzen über die Spitzen der Berge, durch Quellen und Nebenzweige der Flüsse folgendermassen führen, so daß Flüsse, die in den Ländern eines der schliessenden Staaten entspringen, und eine Strecke darin fortlaufen, demselben Staat immer bis zu ihrem Ursprung gehören sollen. Wo diese vorgeschriebene Demarcation aber nicht angeht, soll man sich nach ähnlichen Fällen richten, die in andern Artikeln dieses Tractats vorgeschrieben sind. Was von spanischen Ländern nordwärts dieser Li-

nie liegt, treten Se. Katholische Majestät an Portugal nebst allen daran habenden Rechten ab.

5) Nach dem, was in den vorhergehenden Artikeln zwischen beiden Mächten ausgemacht worden, verbleiben die Seen Merim und Mangueira, die Erdzunge zwischen beiden, und die Meeresküste längst denselben, sowol von der spanischen als portugiesischen Herrschaft ausgeschlossen, so, daß keiner von beiden sie in Besitz nehme. Die Portugiesen dürfen sich nicht südwärts über den Fluß Tahim ausbreiten, und die Spanier nicht nordwärts über die Flüsse Chui und St. Michael. Portugal aber tritt an Spanien alle am Fluß Chui gehabte Häfen, das Fort St. Michael und dem Hafen Castelli grande nebst den dazu gehörenden Districten ab.

6) Das längst der Grenzlinie bis zur Vereinigung des Pepiri guazu mit dem Uraguay belegene Land, etwa von der Breite der beiden im vorigen Artikel benannten Seen Merim und Mangueira, wird ebenfals von dem Gebiete beider Reiche als eine neutrale keinen zugehörige Gegend getrennt. Keinen soll erlaubt seyn, hier Schanzen, Vestungen oder Postirungen anzulegen, und für die Unterthanen beider Mächte sollen Grenzpfäle, Scheidemarken gesetzt werden, damit sie wissen, wie weit sie sich ausbreiten dürfen,

fen. Ueberhaupt soll man so viel wie möglich Flüsse, Seen, die höchsten Berge als die unveränderlichsten Scheidungszeichen aussuchen.

7) Die portugiesischen Unterthanen in der Colonie San Sagrament, der Insel Gabriel, und den andern im dritten Artikel an Spanien abgetretenen Besitzungen, auch alle, die seit den 1762. entstandenen Streitigkeiten, in den abgetretenen Ländern verblieben, haben Freiheit sich wegzubegeben, oder mit allen ihren Effecten zu bleiben. Eben die Freiheit sollen die spanischen Unterthanen haben. Alles was an Geschütz, Kriegsvorrath und Waffen beiden Reichen in den abgetretenen Plätzen gehört, bekommt jeder Theil zurück. Nur Portugal giebt das Geschütz und die Kriegsvorräthe wieder heraus, die bey der ersten Besitznehmung von Rio grande di San Pedro den Spaniern dorten gehörten.

8) Beide Frieden schliessenden Mächte sind dahin übrigens übereingekommen, daß die fernere Grenzlinie beider Länder von dem Einfluß des Pepiri in dem Uraguay folgendermassen nordwärts gehen soll. Nemlich den Fluß Pepiri hinauf, bis zu seinem Ursprung. Von diesem wieder durch das am höchsten liegende Land auf die im sechsten Artikel vorbeschriebene Art, bis an dem Fluß St. Antonio, der sich in dem Gurituba, sonst auch Iguazu genant, ergießt. Die-

sen Fluß geht die Grenzlinie wieder hinauf, bis da, wo er in den Parana von Osten her fällt. Nun folgt sie den Parana bis dahin, wo der Fluß Igurei sich an der westlichen Seite mit diesem Strome vereinigt.

9) Von dem Einfluß des Igurei in den Parana geht die Grenze den ersten Fluß bis zu seinem Ursprung hinauf. Sie läuft von hier in einer geraden Linie durch das hohe Land bis an den Fluß, der dieser Grenze am nächsten fließt, und in die östliche Seite des Paraguay fällt. Die Grenze geht hierauf den Paraguay hinauf bis zu den Morästen, die den Nahmen Laguna dey Xarayes führen, und durch diese Moräste bis an die Mündung des Flusses Jauru.

10) Von der Mündung des Flusses Jauru wird die Grenze westwärts in gerader Linie bis an das südliche Ufer des Flusses Guapore oder Itenes gezogen, der Mündung des Flusses Sarare gegen über, welcher ebenfals sich an der Seite des nördlichen Ufers mit dem Guapore vereinigt. Solten aber die Grenzcommissarien bey Untersuchung des Landes zwischen den Flüssen Jauru und Guapore andere Flüsse und natürliche Zeichen finden, die bequemer und mit mehrerer Sicherheit die Grenzen beider Länder bezeichnen könten, so soll zwar die Schiffahrt auf dem Jauru, und der Weg, den die Portugiesen von Cu-

raba nach Matogrosse gewöhnlich zu nehmen pflegen, der Krone Portugal ausschließlich verbleiben, allein beide contrahirende Mächte genehmigen die neue Veränderung, doch ohne ansehnliche Vergrösserung und Verminderung ihres beiderseitigen Gebiets. Von dem angenommenen Orte des südlichen Ufers des Guaporeflusses erstreckt sich die Grenze weiter diesen Fluß herunter, bis er sich mit dem Mamore vereinigt, (ein Fluß, der in der Provinz San Croce di Serra entspringt, und durch die Mißion der Moxos streicht,) bey dieser Vereinigung den Nahmen Madeira bekomt, und nachher sich mit dem Maranhon oder Amazonenfluß an dessen südlichen Ufer vereinigt.

11) Von der Vereinigung der beiden Flüsse Guapore und Mamore, geht die Grenzlinie den Fluß Madeira hinab bis an einen zu bestimmenden Ort, der in gleicher Entfernung von dem Amazonenfluß, und dem Ursprung des Madeira, durch die Vereinigung eben genanter Flüsse liegt. Von hier läuft die Grenze ostwärts bis an das östliche Ufer des Flusses Jabary, der in den Maranhon fällt, und diesen Fluß hinab, bis an den Maranhon, den die Spanier Orellana, und die Eingebohrnen Guiena nennen. Die Grenzlinie folgt nun, dem Lauf des Maranhon bis zur westlichsten Mündung des Japura, der von Norden her in den Maranhon fällt.

12) Die Grenze geht von hier dem Fluß Japura hinauf bis an den Punct, wo die portugiesischen Niederlassungen von beiden Ufern des Japura und Negroflusses bedeckt werden können; die ehemalige Verbindungen, Bedeckungen und Grenzen, womit die Portugiesen ihr Gebiet zwischen beiden Flüssen, zur Zeit des 1750. den 13ten Jenner geschlossenen Grenztractats verwahrten, bleiben, nach den Worten des neunten Artikels dieses Tractats dieselben, ohne jedoch die spanischen Besitzungen, ihre Verbindungen unter einander, und den Oronocofluß einzuschränken, so, daß die Spanier weder sich in den portugiesischen Besitzungen zwischen beiden Flüssen ausbreiten, noch den Fluß Japura von seiner westlichsten Mündung an, bis an den zu bestimmenden Grenzpunct, oder den schwarzen Fluß beschiffen sollen. Die portugiesischen Unterthanen dürfen ebenfals diese Linie nicht überschreiten, jenseits derselben, die benannten Flüsse, und die kleinern, welche sich in dieselben ergiessen, beschiffen, auch nicht den Oronoco befahren, und von den spanischen Ländern weder über bewohnte noch unbewohnte Gegenden ihre Herrschaft ausbreiten. Eben deswegen sollen die ernannten Grenzcommissarien die Seen und Flüsse genau aufsuchen, welche in den Japura und Negro fallen, welche von diesen sich gegen Norden einander am meisten nähern, und darnach

die Grenzen der beiderseitigen Schiffahrt bestimmen. Die Gebirge, welche sich von dem Oronoco bis zum Maranhon und jenseit beider Flüsse erstrecken, machen die fernern Grenzen beider Länder gegen Norden, ohne doch das beiderseitige Gebiet beträchtlich zu vergrössern oder zu vermindern.

13) Die Schiffart auf den Flüssen, wodurch die Grenze geht, bleibt beiden Nationen gemeinschaftlich, bis an den Punct, wo der Fluß nebst seinen beiden Ufern einen von den contrahirenden Mächten allein gehört. Hier hört die gemeinschaftliche Schiffart auf, und nur die Unterthanen der Macht, welche das Obereigenthum hat, dürfen den Fluß von der Grenzlinie an allein beschiffen. Zu dem Ende sollen an den Grenzen Zeichen und Grenzpfähle für die Unterthanen beider Mächte, mit Ueberschriften gesetzt werden, um den Anfang und das Ende der gemeinschaftlichen Schiffart genau zu bemerken.

14) Alle Inseln in den Flüssen, die theils zur Grenze dienen, theils durch welche die Grenze geht, gehören demjenigen, dessen Gebiet selbige bey allen Jahrszeiten, und selbst in der trockensten Witterung am nächsten liegen. Sind sie aber vom beiderseitigen Gebiet gleich weit entfernt, so bleiben sie neutral, ausgenommen, wenn sie von beträchtlicher Grösse wären. Sodann

dann sollen sie der Grenzlinie zu Folge zwischen beiden Mächten getheilt werden.

15) Obgleich in den vorhergehenden Artikeln die beiderseitigen Grenzen aufs genaueste bestimt worden, um Zweifeln und Zwistigkeiten keinen Raum zu lassen. Nichts desto weniger sollen bey den besondern Scheidungspuncten des beiderseitigen Gebiets Commissarien von beiden Theilen ernannt werden, dies müssen Leute von bekanter Rechtschaffenheit seyn, die das Land genau kennen, und sie müssen selbst an den Orten zusammen kommen, wo die Grenze nach den Friedenstractaten verändert oder genauer bestimt werden soll. Von der ganzen Grenze, welche die Commissarien genau bestimt haben, müssen sie von beiden Theilen unterzeichnete Charten entwerfen und ihren Höfen übersenden. In diesen werden die Puncte, worin sich beide Commissarien vereinigt haben, genau und umständlich angezeigt. Wo sie aber Zweifel haben sollten, wird der Entscheidung und dem Gutdünken beider Höfe überlassen. Damit aber dieser Grenztractat desto eher zu Stande kommen und vollendet werden möge, ernennen beide Höfe für jede Provinz, und selbst für besondere Gegenden, eigene Grenzcommissarien, damit zu einer und derselben Zeit in Ausführung gebracht werde, was zwischen beiden verglichen worden.

16) Die

16) Die im vorigen Artikel benannten Commissarien, haben ausserdem, was ihnen in den vorigen Artikeln vorgeschrieben worden, bey den nicht genau ausgemachten Puncten vorzüglich darauf zu sehen, gemeinschaftliche Sicherheit, Ruhe und Frieden zwischen beiderseitigen Unterthanen zu erhalten, und alle mögliche Contrebande zu verhindern. Sie sollen daher zu diesem Behuf besondere Instructionen bekommen, um Streitigkeiten zu vermeiden, die über die gegenwärtigen Besitzungen beider Mächte, und die gemeinschaftliche oder ausschliesliche Schiffart auf den Flüssen, zu Folge des dreizehnten Artikels entstehen könten, auch keinesweges die Unterthanen beider Mächte, im Besitz ihrer Aecker, Felder, Wiesen und Bergwerke stören, welche sie nach diesem Tractat nicht abzutreten befugt sind. Denn die Absicht beider hohen Souverains geht bey diesen Frieden einzig dahin, eine beständige unzertrennliche Freundschaft und Einigkeit zwischen beiden Theilen zu gründen, und in diesen ungeheuern Ländern, durch die ausgemachte Grenze keinesweges das Privateigenthum beiderseitiger Unterthanen zu beeinträchtigen, sondern jedem, was er besitzt, durch diesen Tractat zu versichern, so, daß darüber zu keiner Zeit Zweifel oder Streit entstehen könne.

17) Jeder Unterthan beider Mächte, den man an den Grenzen als Contrebandier ertappen

wird,

wird, soll für seine Person und die bey sich habenden Güter, nach den Gesetzen des Landes bestraft werden, wo er mit der Contrebande ergriffen worden. Eben dieselben Strafen sollen auch an beiderseitige Unterthanen vollzogen werden, welche das Gebiet des andern Reichs betreten, oder die Flüsse befahren, auf denen eine gemeinschaftliche Schiffart verboten ist, den einzigen Fall ausgenommen, wo sie bey unvermeidlicher Nothwendigkeit gezwungen sind, einen Hafen oder das Gebiet einer andern Macht zu berühren, oder daß sie in Geschäften ihrer Gouverneurs oder Befehlshaber, über die Grenzen verschickt werden, in welchem Fall sie mit einem Passe über den Endzweck ihrer Reise versehen seyn müssen.

18) Auf den Flüssen, wo die Schiffart beiden Theilen auf dem ganzen Fluß, oder nur in bestimten Gegenden gemeinschaftlich zusteht, sollen keine Vestungen, Posten oder Zollhäuser angelegt werden, auch die beiderseitigen Unterthanen, nicht visitirt, noch mit Impositen oder andern Anforderungen beschwert werden. So bald sie aber ohne Erlaubnis, und gehörige Attestate über die Gränze, und in das Land einer andern Macht kommen, oder die Grenzen der gemeinschaftlichen Schiffart überschreiten, sollen sie wie die Uebertreter des vorigen Artikels bestraft werden.

19) In

19) In dem Fall, daß zwischen spanischen und portugiesischen Vasallen, oder den Befehlshabern beider Cronen, an den Grenzen, Streitigkeiten wegen Uebertretung der Scheidungslinien entstehen sollten, darf kein Theil von dem streitigen Terrain Besitz ergreifen, oder sich selbst eigenmächtig Genugthuung verschaffen, sondern sie sollen suchen sich gemeinschaftlich zu vergleichen, und ihren Höfen davon gehörige Nachricht geben. Diejenigen, welche gegen den Tractat gehandelt, sollen nach Gutbefinden der beleidigten Macht bestraft werden. Gleiche Strafen leiden auch alle diejenigen, welche es wagen möchten, das Land, oder die neutralen Grenzen zwischen beiderseitigen Gebiet, in Besitz zu nehmen, zu bevölkern, oder zu ihrem Vortheil zu gebrauchen. Auch müssen die Befehlshaber an den Gränzen dahin sehen, daß diese Gegenden Räubern, Mördern, und andern Gesindel nicht zum Aufenthalt dienen, sondern diese zu verjagen und auszurotten gemeinschaftlich bemüht seyn. Da der Reichthum der Einwohner dieser Gegenden in Sclaven besteht, so sind beide Mächte dahin übereingekommen, denen in ein ander Gebiet flüchtenden keine Freiheit zu erlauben, sondern ihnen nur Schutz zu verstatten, und dahin zu sehen, daß solche bey der Wiederauslieferung keine schwere Strafe leiden, wofern sie solche nicht durch vorhergehende Verbrechen verdient haben.

20) Um gegenwärtigen Tractat vollkommene und dauerhafte Festigkeit zu geben, cediren und übergeben beide pacisçirende Mächte, zu mehrerer Erhaltung eines beständigen Friedens, einander und ihren Erben, alle Rechte und Anforderungen, welche sie auf die abgetretenen Länder und die Schiffart der Flüsse machen könten, die Kraft dieses Vertrages einer Macht besonders überlassen worden. Zum Beispiel, was die Krone Portugal an beiden Ufern des Maranhon oder Amazonenflusses besitzt, was derselben in dem District von Matogrosso gehört, oder was sich die Crone Spanien am Flusse Maranhon, vom Einfluß des Javaristrohms ausbedungen hat, ferner wo der Maranhon bis zur westlichen Mündung des Japura die Länder beider Reiche scheidet; oder an irgend einem andern Ort, wo die neue Grenzlinie Veränderungen im Gebiet beider Staaten macht. Diese Districte werden innerhalb vier Monat oder früher, wenn es möglich ist, von jedem der sie jezt im Besitz hat, geräumt, die Unterthanen einer solchen Crone haben Freiheit, mit ihren Gütern und Effecten sich wegzubegeben, und die Immobilien zu verkaufen.

21) Um einen dauerhaften Frieden zwischen beiden Monarchien zu bevestigen, und alle Streitigkeiten, die über beiderseitige Länder in Asien entstehen könnten, gleichfals zu vermeiden, treten

Ihre

Ihre allergläubigste Majestät, zum Vortheil Sr. katholischen Majestät, alle Ansprüche ab, die Sie auf die philippinischen oder marianischen Inseln haben, oder was Spanien sonst in diesen Gegenden besitzt. Portugal entsaget allen Rechten und Forderungen, welche diese Crone, zufolge des Tractats von Tordesillas vom 7ten Jun. 1494. und nach dem Vertrage von Saragossa, vom 22sten April 1529. machen konnte. Eben diese Crone verspricht auch keinesweges, die Summen wiederzufordern, die in dem lezten Vertrage für die abgetretenen Inseln bezahlt worden *), oder diese Cession aus einem andern Grunde zu entkräften.

22) Sr. katholischen Majestät geben daher auch, zur Aufrechthaltung des geschlossenen Friedens, binnen vier Monaten von der Ratifikation dieses Tractats an zu rechnen, die Insel St. Catharina, nebst dem benachbarten festen Lande, wel-

*) Magellan hatte durch die Magellanische Meerenge den Spaniern einen neuen Weg nach den Gewürzinseln gezeigt, und einige von den Philippinen entdeckt. Darüber gerieten Portugal und Spanien in Streit, bis endlich Carl der fünfte in dem angeführten Vergleich 1529. alle seine aus Magellans Entdeckung hergeleitete Rechte auf diese Inseln den Portugiesen für 350000 Dukaten verkaufte.

welches die spanischen Truppen erobert hatten, imgleichen alle Munition und Artillerie an Portugall wieder zurük, und Sr. allergläubigste Majestät versprechen dagegen weder in Friedens noch Kriegszeiten, keine fremden Kriegs und Handelsschiffe, in dem Hafen St. Catharina, oder den benachbarten brasilischen Häfen einzunehmen, am wenigsten die Schiffe solcher Mächte, die mit Spanien Krieg führen, oder mit den Spanischen Unterthanen Schleichhandel treiben wollen. Beiderseitige Höfe versprechen auch diesen Artikel sogleich pünctlichst auszuführen, und dieserwegen ihren Befehlshabern alsobald die nötigen Verhaltungsbefehle auszufertigen.

23) Alle Spanischen und Portugiesischen Flotten und Truppen, welche sich bey Schliessung des Friedens in Südamerica befinden, müssen sich zurückbegeben, und nur so viel Truppen bleiben dorten, als hier gewöhnlich in Friedenszeiten zu stehen pflegten. Beider Cronen Befehlshaber erhalten hievon gehörige Nachricht, damit die Räumung der abgetretenen, oder zurückzugebenden Plätze, mit bestmöglicher Gleichförmigkeit, und binnen den vorgeschriebenen vier Monaten zu Stande komme.

24) Solte es zur Erfüllung und mehrerer Aufklärung dieses Tractats nötig sein, einige Artikel auszudehnen oder zu erweitern, so haben

diese

diese eben die Kraft als alle vorhergehenden, und beide contrahirenden hohen Mächte verbinden sich, selbige unverbrüchlich zu erfüllen und zu beobachten.

25) Gegenwärtiger Präliminairtractat wird innerhalb vierzehn Tagen, nach der Unterschrift oder noch eher von beiden Theilen ratificirt. St. Ildefonse den 1ten Oct. 1777.

Der Marquis von Pombal bemerkte sehr wohl die Absicht dieser gewünschten Freundschaft und durch den Frieden bestätigten genauen Verbindung; er wußte, wie gefährlich es für das Interesse von Portugall war, gar zu genau mit Spanien verbunden zu seyn; es war ihm nicht unbekannt, daß die Politik des Madrider Hofes dahin zielte, Portugal in ein abhängiges Land zu verwandeln, und wenn nicht dem Nahmen nach, doch in der That eine Spanische Provinz daraus zu machen. Dieses System, welches Philipp der Zweite zuerst erfand, ist seitdem immer die Politik aller seiner Nachfolger bis auf die gegenwärtige Zeit gewesen. Diese Politik war in dem Manifest, welches gleich vor dem Kriege 1762. von den Spaniern herausgegeben wurde, zu offenbar, daß man die Absicht nicht sogleich hätte bemerken sollen.

Vierzehnter Brief.

Lissabon den 1ten May 1777.

Der Fanaticismus und Aberglaube des Volks machen den Einfluß und die Macht der Geistlichen in Portugal weit größer, als man sich insgemein vorstellt.

Die Priester wissen, daß ihr Wesen von diesem Aberglauben abhängt, und daß die gröbste Unwissenheit der erste Grund dazu ist. Die wenigen Bücher, welche man in Portugal druckte, ehe der Marquis von Pombal die neue Einrichtung in Ansehung der Censur gemacht hatte, waren vornehmlich einige Leben der Heiligen, Erzählungen von Wundern, welche von Reliquien verrichtet waren und andere von ähnlichem Schlage*), welche geschickt waren, den Aberglauben des Volks und seinen Gehorsam gegen die Priester als die Erwählten Gottes zu unterhalten.

Man

*) Nach Hrn. von Jungs Nachrichten von der portugiesischen Litteratur, S. 28. besitzen die Portugiesen unter andern 297 verschiedene Lebensbeschreibungen der heiligen Jungfrau. Zwey besondere Lebensbeschreibungen Christi in dem Bauche der Maria, ein Leben der heiligen Maria in dem Bauch der heiligen Anna, und sogar eine Epopee. De conceptione B. Mariae. Coimbra 1749. 4.

Man kann sich leicht vorstellen, daß sie auch ihre Gewalt anwandten, um allen Geist der Industrie zu unterdrücken, welcher das Volk erleuchten und ihre Abhängigkeit von der Geistlichkeit vermindern konnte. Als daher die Mönche sahen, daß die Anstalten des Marquis von Pombal ihrem Einfluß Abbruch thun würden, wandten sie alles an, um seine Administration verhaßt zu machen, und bedienten sich der schändlichsten Mittel, sein Ansehen bey dem Volk zu schwächen. Sie beschuldigten ihn öffentlich, daß er ein Engelländer sowohl in seiner Religion, als in seinen politischen Grundsätzen sey; und hofften ihn dadurch als einen hassenswürdigen Menschen auszuzeichnen, oder wenigstens als einen, der die Ketzerey auf den Ruinen ihrer heiligen Religion errichten wolle.

Obgleich jeder Vernünftiger überzeugt seyn muß, daß der Marquis von Pombal ohne Rücksicht auf seine Grundsätze in der Religion ein zu geschickter Staatsmann war, um die protestantische Religion in einem ganz monarchischen Staate einführen zu wollen; und ungeachtet es sehr unwahrscheinlich ist, daß ein Minister, welcher eine unumschränkte Gewalt besitzt, diese Gewalt geflissentlich zu vermindern suchen solte, so ist es dennoch wahr, daß die Geistlichkeit versucht hat, diesen Gedanken Glauben zu verschaffen.

Der Bischof von Coimbra, welcher alle Anlagen zu einem Enthusiasten hatte, gab verschiedene Schriften heraus, in welchen er sich nicht zu behaupten scheute, der Minister sey von Ketzerischen Grundsätzen angesteckt, die auch bald den Thron ergreifen würden, und daß sogar das ganze Land mit dieser Seuche bedrohet zu seyn schiene.

Der Prälat schmeichelte sich, man werde ihn als einen Vertheidiger des Glaubens ansehen, und als einen Märtyrer der Religion behandeln; seine Hofnung schlug aber fehl; man begnügte sich damit, ihn von seinem Bisthum zu verbannen, und ins Gefängniß zu werfen, damit er keine Unruhen im Staat erregen könnte. Verschiedene andere Geistliche, die seinem Beispiel folgten, hatten ein ähnliches Schicksal. Durch dieses Mittel ward die Ruhe im Staat erhalten, und die Erwartung der Geistlichkeit vereitelt.

Die vielen Proceßionen und Festtage, welche in Portugal gehalten werden, sind ein großer Verderb für die Sitten, und hindern den Fortgang der Industrie unter dem Volke; da die Priester wenig um die Moralität des Volks bekümmert sind, wenn nur die Regeln der Kirche beobachtet werden. Diese Religionsgebräuche sind also ein wahres Uebel für den Staat.

Der Abschied des Marquis de Pombal und die allgemeine Verzeihung, welche man nach dem Tode des Königes bekannt machte, waren Freudenfeste für die Geistlichkeit.

Die Priester, die man während seiner Staatsverwaltung ins Gefängnis geworfen hatte, wurden als Märtyrer im Triumph nach ihren Klöstern zurückgebracht; und die Hofnung, die priesterliche Gewalt bald völlig wieder hergestellt zu sehen, machte den Sieg der Kirche über den Minister vollständig.

Alle Missethäter ohne Unterschied wurden freygelassen, worunter sich viele befanden, die wegen Verbrechen, von welchen man die besondern Umstände vergessen hatte, auf einige Jahre zur Gefängnisstrafe verurtheilt worden, und die auf den Bericht den es ihnen selbst gefiel, von dem Grunde ihrer Gefangenschaft zu geben, frey gesprochen wurden. Es fand sich also keiner, welcher sich für schuldig erklären wollte, und alle gaben vor, daß sie blos durch die Grausamkeit und Laune des Ministers ins Gefängnis geworfen wären.

Das Elend, welches sie während ihrer Gefangenschaft gelitten, und der klägliche Zustand, in dem sie erschienen, erregte das Mitleiden des Volks, und die gewöhnliche Härte und üble Behandlung der Gefangenwärter ward gänzlich dem

Marquis zugeschrieben. Die abgeschmacktesten Märchen fanden Glauben, und die Thüren der Kirchen waren beständig von diesen Elenden besetzt, die man überredete, ihre kläglichen Geschichten zu erzählen, um das Geschrey gegen den Minister zu vergrössern. Die Staatsgefangenen nahmen der Gelegenheit wahr, da sie keine Ankläger mehr hatten, alle Schuld auf den Marquis zu werfen, um sich selbst frey zu sprechen.

Der Adel, den der Minister von der Staatsverwaltung entfernt hatte, und dessen Familien durch seine Anstalten so viel verloren, freute sich auf die gehofte gänzliche Veränderung der Sachen, und schmeichelte sich, die Bedienungen und Einkünfte des Staats, wie ehedem, zu geniessen.

Der Pöbel, welcher wie schon gesagt durch die Geistlichkeit aufgewiegelt wurde, war eine Zeitlang sehr gegen den Marquis aufgebracht; sein Haß war aber nicht von Bestand, und er erkannte bald die Vortheile einiger guten Anordnungen, die er gemacht hatte; und wenn er sich selbst überlassen bleibt, wird er dem Minister bald völlige Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die englischen Kaufleute sahen die Entfernung eines Ministers, der die Fabriken und Manufacturen des Landes beschüzte und aufmunterte,

als eine glückliche Begebenheit für ihren Handel an. Sie konnten mit Grunde erwarten, daß alle diese Manufacturen aus Mangel der Unterstützung bald wieder eingehen müsten, und daß ihr Handel zunehmen würde, wie diese abnähmen. Sie wusten, daß wenn die Geistlichkeit ihre vormalige Gewalt erhielte, diese eine größere Menge Festtage, Processionen und eine strengere Beobachtung der Fasttage einführen würde; wodurch die Trägheit des Volks vermehrt und die Producte der englischen Fischerey einen grössern Absatz erlangen würden.

So war also das Verderben eines grossen Theils der Bürger und der Ehrgeiz und Eigennutz eines andern Theils die Ursache, daß man die Verabschiedung des Marquis mit allgemeiner Freude aufnahm.

Wenn man den Zustand des Königreichs bedenkt, als der Marquis die Staatsverwaltung übernahm: daß das Land damahls ohne Ackerbau, ohne Finanzen und ohne Geld war, und wenn man, um das traurige Gemählde vollständig zu machen, sich alles Elend vorstellt, welches das Erdbeben, die noch nicht ganz enthüllte Verschwörung und der Krieg, die alle schnell auf einander folgten, mit sich brachten, wenn man alles dies überdenkt, muß man gestehen, daß die Schwierigkeiten, die allen Verbesserungen im We-

ge stunden, sehr groß waren, und daß es der Regierung beinahe unmöglich war, der Nation ihre vorige Macht und ehemaliges Ansehen ohne die äußerste Anstrengung, wieder zu geben.

Vor der Administration des Marquis von Pombal war die Polizey von Lissabon so schlecht, daß es gefährlich war, sich gegen Abend und in der Stadt auf den Straßen finden zu lassen, und Mordthaten waren so gewöhnlich, daß man sie nur als gewöhnliche Zufälle ansahe. Aber seit den Anstalten, die der Minister gemacht hat, kann man mit Grunde behaupten, daß die Straßen von Lissabon sicherer als in irgend einer Hauptstadt in Europa sind.

Während der Verwaltung des Marquis ist die Nation sehr erleuchtet worden, der Ackerbau hat viel gewonnen, der Handel hat sich ausgebreitet, man hat Künste und Wissenschaften cultivirt, verschiedene Manufacturen *) sind errichtet wor-

den,

*) Einige dieser nachher ziemlich ausgebreiteten Manufacturen entstanden doch sehr zufällig, z. E. die verbesserten Wollenfabriken. Nach dem Erdbeben von Lissabon, das viele Magazine und Waarenlager zerstört hatte, waren fremde Wollenzeuge so rar, daß selbst Vornehme gezwungen waren, eine Art grober, einheimischer, ungefärbten Zeuge zu tragen. Der Monarch ermunterte die Unterthanen durch sein Beispiel, und kleidete sich

sel-

den, und die Finanzen auf einen bessern Fuß gesetzt; diese Thatsachen machen dem Minister Ehre, und die Nachwelt wird ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn die Zeit die Vorurtheile zerstreuet haben wird, die man in Portugal noch wider ihn hegt.

* * *

Funfzehnter Brief.

Lissabon den 3ten Juni 1777.

Da sich Portugal in dem Brasilischen Kriege, wegen der Unruhen in Nordamerica des Schutzes beraubt sahe, den es mit Recht von England erwarten konnte, und ohne seinen Beistand zu schwach war, Spanien zu widerstreben, war es gezwungen, sich den Bedingungen zu unterwerfen, die der Hof zu Madrid ihm vorschrieb, und gab also das Schauspiel eines Staats, der sich

selber in diesem Zeuge. Der Debit der einheimischen Waaren stieg nach dem Zeugnisse des italienischen Lebensbeschreibers des Marquis Pombal, der wahrscheinlich ein Portugiesischer Exgesuite ist, so sehr, daß die Portugiesischen Kaufleute für mehr als eine Million Crusaden davon absetzten. v. Vita di Sebastiano Giuseppe Carvalho e Melo Marchese di Pombal. Vol. I. p. 96.

sich selbst entwafnet, um mit einem mächtigern Reiche in Friedensunterhandlungen zu treten, mittlerweile daß dieses fortfährt, große Zubereitungen zum Kriege zu machen.

Der gegenwärtige Zustand der Sachen in Portugal macht es wahrscheinlich, daß der Lissabonische Hof dem Familienbündniß der bourbonischen Häuser schon beigetreten ist, oder nächstens beitreten werde, oder daß er schwerlich wird neutral bleiben können, wenn der Krieg ausbrechen sollte. Es ist daher vielleicht nicht ganz ohne Nutzen, einen Blick auf die Folgen zu werfen, die der Verlust eines so treuen und nüzlichen Bundesgenossen als Portugal, für England haben würde.

Wenn man die Geographische Lage von Lissabon untersucht, wird man leicht einsehen, daß alle Schiffe, die nach der Mittelländischen See, der Küste von Africa oder Ostindien bestimmt sind, nothwendig zwischen Lissabon und den Inseln des westlichen Oceans segeln müssen; hieraus folgt natürlich, daß England einen sehr wichtigen Posten an diesen Hafen besitzt, nicht allein zur Beschützung seiner eigenen Schiffarth, sondern auch dem Handel von Spanien und Frankreich in diesen Gewässern von dorten her zu schaden. Ohne diesen und alle andre Häfen von Portugal würde England keinen einzigen Zufluchtsort auf der ganzen Küste des atlantischen Meeres haben von

Lands-

Landsend bis Gibraltar; unterdessen daß ihre Feinde alle Häfen von Portugal und der Inseln in diesem Meere als Zufluchtsörter gebrauchen können. Dies würde einen Schwarm von Kapern reizen, von hieraus dem englischen Handel Abbruch zu thun. Einige Kriegsschiffe zu Lissabon könnten die Kauffartheyschiffe dieser Nation verhindern, diese Höhe nie ohne eine grosse Convoy zu befahren. Die brittische Flotte würde also mehr beschäftiget seyn müssen, ihre Kaufmannsflotten zu beschützen, anstatt wie im vorigen Kriege die See von Freybeutern zu reinigen, und den Handel ihrer Feinde zu zernichten.

England muß auf diese Art allen Vortheil verlieren, den es aus seinem gegenwärtigen Handel mit Portugal zieht, und der vornehmlich daher kömmt, daß Portugal weder genug rohe, noch bearbeitete Materialien zu seinem eigenen Gebrauch hervorbringen kann, und weit weniger zur Versorgung seiner Colonien in Asien, Afrika und Amerika. Man kann die Summe, welche die Importation aus England nach Portugal jährlich beträgt, ungefähr auf eine Million Pfund Sterling rechnen. *) Man muß noch bemerken, daß

*) So viel betrug die englische Einfuhr vor dem lezten Kriege, jezt aber ist sie bis über die Hälfte vermindert, wie die S. 28. eingerückten Listen zei

daß die Britten die Frachtfahrer der Portugiesen sind, die den grösten Theil ihrer Kaufmannswaaren verführen, und dennoch weis man, daß während den fünf Jahren des Krieges, nemlich von 1756. bis 1761. die englische Handelsflotte aus siebzehnhundert Schiffen weniger als vormals besteht, und daß die Zahl der fremden nach England handelnden Schiffe bis auf achthundert und sechzig vermehrt worden ist, obgleich England während dieser ganzen Zeit den Handel von Portugal und Amerika besaß. Der Verlust dieser beiden Zweige muß den Transporthandel bey einem bevorstehenden Kriege sehr vermindern, und na-

zeigen. Doch ganz genau und vollständig bestimmen Whitworths Zollregister die Handelsvortheile der Engländer nicht, die sie von dem Verkehr mit Portugal haben. Denn in den vier Jahren vor 1770. kam an baaren Gelde aus Portugal nach England (v. Annual Register 1771. p. 495.)

1766.	—	906,286	Pf. Sterl.
1767.	—	813,370	—
1768.	—	930,461	—
1769.	—	902,455	—

Dagegen war in diesen Jahren nach den Zollregistern Englands

		Ausf. nach Port.	Einf. v. Port.
1766.	—	667,104 Pf. St.	347,806 Pf.
1767.	—	515,080 —	340,289 —
1768.	—	711,908 —	391,502 —
1769.	—	545,367 —	369,120 —

natürlich den Verfall aller Handwerke, welche von dem Seehandel abhängen, nach sich ziehen. Dies wird ohne Zweifel die Anzahl der Matrosen und Handwerker verringern, und der ganze Wehrt ihrer Arbeit wird für England verlohren seyn.

Was Großbritannien aber am meisten zu befürchten hat, ist, daß die Franzosen, seine Nebenbuhler, die Zwischenhändler an seiner Stelle werden, wie man bey dem jezigen Zustand der Sachen leicht erwarten kann. Sie haben schon ihren Handel nach Westindien seit 1764. um die Hälfte vermehrt *); und sie haben ihrem Handel über-

*) Nach dem neuesten Beobachter des französisch westindischen Handels Herrn Weuves (in seinen Reflexions historiques et politiques sur le Commerce de France avec ses Colonies de l' Amerique. Paris 1780. p. 25.) beschäftigte dieser Handel 1776. gerade 596 Kauffartheischiffe. In Bourdeaux waren dahin ausgerüstet 254 Schisse, in Nantes 101, in Marseille 89, in Havre de Grace 88, in Dünkirchen 17, in St. Malo 16, in Rochelle 14, in Bayonne 11, Honfleur 4, und in Toulon 2. Von diesen 596 Schiffen waren 353 nach St. Domingo, 141 nach Martinique und St. Lucie, 88 nach Guadaloupe, und 14 nach Cayenne bestimmt. Von Grosbrittannien giengen um 1772. nach Westindien und Carolina nur 433 Schiffe, dazu 195 Sclavenschiffe gerechnet, zusammen 628 Schiffe. v. Political Essays. p. 342.

überhaupt eine Lebhaftigkeit gegeben, welche uns weit mehr beunruhigen muß, als der Verlust einzelner Zweige, die sie uns entzogen haben.

Der Verlust des Frachthandels ist für eine Seemacht so wichtig, daß der Wehrt desselben gar nicht bestimmt werden kann. Er giebt einer handelnden Nation das wahre Wesen; er ist zu gleicher Zeit die Pflanzschule und die Zuflucht der Matrosen und Handwerker, deren Anzahl steigen oder fallen muß, wie der Transporthandel zu- oder abnimmt. Grosse Auflagen und ein geringes Lohn werden die Matrosen und Handwerker zwingen, ihr Vaterland zu verlassen. Wenn man im Gegentheil ihren Lohn erhöht, wird der Preis der Waaren auch steigen, und die Fremden werden sie weniger als zuvor verlangen. In beiden Fällen wird die Nation ihren Handel verlieren, und die Verminderung der Staatseinkünfte wird die unausbleibliche Folge davon seyn. *)

Sechs-

*) Während des Drucks dieser Briefe erhielt der Herausgeber die Lebensbeschreibung des Marquis von Pombal, die vermuthlich von Exjesuiten, und also den ärgsten Feinden dieses Exministers in Italien 1781. erschienen. Vita di Sebastiano Giuseppe di Carvalho a Melo, Marchese di Pombal, Conte di Oeyras. 8. Ohne Druckort in vier Bänden, wovon die drey ersten mit dem

Sechszehnter Brief.

Lissabon den 17ten Juni 1777.

Keine Begebenheit, von den vielen die Pombals Ministerium den Zeitgenossen und der Nachkommenschaft merkwürdig gemacht haben, ist in so viel Dunkelheiten verhüllt und so wenig in gehöriges Licht gesetzt worden, als die Verschwörung einiger Grossen gegen den König Joseph den ersten dem Ende des Kriegs 1762. sich schliessen. Von dieser Lebensbeschreibung sind zwar drey Uebersetzungen zu Triest, Weimar und Leipzig angekündigt worden, wenn gleich deutschen Lesern ein kernhafter Auszug unterrichtender gewesen wäre, in dem die päbstlichen Breven, das schon in Deutschland bekannte Urtheil über die Königsmörder, die alten und neuen königlichen Verordnungen wegen Brasilien, die Processacten des Malagrida, und andere öffentliche das Werk unnötig anschwellende Schriften wol zwey Drittel des Ganzen einnehmen. Dies hat uns vermocht, die kurze diesen Briefen angehängte Lebensbeschreibung des Marquis von Pombal wegzulassen, da sie die allerbekantesten Nachrichten wiederholt, und dagegen verschiedenes aus seiner Italiänischen Biographie in einem besondern Briefe zu concentriren, was einzelne Stellen dieser Briefe Erleuterung geben, aber als Anmerkung nicht füglich unter dem Text gesetzt werden konte.

ersten 1758, um welche die Häuser Aveiro und Tavora, Nahmen, Ehre und Güter verloren, und einige des vornehmsten portugiesischen hohen Adels den Tod der ärgsten Verbrecher auf dem Schavot sterben musten.

Daß der Herzog von Aveiro, und der Marquis von Tavora, das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen, entweder persönlich sich an dem Könige vergriffen, oder doch Werkzeuge gedungen, ihre Rache gegen ihren Monarchen und einige seiner Günstlinge auszuüben, ist ausser allen Zweifel, allein die wahre Veranlassung dieses unvollendeten, oder vielleicht nie entworfenen Königsmordes läßt sich aus dem damahls publicirten Manifest *), und der Verurtheilung der Verschwornen so wenig, als aus den nachher gedruckten Privatmuthmassungen und Meinungen ergründen.

Aus dem vom Hofe publicirten Manifest erhellet, daß der Herzog von Aveiro, mit der Regierung wegen einiger nicht erhaltenen Commen-

den

*) Der Portugiesische Hochverrath und Proces der verurtheilten und hingerichteten Personen, nebst dem Decret des Cardinal Saldanha. Frst. und Leipzig 1759. 8. Eben dieser Auszug des Processes der Königsmörder steht auch Vita di Marchese di Pombal. T. II. p. 44-106.

den portugiesischer Ritterorden, und der verhinderten Vermählung seines Sohns des Marquis von Govea, mit der Prinzessin von Cadaval, unzufrieden gewesen, und daher mit allen portugiesischen Misvergnügten Anschläge gegen die Regierung gefast hatte. Er hatte sich mit dem ebenfals misvergnügten Hause Tavora vereinbart, welches vergebens nach dem Herzogstitel strebte, Banditen gedungen, verschiedene seiner Bedienten und Freunde des Hauses vermocht, einen mörderischen Anschlag auf die Person des Königs zu wagen. Dieser ward auch wirklich den dritten September 1758. ausgeführt. Der Herzog von Aveiro, nebst einigen Personen des Hauses Tavora, und verschiedene Bedienten, überhaupt eilf Personen zu Pferde stark, paßten des Königs Kutsche in der Nacht auf dem Wege von Lissabon nach Belem auf. Des Herzogs Gewehr versagte, und wie der Kutscher bey wahrgenommener Gefahr die Maulthiere antrieb, sich und den König in Sicherheit zu bringen, so setzten zwey der Mörder, von denen einer des Herzogs Bedienter war, der Kutsche in vollem Gallop nach, feuerten auf die Rückwand derselben, und verwundeten den König am rechten Arm, von der Achsel an bis zum Ellbogen.

Dies ist alles, was der portugiesische Hof von dieser Begebenheit bekannt zu machen für gut be-

funden, das ganze Verhör und die Aussage der Gefangenen, von denen der Herzog von Aveiro und einige andere durch die Tortur zum Bekenntnis gezwungen wurden, ist nie öffentlich erschienen, vielmehr sind nachher auf königlichen Befehl alle weitere Untersuchungen über den Proces der Königsmörder verboten worden. Der Herzog von Aveiro widerrief nachher seine ganze Aussage als ein blos durch die Pein der Folter erprestes Bekentnis. Ueberdem ist die ganze Absicht der Verschwornen aus der publicirten Sentenz keineswegs zu errathen, der Plan, den Bruder des Königs Don Pedro auf den Thron zu erheben, unwahrscheinlich, und die Sicherheit der Königsmörder nach vollbrachter That, und selbst bey ihrer Verhaftnehmung unerklärlich. Der alte Marquis von Tavora, welcher an dem Tage der Verhaftnehmung seiner sämtlichen Familie, früh Morgens um vier Uhr bey seiner Schwester der Gräfinn von Riveira war, fuhr auf erhaltene Nachricht gerade nach Belem, um aus dem Munde seiner Majestät die Veranlassung eines so ausserordentlichen Vorfalls zu erfahren, und ward im Schlosse nach vergeblichen Widerstand gefangen genommen. Der Herzog von Aveiro, der wirklich unter den Mördern der Kutsche auflauerte, worin der König verwundet ward, dachte so wenig nach dem fehlgeschlagenen Entwurfe auf seine Flucht, daß er während der Krankheit des Königs

bey Hofe erschien, und vom Minister Pombal auf seine Frage die bekante Antwort erhielt, die er andern Nachrichten zu Folge dem alten Marquis von Tavora gegeben haben soll: Sie kennen die Eifersucht der Königinn, sollen wir es bekannt werden lassen, daß der König bey einer nächtlichen Ausschweifung zu Schaden gekommen. Besser wir sagen, er habe sich den Arm durch einen Fall beschädigt *), mag er sich inskünftige in Acht nehmen. **) Auch die Art, wie der Minister die ganze Verschwörung erfahren, bleibt bis diese Stunde ein Räthsel, daher denn auch nicht leicht eine neuere Begebenheit, in mehr Zweifeln, Widersprüchen und Abweichungen von der Wahrheit verhüllt worden. Selbst über den Ort, wo der Angrif auf den König geschahe, hat man allerley Varianten. Nach dem Manifest des Hofes ward der König nahe bey einem Kloster Nahmens Calvario auf der Strasse von Lissabon nach Belem angegriffen, und die Kirche, welche als ein Denkmal der königlichen Rettung auf dem Platz erbauet worden, wo nach dem König geschossen

ward,

*) Dies ward in den ersten Tagen auch wirklich vom Hofe ausgesprengt. S. Nachrichten von dem portugiesischen Hofe. Frft. und Leipzig 1768. S. 53.

**) Vita di Pombal T. II, p. 14.

ward, steht zwischen dem königlichen Schlosse und Belem.

Freilich wird die Zeit diese Begebenheit wie manche andere der neueren portugiesischen Geschichte völlig aufklären. Allein bis dies geschicht, hat man allen Grund zu glauben, daß Aveiro und seine Helfershelfer zufällig und ganz unabsichtlich den König verwundeten, daß der Angrif auf einen Günstling des Königs, der die Häuser Aveiro und Tavora beleidigt hatte, gemünzt war, und daß das Manifest um die Person des Königs zu schonen, nicht alles von der Sache enthalte. Folgende gröstentheils aus Pombals oben angeführten Leben gezogene Erzehlung wird diese Meinung näher bestätigen.

Der vorige König von Portugal hatte an seinem Kammerdiener Pedro Texeira, einen sehr vertrauten Günstling, der um seine geheimsten Herzensangelegenheiten wuste, und ihn in allen Liebesavanturen zu begleiten pflegte. Joseph der erste war gegen verschiedene Damen von Stande in Lissabon nicht gleichgültig, die er aber wegen seiner eifersüchtigen Gemahlin nur des Nachts, und in der Kutsche seines Favoriten Texeira besuchen durfte. Die kurz verstorbene Königin von Portugal trieb ihre Eifersucht so weit, daß auf dem Hoftheater alle Frauenzimmerrollen von jungen Castraten gespielt wurden. Der König, um

den

den Nachforschungen seiner Gemalin zu entgehen, verfügte sich selten vor vier Uhr des Morgens zu Bette, weil, wie er vorgab, er mit seinem Ministèr im Cabinet arbeiten müste, wirklich aber, wenn Pombal allein bis am Morgen beschäftiget war, unbekant, und nur vom Texeira begleitet, seine nächtlichen Besuche ablegte. Die Gunst des Königs machte den Favoriten stolz, daß er auch den vornehmsten Herren des Hofes verächtlich begegnete. Der Herzog von Aveiro war königlicher Oberhofmeister, folglich standen alle Hofbedienten und also auch Texeira unter ihm. Eines Tages befahl der Herzog ihm etwas zu thun, dessen Texeira sich weigerte. Der von Natur stolze und eitele Herzog könnte gar keinen Widerspruch ertragen, und befahl ihm mit drohender gebietrischer Stimme unverzüglich Gehorsam zu leisten. Texeira aber eben so über den Oberhofmeister aufgebracht, antwortete noch dreister, er thäte es nicht. Worauf der Herzog mit vieler Heftigkeit ausrief: Nichtswürdiger, ich weis die Ursache wol, warum du mir so unverschämt antwortest. Ja sagte Texeira, weil ich die Ehre habe, in Diensten Sr. Majestät, und in Diensten der Herzogin, und der Tochter Ew. Excellenz zu stehen. Wirklich hatte der König einige Neigung für beide; der Herzog soll es auch gewust und die Tochter ihrem Vater einmahl ein Billet vom König ge-

zeigt haben, der ihr aber untersagte, davon mit irgend jemand zu reden. Diese Antwort sezte den Herzog in die äusserste Wut, er wolte schon den Texeira mit seinem Degen durchboren, unterließ es aber aus Furcht den Burgfrieden zu verletzen und gieng mit den Worten weg: Gut für dich Nichtswürdiger, daß der Pallast wo wir jezt sind dich schüzt, aber ich schwöre dirs, daß du es bezahlen sollst. Von dieser Zeit an suchte der beleidigte Herzog sich an den Texeira zu rächen, und ihn irgendwo des Nachts aus dem Wege zu schaffen. Der König pflegte nicht gerade alle Nacht incognito, und unbemerkt von der Garde und den Hofbedienten, auszufahren, vorzüglich damals wie der Angrif geschahe. Weil der Hof damals tiefe Trauer, wegen Absterben der Königin von Spanien, des Königs Schwester auf zehn Tage angelegt hatte, und nach dem Hofceremoniel die königliche Familie sich in dieser Zeit nicht sehen lies, stellte der König seine nächtlichen Lustfahrten ein. In der Nacht aber vom dritten September beschloser, einen Besuch bey der jungen Marquisin Johanna von Tavora abzulegen, welche mit Ludwig Grafen von Albor, einem Sohne des Marquis Franz Assis von Tavora, vermählt war, und lange schon mit dem Könige einen vertrauten Umgang hatte, wovon aber nur Pombal, Texeira und ein anderer Kammerdiener etwas wusten und wissen

kon=

konten. Ihr Gemahl so wie ihre ganze Familie waren sehr eifersüchtig hierüber, so daß sie auch heimlich die junge Marquisin aus dem Wege zu räumen Entwürfe machten. Nach andern Nachrichten soll Texeira sogar mit ihrem Gemahl den Grafen von Albor in Wortwechsel gerathen seyn (wenn nicht etwa die erwähnte Zwistigkeit mit dem Herzoge von Aveiro mit dieser verwechselt worden) und ihn einen Hörnerträger (Cornu) genannt haben, eine der grösten Beleidigungen *) in Portugal, vorzüglich gegen Personen von so hohem Range, welche nur mit dem Blute des Beleidigers geahndet wird. Von dieser Zeit an suchte das Haus Tavora sich ebenfals an den Texeira zu rächen, und der Herzog von Aveiro, den diese Familie anfänglich in Verdacht hatte, als ob er die erste Veranlassung der geheimen Zusammenkünfte des Königs und der jungen Marquisin gewesen, soll diese sogar haben aus dem Wege räu-

*) Daher suchen die Portugiesen, um keinen eifersüchtigen Ehemann zufällig zu beleidigen, das Wort Horn und alle Anspielungen darauf in gemeinen Unterredungen möglichst zu vermeiden, und haben allerley Redensarten erfunden, erstes Wort zu umschreiben, unter denen Schildpatt von Alentejo sehr gewöhnlich ist, weil in dieser Provinz die Schaafzucht vorzüglich getrieben wird.

men wollen. Wirklich ward in der Nacht, wie der Angrif geschahe, die Kammerfrau der jungen Marquisin vermißt, und ihren Körper fand man hernach mit abgeschnittenen Haupte am andern Ende der Stadt in einen Mishaufen verscharrt. (S. Nachrichten vom portugiesischen Hofe S. 60.) So erregte des Königs Günstling Texeira durch seinen Stolz und unbedachtsame Hitze den Haß beider Familien, und weil er gemeiniglich den König auf seinen nächtlichen Fahrten zu begleiten pflegte, so hatte das Haus Tavora noch eine Ursache mehr, sich mit dem Herzog von Aveiro gegen ihn zu verbinden. Der König fuhr gerade in der Nacht vom dritten September in Texeiras Kutsche, und wie er von der Marquisin zurückkehrte, geschahe der Angrif auf selbige und mutmaslich in keiner andern Absicht, als den Texeira zu erlegen, und der König ward zufällig verwundet. Diese Begebenheit, welche jedermann in Schrecken und Verwunderung sezte, ward wirklich von Hofe aus eine Zeitlang verheimlicht, und erst den dreizehnten December wurden die Staatsverbrecher eingezogen, nachdem der Hof vorher den neunten desselben Monats in einem öffentlichen Manifest den Angrif mit allen Nebenumständen hatte bekant machen lassen.

Bey der nachherigen Verhaftnehmung und dem Proceß der Verschwornen ergeben einige Umstände, vorzüglich die Behandlung der jungen Marquisin, in Vergleich der andern gefangenen, aber nicht mit verurtheilten Verwandten, daß der vertraute Umgang des Königs mit derselben kein blosses fliegendes Gerüchte war. Alle andere, die Gemahlin des Herzogs von Aveiro, die Kinder des Grafen von Atougia, wurden in Klöster gesteckt, enge verwahrt und schlecht gehalten, die junge Marquisin hingegen genoß im Kloster Santos alle Freyheit, und der Hof bewilligte für ihren Unterhalt monatlich dreyssig Lisboninen oder Moedor, welches nach deutschen Gelde etwa zweyhundert und fünf und zwanzig Reichsthaler betragen mag. Die andern Nebenumstände dieser Verschwörung, und die Bestrafung der Schuldigen sind so bekant, und in so vielen Büchern beschrieben, daß ich sie hier nicht wiederholen darf. Doch eine Anekdote will ich noch aus dem angeführten Leben, Pombals, entlehnen, weil ich sie sonst nirgends gefunden habe. Der Minister ließ die Schuldigen in aller Frühe und die alte Marquisin Tavora zuerst hinrichten, weil er wuste, daß die Königin, und damalige Prinzessin von Brasilien sich Mühe gaben, das Todesurtheil abzuändern. Sie hatten auch wirklich vom Könige Pardon für sie erhalten, wie aber dieser ankam, war

sie

sie schon enthauptet. Aus den damaligen Berichten ist bekant, daß alle die den Familiennahmen Aveiro und Tavora führten, diesen ablegen und verändern musten, und sogar ein kleiner Fluß, der durch die Güter des Hauses Tavora strömte und diesen Nahmen führte, muste ihn in Rio morto, den Todtenfluß verändern.

Neueste

Nachrichten über Brasilien,

aus des

Abbé Raynal

verbesserten Ausgabe

der

Geschichte der Europäer in beiden Indien

übersetzt.

Brasilien ist ein ungeheures Land, das der Amazonenfluß gegen Norden, der Plata gegen Süden, das Meer gegen Osten begrenzt, und gegen Westen eine Menge unbekanter und von keinem Erdbeschreiber verzeichneten Sümpfe, Seen, Ströme, Flüsse und Berge von den Spanischen Besitzungen trennen.

Hätte Columbus 1499. bey seiner Ankunft in den Mündungen des Orsnoko seine Fahrt weiter nach Süden fortgesetzt, so würde er unfehlbar Brasilien entdeckt haben. Er wollte aber lieber nach Nordosten segeln, um sich nicht zu weit von St. Domingo zu entfernen, dem einzigen sichern Wohnplatz, den die Spanier damals in der neuen Welt hatten.

Ein glückliches Ohngefähr verschafte im folgenden Jahre dem Pedro Alvarez Cabral die Ehre dieser Entdeckung. Warum ist dies doch der Fall mit beinahe allen Entdeckungen? und warum hat der Zufall immer mehr Theil daran als der Verstand? Es rührt vielleicht daher, weil der Zufall ohne Unterlaß geschäftig ist, unterdessen

daß

daß der Geist aus Trägheit ruhet, aus Unbeständigkeit am Gegenstand oft verändert, aus Müdigkeit oder Ueberdruß schlummert, und aus unzähligen moralischen oder physikalischen geheimen oder bekanten Ursachen unthätig gemacht wird. Wir haben also dem Zufall, oder diesem Ameisenhaufen unzähliger Menschen die mehresten Entdeckungen zu danken, welche in unaufhörlicher Bewegung ihre Blicke auf alle sie umgebende Gegenstände richten, sehr oft ohne die mindeste Absicht sich zu unterrichten oder Entdeckungen zu machen.

Um die Windstillen auf der Afrikanischen Küste zu vermeiden, seegelte Cabral so weit in die offene See, daß er zuletzt gegen Westen ein unbekantes Land vor sich erblickte. Der Sturm zwang ihn, dort eine Zuflucht zu suchen. Er ankerte an der Küste im 15ten Grad südlicher Breite, und an einem Ort, den er Porto Seguro nannte. Er nahm von dem Lande Besitz, ohne eine förmliche Niederlassung zurückzulassen, und gab ihm die Benennung des heiligen Kreuzes, die man nachher in Brasilien veränderte, weil das sogenannte Holz das kostbarste Product des Landes für die Europäer war, die es zum Färben gebrauchten. *)

Da

*) Dies Färbeholz ist nicht in Brasilien allein einheimisch, man fand es bey den ersten Schiffs-

fahrs

Da man dieses Land auf der Fahrt nach Indien entdeckt hatte, und es sogar für einen Theil desselben hielt, gab man ihm denselben Namen, welches die Spanier ebenfalls bey dem Lande, das sie vorher entdeckten, gethan hatten. Beide unter-

farten der Portugiesen, nach Peritsols Bericht, S. 137. auf den westafricanischen Küsten, und den nahe belegenen Inseln, und noch holen die englischen Guinea-Fahrer von dort her ein Färbeholz, das sie Camwood nennen. Der Nahme und Gebrauch dieses Holzes war auch den Europäern lange vor Cabrals Schiffart bekannt, und daher konte dies Färbeholz den ersten Namen des Landes Santa Cruz in Brasilien leicht verändern. Im Mittelalter erhielt man das Holz, das Urkunden des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts Brisillum, Brisolium, Brisiacum nennen, (v. Carpentier Glossarium) aus dem Orient. Der Florentiner Franz Balducci Pegoletti nennt es häufig unter den ostindischen Waaren, und Abulfeda, der um 1321. schrieb, bemerkt unter den östlichen Eilanden, die Insel Lameri, quae est matrix ligni Brasilli, et cannae Indicae. v. Büschings Magazin, 4ter Th. S. 298. Andre alte arabische Schriftsteller, unter denen der Scherif Al Edrisi ist, kennen dies Holz ebenfals, aber unter dem Nahmen Andam, Shiyan, Bacam, und beschreiben drey Gattungen, davon eine aus China kam, eine aus der Inset Lameri, und die dritte aus dem Lande Caulem oder Cautem. v. Hyde ad Peritsol. p. 138.

terschieden diese Gegenden nur durch den Zunamen des westlichen Indiens. Diese Benennung hat sich nachher über die ganze neue Welt ausgebreitet, und die Amerikaner sind seitdem sehr uneigentlich Indier genannt worden.

So haben Namen der Oerter und andrer Gegenstände, die Unwissende durch einen Zufall ihnen beigelegt haben, von jeher die Philosophen verwirrt, die ihren Grund in der Natur selbst haben suchen wollen, und nicht in blossen Nebenumständen, oder sogar in solchen, die den Physikalischen Eigenschafren des bezeichneten Gegenstandes ganz fremd sind. Nichts kann sonderbarer seyn, als Europa in Amerika, in den Nahmen und der Gestalt unsrer Städte, und in unsern Gesetzen, Sitten und der Religion versetzt, und wiederhervorgebracht zu sehen. Früher oder später wird aber das Clima seine Rechte wieder behaupten, und den Dingen ihre gehörige Ordnung und ihre natürlichen Namen wieder geben, allenfalls mit denjenigen Spuren, welche eine grosse Revolution immer nach sich läßt. Wer weis ob in drey oder viertausend Jahren die jezige Geschichte von Amerika nicht eben so verwirrt und unerklärlich für seine Bewohner seyn wird, als es jezt für uns die europäische Geschichte von den Zeiten ist, die vor der römischen Republik hergiengen? So sind die Menschen nebst ihren Kent-

nissen

nissen und Vermuthungen, sowohl in Absicht auf das Vergangene als auf die Zukunft ein Spiel der Gesetze und der Bewegung des Ganzen der Natur, die ihren Lauf fortsetzt, ohne Rücksicht auf unsre Projekte und Gedanken, vielleicht nicht einmal auf unser vergängliches Daseyn zu nehmen.

2.

Von den ersten Bewohnern, die Brasilien von den Portugiesen erhielt.

Nichts beweiset diese grosse Wahrheit besser, als die unbesonnene Veränderlichkeit menschlicher Maasregeln in ihren wichtigsten Unternehmungen, die Blindheit in ihren Untersuchungen, und noch mehr der Gebrauch, den sie gewöhnlich von ihren Entdeckungen machen. So bald die Portugiesen die Häfen, Bayen, Flüsse und Küsten von Brasilien untersucht hatten, und gewiß zu seyn glaubten, daß es dort weder Gold noch Silber gäbe, verachteten sie das Land so sehr, daß sie blos Mannspersonen hinschickten, die die Gesetze gebrandmarkt hatten, und Weiber, die durch ihre Ausschweifungen zu Grunde gerichtet waren. *)

Alle

*) Auf gleiche Art wurden fast alle neuentdeckten Nebenländer der Europäer bevölkert. Wie Colon zum zweytenmale nach Amerika gieng, wurden die spanischen Gefängnisse geöfnet, und eine

Der

Alle Jahre seegelten zwey Schiffe von Portugal ab, die alle Bösewichter des Königreichs nach der neuen Welt brachten, und Papageyen und Holz zum Färben und Einlegen zurück nahmen. Man wollte noch den Ingwer hinzufügen, er ward aber bald verboten, weil man besorgte, diese Waare möchte dem Handel in Ostindien nachtheilig seyn.

Asien

Menge Missethäter und Taugenichtse bey dieser Gelegenheit aus dem Lande geschaft. Der Cardinal Richelieu brauchte Canada, wie Rusland noch bis auf den heutigen Tag Sibirien und Kamtschatka, und ein grosser Theil der heutigen Einwohner stamt von solchen Vorfahren her, denen selbst in diesem Jahrhundert Canada durch Lettres de Cachet zum lebenslangen oder vieljährigen Aufenthalt angewiesen ward. (Pouchot memoires sur la guerre de 1755. p. 291.) Das weiland englische Nordamerica hat seine ersten Einwohner auf gleiche Art erhalten. Jacob der erste befahl schon 1619, ausschweifende und lasterhafte Personen nach Virginien zu schicken, um dorten als Knechte zu arbeiten. Cromwel schickte nach der Schlacht bey Dunbar 1650. die gefangenen Schotten nach Massachuset, um dorten für ihre Leichtgläubigkeit zu büssen, und jedermann weis, daß bis 1774. in England alle Verbrechen, worauf in Deutschland Zuchthaus und Karre steht, mit der Transportation nach America bestraft wurden.

*) S. oben S. 4. die Note.

Asien beschäftigte damals jedermann, es war der Weg, auf dem man Ansehen, Glück und Ruhm erlangen konnte. Die glänzenden Thaten, welche die Portugiesen dort ausführten, die Reichthümer, die sie von daher zurückbrachten, gaben ihnen in allen Theilen der Welt eine Ueberlegenheit, die jeder Privatmann mit ihnen zu theilen wünschte. Der Enthusiasmus war allgemein. Niemand kam freywillig nach Amerika. Aber man fieng doch an, die Verbrecher, die man anfänglich dahin verbannt hatte, mit den Unglücklichen zu vermehren, welche die Inquisition verweisen wollte.

Es giebt keinen Nationalhaß, welcher eingewurzelter und geschäftiger wäre, als den die Portugiesen immer gegen die Spanier gehegt haben. Dieser Haß, welcher so alt ist, daß man den Ursprung desselben nicht mehr kennt, und so tief gewurzelt, daß man schwerlich sein Ende absehen kann, verhindert sie dennoch nicht, zuweilen Grundsätze eines freundschaftlichen Nachbarn anzunehmen, wenn ihnen gleich ihre Macht immer eben so furchtbar als ihre Sitten verhaßt blieben. Entweder aus Aehnlichkeit des Climas und Charakters, oder aus Gleichheit der Umstände haben sie einander in den nachtheiligsten, fehlerhaftesten und schlechtesten Einrichtungen nachgeahmt. Unter diesen ist gewiß die Inquisition die fürchterlichste, die sie wählen konnten.

Dieses Blutgericht, welches 1482. durch eine Mischung von Politik und Fanaticismus unter der Regierung Ferdinands und Isabellens in Spanien errichtet ward, verbreitete, sobald Johann der dritte es in Portugal einführte, Schrecken unter alle Familien. Um die Gewalt dieses Tribunals zuerst zu gründen, und nachher zu unterhalten, musten ihm jährlich fünf bis sechshundert Elende geopfert werden, wovon immer eine ziemliche Anzahl verbrannt ward, und die übrigen nach Afrika oder Brasilien verwiesen wurden. Es grif diejenigen mit der grösten Wuth an, welche im Verdacht der Knabenschänderey waren; damals ein ganz neues Verbrechen im Staate, welches aber in einem heißen Clima, wo das unkeusche Leben so gewöhnlich ist, leicht überhand nehmen kann. Es verfolgte die Zauberer, die in diesen Zeiten der Unwissenheit eben so furchtbar, als zahlreich durch den Aberglauben und die Barbarey von ganz Europa geworden waren; die Mahometaner, die seit dem Verlust der Oberherrschaft sehr abgenommen hatten, und vornehmlich die Juden, die durch ihre Reichthümer verdächtig wurden.

Es ist bekannt, daß wie diese Nation lange in einem kleinen elenden Winkel der Erde eingeschlossen, von den Römern zerstreut wurde, viele Glieder derselben nach Portugal flüchteten. Sie ver-

vermehrten sich daselbst, nachdem die Araber Spanien erobert hatten, und genossen alle Rechte der Bürger, und nur da dies Laud seine Unabhängigkeit wieder erhielt, wurden sie von den Bedienungen ausgeschlossen. Diese angehende Unterdrückung verhinderte doch nicht, daß sich zwanzig tausend Judenfamilien dahin begaben, als die katholischen Könige nach der Eroberung von Granada sie verurtheilten, ihrem Gottesdienst zu entsagen oder Spanien zu räumen. Jede Familie bezahlte den Schutz, den sie in Portugal genoß, mit zwanzig Livres. Der Aberglauben bewaffnete bald Johann den dritten gegen diese unterdrückte Nation. Dieser Prinz erpreßte von ihnen zwanzig tausend Thaler *), und machte sie nachher zu wirklichen Sklaven. Um 1496. verbannete Emanuel diejenigen, die sich weigerten Christen zu werden; den übrigen aber gab er die Freyheit wieder, die sich sogleich des Handels nach Asien bemächtigten, dessen Quellen damals eröfnet wurden.

*) Es giebt unter den portugiesischen Schriftstellern über die Summen dieses Schutzgeldes, und was jeder von diesen hebräischen Flüchtlingen für seinen Kopf entrichten müste, mancherley Variationen. Ferreras, der diese Begebenheit sehr umständlich behandelt, sagt, jeder habe einen Cruzaden bezahlen müssen, und daß sich 83000 von ihnen nach Portugal wandten.

den. Das Inquisitionsgericht verminderte zwar 1548. ihre Thätigkeit, und die Einziehung der Güter, welche sich dieses verhaßte Gericht erlaubte, nebst den Auflagen, die ihnen die Regierung von Zeit zu Zeit abzwang, vermehrten das Mistrauen. Sie hofften daß ihnen eine Summe von 250000 Livres, die sie seinem Enkel Sebastian zu dem tollen Zuge nach Afrika gegeben hatten, einige Ruhe verschaffen würde. Zum Unglücke für sie hatte dieser unbesonnene Monarch ein tragisches Ende. Philipp der zweite, welcher bald nachher seine Herrschaft über Portugal erstreckte, verordnete, daß diejenigen seiner Unterthanen, die von einem Juden oder Mauren abstammeten, weder in den geistlichen Stand treten, noch eine bürgerliche Bedienung erlangen könnten.

Dies Brandmal, welches man allen neuen Christen auf die Stirne druckte, machte den Reichsten einen Aufenthalt verhaßt, wo sie ihr Vermögen nicht gegen Kränkungen schützen konnte. Sie brachten also ihre Schätze nach Bourdeaux, Antwerpen, Hamburg und anderswohin ausser Portugal. Diese Auswanderung veranlaßte eine grosse Revolution, und verbreitete die Industrie, deren Mittelpunct Spanien und Portugal bis dahin gewesen waren, in verschiedene Länder, und entzog zu gleicher Zeit diesen beiden Reichen die Vortheile, welche das eine aus Ost- und das andere aus Westindien schöpfte.

Vor diesen letztern Epochen wurden die Juden, welche die Inquisition unaufhörlich verfolgte, häufig nach Brasilien verbannt. Obgleich diese unersättlichen Blutigel sie ihres Vermögens beraubten, gelang es ihnen doch, einige Art von Cultur dort einzuführen. *) Dieser gute Anfang bewies dem Hofe zu Lissabon, daß eine Colonie ihrem Mutterstaate auch ohne Metalle nützlich seyn könte. Von 1525. an hörte man auf, diese ungeheuren Besitzungen, welche der Zufall in ihre Hände gebracht hatte, so gering als zuvor, zu schätzen, und als einen verächtlichen Ort anzusehen, wo alle Unreinigkeiten des Königreichs zusammengehäuft wurden.

3.

Der Hof von Lissabon vertheilt Brasilien unter verschiedene Herren von Stande.

Die Gesinnungen des Ministeriums wurden bald von der ganzen Nation angenommen. Vor-

*) Dies geschahe zufällig auf folgende Art. Von den verbannten Juden wurden auch viele nach den africanischen Besitzungen der Portugiesen verbannt, nach St. Thome und andern Inseln, wo die Portugiesen mit ihrer Herrschaft Zuckerbau einführten, und Negersclaven zu diesen Arbeiten brauchten, von hier wurde dies vortheilhafte

Ges

nehmlich wurden die Großen des Reichs dadurch belebt. Die Regierung gestattete von Zeit zu Zeit allen unter ihnen, die darum anhielten, die Freiheit, eine Strecke von funfzig bis sechzig französischen Seemeilen auf der Küste zu erobern, nebst einer unbegrenzten Erweiterung in das Innere des Landes.*) Ihre Freibriefe gaben ihnen Gewalt, die überwundenen Völker nach Gutdünken zu behandeln. Sie konnten die erlangten Länder an jedermann verpachten, der sie benutzen wollte, welches auch die mehresten thaten, doch nur auf drey Monathe, und vermittelst eines gewissen Grundzinses. Diese grossen Eigenthümer ge-

Geschäft leicht nach Brasilien verpflanzt, weil durch die Schiffarten Africa und die neue Welt in einem beständigen Verkehr waren.

*) So gehörte die Insel Itamaraca, imgleichen die Hauptmanschaft San Vincente, dem Grafen von Monsanto, Fernambuco der Familie Albuquerque, die Hauptmanschaft Isleos nebst Puerto Seguro, dem Hafen, wo Cabral zuerst landete, und Santa Cruz, wo sich die ersten Portugiesen niederliessen, als ein Marquisat, dem Hause Aveiro. Unter der vorigen Regierung wurden 1753. alle diese Herrschaften in Brasilien so wie in den andern portugiesischen Nebenländern mit der Krone wieder vereinigt, und der Hof gab den Eigenthümern dafür Pensionen, Commenden und Ehrentitel v. Vita di Marchese di Pombal. T. I. p. 38.

genossen alle Rechte der Souverainetät, ausgenommen das Recht über Leben und Tod, das Münzrecht und den Zehnten der Producte, welche sich die Krone vorbehielt. Man verlor dieses nützliche und ansehnliche Lehn nur, wenn man vernachläßigte es zu bebauen, es ohne Schutz ließ, keinen männlichen Erben hatte, oder sich eines grossen Verbrechens schuldig machte.

Diejenigen, welche diese Provinzen erhalten hatten, schmeichelten sich, sie ohne grosse Kosten, und ohne grosse Gefahr ihrer dortigen Stellvertreter in Besitz nehmen zu können; und gründeten diese grosse Hofnung vornemlich auf die Unthätigkeit der kleinen Völkerschaften, die sie bezwingen musten.

4.

Charakter und Gebräuche der Völker, die man der portugiesischen Herrschaft unterwerfen wollte.

Der Mensch ist unstreitig für die Gesellschaft geschaffen. Seine Bedürfnisse und seine Schwachheit beweisen es hinlänglich. Aber Gesellschaften von zwanzig bis dreyssig Millionen Menschen, Städte die vier bis fünfhundert tausend Seelen enthalten, sind Misgeburten in der Natur. Sie bildet dergleichen nicht. Sie ist im Gegentheil

be=

beständig beschäftiget, sie zu zerstören. Sie können nur durch eine unaufhörliche Vorsicht, und eine beständige Anstrengung erhalten werden, und würden bald zerfallen, wenn nicht ein grosser Theil dieser unzähligen Menge beständig auf ihre Erhaltung bedacht wäre. Die Luft ist dort vergiftet, das Wasser verdorben, das Land weit umher erschöpft; die Dauer des Lebens wird dort abgekürzt; die Annehmlichkeiten des Ueberflusses werden selten genossen uud der Mangel ist dort aufs äusserste getrieben. Sie sind die Quelle aller ansteckenden Seuchen, und der Aufenthalt des Lasters und zügelloser Sitten. Diese unnatürliche Bevölkerung ist in Friedenszeiten der Gährung und Fäulniß unterworfen, und wird ihr durch den Krieg eine lebhaftere Bewegung gegeben, so ist die Erschütterung fürchterlich.

Die natürlichen Gesellschaften sind niemals zahlreich. Sie bestehen durch sich selbst. Man erwartet da nicht eine unbequeme Vermehrung der Bevölkerung, um sie zu zertheilen. Jede kleine Gesellschaft läßt sich in einer gehörigen Entfernung nieder. Dies war vormals der Zustand aller alten Völker, und so war es auch in der neuen Welt. Man fand Brasilien in lauter kleine Völkerschaften getheilt, einige in den Wäldern versteckt, andere in den Ebenen oder an den Ufern der Flüsse wohnhaft, einige waren ansäßig, die

mch-

mehresten herumwandernd; und beinahe alle ohne Gemeinschaft untereinander. Diejenigen welche nicht beständig mit einander kriegten, waren doch durch erblichen Haß getrennt. Einige nährten sich mit der Fischerey und Jagd, andre vom Ackerbau. So viel Verschiedenheit in der Nahrung und Lebensart, muste nothwendig viel Verschiedenheit in den Sitten und Gebräuchen hervorbringen.

Die Brasilier waren grösstentheils von der Grösse der Europäer, nur weniger stark. Sie waren wenigern Krankheiten unterworfen, und lebten sehr lange. Alle Kleidung war ihnen unbekannt. Ihre Weiber hatten sehr lange Haare, die Männer hingegen trugen sie ganz kurz; die Weiber trugen Armbänder von Knochen, die von einer blendenden Weiße waren, und die Männer hatten Halsbänder davon; die Weiber bemalten sich das Gesicht, die Männer hingegen den Leib. *)

Jede

*) Eine den alten Brasiliern eigene Manier sich zu schmücken, oder ihr Gesicht auf eben die Art zu verstellen, wie die Aleuten und Bewohner der Fuchsinseln thun, ist von wenigen Beschreibern dieses Landes bemerkt worden, wegen ihrer Sonderbarkeit aber doch hier anzuführen. Hans von Staden, ein Deutscher, der lange in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts in Brasilien eine Zeitlang Gefangener der Wilden war,

und

Jede Völkerschaft dieses grossen Continents hatte seine eigene Sprache. Unter diesen aber hatte keine einzige, Worte, die abstrakte oder allgemeine Begriffe ausdrückten. Diese Armuth der Sprache, die alle amerikanische Völker mit einander gemein hatten, beweißt den geringen Fortgang des menschlichen Geistes in diesen Gegenden, und die Aehnlichkeit der Worte der einen Sprache mit der andern, zeigt, wie häufig die wechselseitigen Wanderungen dieser Wilden gewesen waren.

Die Nahrung der Brasilier war sehr einfach. In Gegenden, wo es keine zahme Thiere gab, nährete man sich am Ufer des Meeres von Muscheln,

und ihre Sitten und Gebräuche umständlich beschrieb, zeigt, daß die Brasilier ihr Gesicht eben so durch eingesetzte Steine verzerrten, wie die Aleuten mit Knochen. Sie machten in den Unterlippen ein groß Loch, darin steckten sie einen länglichten grünen Stein, der durch sein Gewicht die Lippen herunter zog, und über den Kinn einige Zoll hieng. Ebenfals trugen sie in jeden Backen dergleichen Steine, welche so geformt waren, daß sie nicht herausfallen können. Stadens Abbildung eines Brasiliers, verglichen mit dem Aleutischen Toigon, vor Cooks letzter Seereise, beweist diese Uebereinstimmung, die Herr Palas in seinen nordischen Beyträgen S. 309. zu bezweifeln scheint, noch genauer.

scheln, an den Flüssen von Fischen, und in den Wäldern vom Wilde. Die Lücken, welche sehr oft durch so unsichere und nicht zu allen Jahrszeiten gleich zu habende Hülfsmittel blieben, füllte man durch die Cassava und andre Wurzeln aus. *)

Diese Völker liebten den Tanz sehr, ihre Gesänge bestanden nur aus einem fortgesetzten Tone, ohne alle Abwechselung. Der Inhalt derselben war beinahe immer die Liebe oder ihre kriegerischen Thaten. In policirten Staaten sind der Tanz und die Musik zwey Künste. Aber in den Wäldern sind sie beinahe natürliche Zeichen der Eintracht, der Freundschaft, der Zärtlichkeit und des Vergnügens. Wir können unter dem Lehrmeister unsre Stimme und unsre Glieder tactmässig bewegen. Der Wilde hat keinen andern Lehrmeister als die Leidenschaft, sein Herz und die Natur. Was er empfindet geben wir vor zu empfinden. Daher ist der Wilde auch immer glücklich, wenn er freiwillig tanzt oder singt.

Die persönliche Ruhe des Brasiliers wurde nie durch die Schrecken eines zukünftigen Lebens, von

*) Das Cassavamehl nennen die Portugiesen dorten Farinha de Pao, oder Holzmehl, und es ward schon im vorigen Jahrhundert mit andern Landeswaaren nach Angola ausgeführt.

Orten die Gegenstände findet, die seinen Wünschen entsprechen; er fühlt, daß die Quelle seines Vergnügens in ihm selbst, und sein Vaterland allenthalben ist.

Obgleich die Ruhe der Brasilier nicht auf Gesetze gegründet war, so waren doch Uneinigkeiten in ihren kleinen Gesellschaften äußerst selten. Wenn die Trunkenheit oder ein unglücklicher Zufall einen Zwist hervorbrachte, in dem einer umkam, ward der Mörder den Verwandten des Erschlagenen ausgeliefert, die ihn sogleich ohne Bedenken ihrer Rache opferten. Die beiden Familien versammelten sich sodann, und versöhnten sich bey einem lärmenden Gastmahl.

Ein jeder Brasilier nahm so viel Weiber als er wollte, oder bekommen konnte, und verstieß sie, wenn er ihrer überdrüßig wurde. Diejenigen, welche die Treue, die sie geschworen hatten, brachen, wurden gewöhnlich mit dem Tode bestraft, und man belachte den Mann nicht, den sie hintergangen hatten. Die Mütter hüteten das Bette nur ein oder zwey Tage nach der Entbindung, und nahmen dann ohne Gefahr ihre gewöhnlichen Verrichtungen vor, indem sie das Kind in einer baumwollenen Schärpe am Halse befestigt trugen. Gewöhnlich sind die Folgen der Geburten unter den Wilden weit weniger gefährlich als unter civilisirten Nationen; indem die er-

ſtæren ihre Kinder alle ſelbſt nähren, und durch die Trägheit der Männer zu einer ſehr mühſamen Lebensart gezwungen werden, welches die monatliche Reinigung ſehr ſchwächt, und die ausführenden Gefäße dieſes überflüßigen Blutes viel enger macht. Eine lange Ruhe nach der Geburt anſtatt ihnen nothwendig zu ſeyn, würde ihnen eben ſo ſchädlich werden, als den Frauensperſonen von geringen Stande unter uns. Dieſer Umſtand iſt nicht der einzige, bey welchem man bemerkt, daß ſich die Vortheile der verſchiedenen Stände die Waage halten. Wir fühlen den Mangel der Bewegung, und gehen auf das Land um geſund zu werden. Unſre Weiber fangen an den Nahmen der Mütter zu verdienen, indem ſie ihre Kinder ſelbſt ſtillen. Dieſe Kinder werden von den Feſſeln der Windeln befreiet. Was bedeuten dieſe Neuerungen anders, als daß ſich der Menſch nicht unbeſonnener Weiſe von den Geſetzen der Natur entfernen kann, ohne ſeinem Glücke dadurch zu ſchaden. In allen zukünftigen Jahrhunderten wird ſich der Wilde Schritt vor Schritt dem geſitteten Zuſtande nähern, und der civiliſirte Menſch wird zu ſeinem natürlichen Stande zurückkehren; woraus der Philoſoph ſchließt, daß in dem Raum, der ſie trennt, ein Punct vorhanden iſt, wo die irrdiſche Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts anfängt. Aber wer ſoll dieſen Punct beſtimmen, und wenn er

bestimmt wäre, welche Gewalt würde hinreichend seyn, den Menschen dort hinzulenken und zu befestigen?

Reisende wurden in Brasilien mit grosser Achtung aufgenommen. Sie sahen sich von Weibern umringt, die ihnen die Füße wuschen, und mit den gefälligsten Reden überhäuften. Nichts wurde versäumt um sie gut zu bewirthen. Aber nichts war eine unverzeihlichere Beleidigung, als eine Familie, wo man gut aufgenommen worden war, zu verlassen, um in eine andere zu gehen, wo man eine angenehmere Bewirthung hoffen konnte. Diese Gastfreiheit ist ein sicheres Zeichen der Neigung und der Bestimmung des Menschen zum gesellschaftlichen Leben.

In den ersten Zeiten war die Gastfreiheit aus dem Mitleiden, welches den Menschen natürlich ist, allgemein; sie war der Keim der ältesten Freundschaften, die unter den entferntesten Familien heilig beobachtet wurden. Ein Mensch der von seinen Mitbürgern verfolgt wurde, oder sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatte, suchte in der Entfernung Ruhe oder Sicherheit vor der Strafe. Er stellte sich vor dem Thor einer Stadt oder eines Fleckens, und sagte, „ich bin der und der, dessen Sohn und dessen Großsohn, und komme dieser oder jener Ursache willen. „ Er richtete alsdenn seine Geschichte oder Lüge so wunder-

bar

bar und tragisch ein, als er konnte, und so daß sie ihm so viel Wichtigkeit als möglich beilegte. Man hörte ihm mit der grösten Aufmerksamkeit zu und er fuhr fort: „Nehmt mich auf, und sollte ihr oder eure Kinder je durch das Unglück in mein Vaterland geführt werden, so dürft ihr mich nur nennen, und die meinigen werden euch aufnehmen. „ Jezt nahm man ihn ein, und derjenige dem er den Vorzug gab, hielt sich dadurch für beehrt. Er nahm seine Stelle bey dem Heerde seines Wirths ein, und wurde als ein Glied der Familie behandelt. Zuweilen wurde er der Ehemann oder der Verführer der Tochter des Hauses.

Vielleicht entspringen von diesen Abendteurern und ersten Reisenden, die Halbgötter des Heidenthums, Früchte der Zügellosigkeit und Gastfreiheit. Die mehresten verdankten ihr Daseyn Vorüberreisenden, denen man ein Nachtlager verstattet hatte, und nachher nie wieder sahe.

Man erlaube mir zu sagen, daß es keinen unsittlichern Stand giebt, als worin sich Reisende gewöhnlich befinden. Der Reisende von Profeßion gleicht dem Besitzer einer ungeheuren Wohnung, der anstatt sich neben seiner Frau, mitten unter seinen Kindern zu setzen, seine ganze Zeit dazu anwendet, seine Zimmer zu untersuchen. Die Tyranney, das Laster, der Ehrgeiz, das

Elend, die Neugierde, eine gewisse Unstätigkeit des Geistes, das Verlangen zu sehen und zu wissen, die Langeweile, der Ekel für lange gewohntes Glücke und Bequemlichkeit haben von jeher die Menschen aus ihrem Vaterlande verbannt, und werden sie noch immerfort verbannen.

Aber in den Zeiten, wo es noch keine Civilisation, keinen Handel, keine Zeichen gab, die den Reichthum vorstellten, da der Eigennutz dem Reisenden noch keinen Zufluchtsort bereitet hatte, ersetzte die Gastfreiheit diesen Mangel. Die Aufnahme der Reisenden war eine heilige Schuld, welche die Nachkommen eines gastfrey bewirtheten Mannes oft nach Verlauf einiger Jahrhunderte bezahlten. Wenn er in sein Vaterland zurückkehrte, erzählte er mit Wohlgefallen, wie liebreich man ihn aufgenommen hatte, und das Andenken davon ward in der Familie lange aufbewahrt.

Diese rührende Einfalt der Sitten ist nach und nach verloren gegangen, wie der Umgang zwischen verschiedenen Völkern erleichtert wurde. Arbeitsame, habsüchtige, niedrige Menschen haben an allen Orten Häuser errichtet, wo man abtreten kann, wo man befiehlt, wo man die Bedürfnisse des Lebens fodert, als in seinem eigenen Hause. Der Herr des Hauses ist weder euer Wohlthäter, euer Bruder noch euer Freund. Er

ist

ist euer erster Bedienter, das Gold das ihr ihm gebt, ertheilt euch die Freiheit mit ihm umzugehen wie es euch gefällt. Er bekümmert sich blos um euer Gold und nicht um eure Achtung. Wenn ihr fortgeht, erinnert er sich eurer nicht mehr; und ihr erinnert euch seiner auch nur insofern als ihr zufrieden oder unzufrieden mit ihm gewesen seyd. Die heilige Gastfreiheit allenthalben verloschen, wo Polizey und die bürgerlichen Einrichtungen einigen Fortgang gemacht haben, findet sich jezt nur noch unter den wilden Nationen, und nirgends in einem so hohen Grade als in Brasilien.

Von der Gleichgültigkeit oder Schwachheit weit entfernt aus der wir die Todten fliehen, uns scheuen von ihnen zu sprechen, und uns von den Stellen entfernen, die das Andenken an sie erneuren könnten, betrachten die Brasilier die ihrigen mit Zärtlichkeit, erzählen mit Wohlgefallen ihre Thaten, und sprechen mit Entzücken von ihren Tugenden. Sie wurden aufrechtstehend in einer runden Grube begraben. Wenn er das Haupt einer Familie war, so begrub man seine Federbüsche, seine Halsbänder und Waffen mit ihm. Wenn ein Volk seinen Wohnplatz veränderte, welches sehr oft ohne andern Grund, als aus Verlangen zur Veränderung geschah, setzte jede Familie einige merkwürdige Steine auf die Gräber ihrer

angesehensten Todten. Sie näherten sich niemals diesen Denkmälern der Betrübnis ohne ein fürchterliches Geschrey zu erheben, dem nicht ungleich, mit welchen sie sich zur Schlacht rüsteten.

Weder der Eigennutz noch der Ehrgeiz waren je die Veranlassungen zu den Kriegen der Brasilier. Das Verlangen ihre Verwandten oder Freunde zu rächen war immer der Grund ihrer blutigsten Zwistigkeiten. Einige Greise die mehr ihre Redner als Anführer waren, verordneten die Feindseligkeiten, gaben das Signal zum Aufbruch und ermunterten sie während dem Marsch mit Reden die den unversöhnlichsten Haß athmeten. Zuweilen hielten sie sogar stille, um die heftigsten Orationen, die stundenlang dauerten, anzuhören. Diese machen dasjenige wahrscheinlich, was man davon im Homer und in den römischen Geschichtschreibern liest. Damals wurde die Stimme des Feldherrn noch nicht durch das Geräusch der Artillerie erstickt, oder die Streiterhaufen waren noch nicht so ungeheuer, und jeder konnte die Rede des Feldherrn hören. Die Streitenden waren mit einer Keule von Ebenholz, von sechs Fuß lang, einen Zoll breit und einen Zoll dick, bewafnet. Ihre Köcher und Pfeile waren von demselben Holze, und ihre kriegerischen Instrumente waren Flöten aus den Gebeinen ihrer Feinde verfertiget. Diese waren wenigstens eben so geschickt

Muth einzuflössen als unsre Trommeln, die nur gegen die Empfindung der Gefahr betäuben, oder unsre Trompeten, die das Signal und vielleicht zu gleicher Zeit die Furcht des Todes vertheilen. Ihre Generale waren die tapfersten Soldaten in den vorigen Kriegen.

Die ersten Angriffe wurden niemals offenbar gemacht. Jede Armee suchte den Vortheil eines Ueberfalls zu gewinnen. Selten wurden ordentliche Treffen geliefert. Ihr Ehrgeiz schränkte sich darauf ein, Gefangene zu machen, die nachher geschlachtet und mit grosser Feierlichkeit gegessen wurden. Während dem Mahl ermunterten die Greise die jungen Leute tapfre Krieger zu werden, um oft eine so ehrenvolle Speise zu geniessen. Dieser Geschmack am Menschenfleische verleitete sie dennoch nie, solche von ihren Feinden zu verzehren, die in der Schlacht umgekommen waren. Sie begnügten sich mit denen, die lebendig in ihre Hände geriethen.

Das Schicksal der Kriegsgefangenen ist nach dem verschiedenen Alter der Vernunft verschieden gewesen. Unter den gesittesten Nationen werden sie ausgelöset, eingetauschet oder ausgeliefert, wenn ein Frieden geschlossen wird. Die halb wilden Völker, machen sie sich zu eigen, und gebrauchen sie zu Sklaven. Die gewöhnlichen Wilden tödten sie ohne sie zu quälen. Die allerwildesten

sie schon enthauptet. Aus den damaligen Berichten ist bekant, daß alle die den Familiennahmen Aveiro und Tavora führten, diesen ablegen und verändern musten, und sogar ein kleiner Fluß, der durch die Güter des Hauses Tavora strömte und diesen Nahmen führte, muste ihn in Rio morto, den Todtenfluß verändern.

Neueste

Nachrichten über Brasilien,

aus des

Abbé Raynal

verbesserten Ausgabe

der

Geschichte der Europäer in beiden Indien

übersetzt.

Brasilien ist ein ungeheures Land, das der Amazonenfluß gegen Norden, der Plata gegen Süden, das Meer gegen Osten begrenzt, und gegen Westen eine Menge unbekanter und von keinem Erdbeschreiber verzeichneten Sümpfe, Seen, Ströme, Flüsse und Berge von den Spanischen Besitzungen trennen.

Hätte Columbus 1499. bey seiner Ankunft in den Mündungen des Oronoko seine Fahrt weiter nach Süden fortgesetzt, so würde er unfehlbar Brasilien entdeckt haben. Er wollte aber lieber nach Nordosten segeln, um sich nicht zu weit von St. Domingo zu entfernen, dem einzigen sichern Wohnplatz, den die Spanier damals in der neuen Welt hatten.

Ein glückliches Ohngefähr verschafte im folgenden Jahre dem Pedro Alvarez Cabral die Ehre dieser Entdeckung. Warum ist dies doch der Fall mit beinahe allen Entdeckungen? und warum hat der Zufall immer mehr Theil daran als der Verstand? Es rührt vielleicht daher, weil der Zufall ohne Unterlaß geschäftig ist, unterdessen

daß

daß der Geist aus Trägheit ruhet, aus Unbeständigkeit am Gegenstand oft verändert, aus Müdigkeit oder Ueberdruß schlummert, und aus unzähligen moralischen oder physikalischen geheimen oder bekanten Ursachen unthätig gemacht wird. Wir haben also dem Zufall, oder diesem Ameisenhaufen unzähliger Menschen die mehresten Entdeckungen zu danken, welche in unaufhörlicher Bewegung ihre Blicke auf alle sie umgebende Gegenstände richten, sehr oft ohne die mindeste Absicht sich zu unterrichten oder Entdeckungen zu machen.

Um die Windstillen auf der Afrikanischen Küste zu vermeiden, seegelte Cabral so weit in die offene See, daß er zuletzt gegen Westen ein unbekantes Land vor sich erblickte. Der Sturm zwang ihn, dort eine Zuflucht zu suchen. Er ankerte an der Küste im 15ten Grad südlicher Breite, und an einem Ort, den er Porto Seguro nannte. Er nahm von dem Lande Besitz, ohne eine förmliche Niederlassung zurückzulassen, und gab ihm die Benennung des heiligen Kreuzes, die man nachher in Brasilien veränderte, weil das sogenannte Holz das kostbarste Product des Landes für die Europäer war, die es zum Färben gebrauchten. *)

Da

*) Dies Färbeholz ist nicht in Brasilien allein einheimisch, man fand es bey den ersten Schiffahrs

Da man dieses Land auf der Fahrt nach Indien entdeckt hatte, und es sogar für einen Theil desselben hielt, gab man ihm denselben Namen, welches die Spanier ebenfalls bey dem Lande, das sie vorher entdeckten, gethan hatten. Beide unter-

farten der Portugiesen, nach Peritsols Bericht, S. 137. auf den westafricanischen Küsten, und den nahe belegenen Inseln, und noch holen die englischen Guinea-Fahrer von dort her ein Färbeholz, das sie Camwood nennen. Der Nahme und Gebrauch dieses Holzes war auch den Europäern lange vor Cabrals Schiffart bekannt, und daher konte dies Färbeholz den ersten Namen des Landes Santa Cruz in Brasilien leicht verändern. Im Mittelalter erhielt man das Holz, das Urkunden des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts Brisillum, Brisolium, Brisiacum nennen, (v. Carpentier Glossarium) aus dem Orient. Der Florentiner Franz Balducci Pegoletti nennt es häufig unter den ostindischen Waaren, und Abulfeda, der um 1321. schrieb, bemerkt unter den östlichen Eilanden, die Insel Lameri, quae est matrix ligni Brasilli, et cannae Indicae. v. Büschings Magazin, 4ter Th. S. 298. Andre alte arabische Schriftsteller, unter denen der Scherif Al Edrisi ist, kennen dies Holz ebenfals, aber unter dem Nahmen Andam, Shiyan, Bacam, und beschreiben drey Gattungen, davon eine aus China kam, eine aus der Inset Lameri, und die dritte aus dem Lande Caulem oder Cautem. v. Hyde ad Peritsol. p. 138.

terschieden diese Gegenden nur durch den Zunamen des westlichen Indiens. Diese Benennung hat sich nachher über die ganze neue Welt ausgebreitet, und die Amerikaner sind seitdem sehr uneigentlich Indier genannt worden.

So haben Namen der Oerter und andrer Gegenstände, die Unwissende durch einen Zufall ihnen beigelegt haben, von jeher die Philosophen verwirrt, die ihren Grund in der Natur selbst haben suchen wollen, und nicht in blossen Nebenumständen, oder sogar in solchen, die den Physikalischen Eigenschafren des bezeichneten Gegenstandes ganz fremd sind. Nichts kann sonderbarer seyn, als Europa in Amerika, in den Nahmen und der Gestalt unsrer Städte, und in unsern Gesetzen, Sitten und der Religion versetzt, und wiederhervorgebracht zu sehen. Früher oder später wird aber das Clima seine Rechte wieder behaupten, und den Dingen ihre gehörige Ordnung und ihre natürlichen Namen wieder geben, allenfalls mit denjenigen Spuren, welche eine grosse Revolution immer nach sich läßt. Wer weis ob in drey oder viertausend Jahren die jezige Geschichte von Amerika nicht eben so verwirrt und unerklärlich für seine Bewohner seyn wird, als es jezt für uns die europäische Geschichte von den Zeiten ist, die vor der römischen Republik hergiengen? So sind die Menschen nebst ihren Kent-

nissen

nissen und Vermuthungen, sowohl in Absicht auf das Vergangene als auf die Zukunft ein Spiel der Gesetze und der Bewegung des Ganzen der Natur, die ihren Lauf fortsetzt, ohne Rücksicht auf unsre Projekte und Gedanken, vielleicht nicht einmal auf unser vergängliches Daseyn zu nehmen.

2.

Von den ersten Bewohnern, die Brasilien von den Portugiesen erhielt.

Nichts beweiset diese grosse Wahrheit besser, als die unbesonnene Veränderlichkeit menschlicher Maasregeln in ihren wichtigsten Unternehmungen, die Blindheit in ihren Untersuchungen, und noch mehr der Gebrauch, den sie gewöhnlich von ihren Entdeckungen machen. So bald die Portugiesen die Häfen, Bayen, Flüsse und Küsten von Brasilien untersucht hatten, und gewiß zu seyn glaubten, daß es dort weder Gold noch Silber gäbe, verachteten sie das Land so sehr, daß sie blos Mannspersonen hinschickten, die die Gesetze gebrandmarkt hatten, und Weiber, die durch ihre Ausschweifungen zu Grunde gerichtet waren. *)

Alle

*) Auf gleiche Art wurden fast alle neuentdeckten Nebenländer der Europäer bevölkert. Wie Colon zum zweytenmale nach Amerika gieng, wurden die spanischen Gefängnisse geöfnet, und eine

Den

Alle Jahre seegelten zwey Schiffe von Portugal ab, die alle Bösewichter des Königreichs nach der neuen Welt brachten, und Papageyen und Holz zum Färben und Einlegen zurück nahmen. Man wollte noch den Ingwer hinzufügen, er ward aber bald verboten, weil man besorgte, diese Waare möchte dem Handel in Ostindien nachtheilig seyn.

Asien

Menge Missethäter und Taugenichtse bey dieser Gelegenheit aus dem Lande geschaft. Der Cardinal Richelieu brauchte Canada, wie Rusland noch bis auf den heutigen Taz Sibirien und Kamtschatka, und ein grosser Theil der heutigen Einwohner stamt von solchen Vorfahren her, denen selbst in diesem Jahrhundert Canada durch Lettres de Cachet zum lebenslangen oder vieljährigen Aufenthalt angewiesen ward. (Pouchot memoires sur la guerre de 1755. p. 291.) Das weiland englische Nordamerica hat seine ersten Einwohner auf gleiche Art erhalten. Jacob der erste befahl schon 1619, ausschweifende und lasterhafte Personen nach Virginien zu schicken, um dorten als Knechte zu arbeiten. Cromwel schickte nach der Schlacht bey Dunbar 1650. die gefangenen Schotten nach Massachuset, um dorten für ihre Leichtgläubigkeit zu büssen, und jedermann weis, daß bis 1774. in England alle Verbrechen, worauf in Deutschland Zuchthaus und Karre steht, mit der Transportation nach America bestraft wurden.

*) S. oben S. 4. die Note.

Asien beschäftigte damals jedermann, es war der Weg, auf dem man Ansehen, Glück und Ruhm erlangen konnte. Die glänzenden Thaten, welche die Portugiesen dort ausführten, die Reichthümer, die sie von daher zurückbrachten, gaben ihnen in allen Theilen der Welt eine Ueberlegenheit, die jeder Privatmann mit ihnen zu theilen wünschte. Der Enthusiasmus war allgemein. Niemand kam freywillig nach Amerika. Aber man fieng doch an, die Verbrecher, die man anfänglich dahin verbannt hatte, mit den Unglücklichen zu vermehren, welche die Inquisition verweisen wollte.

Es giebt keinen Nationalhaß, welcher eingewurzelter und geschäftiger wäre, als den die Portugiesen immer gegen die Spanier gehegt haben. Dieser Haß, welcher so alt ist, daß man den Ursprung desselben nicht mehr kennt, und so tief gewurzelt, daß man schwerlich sein Ende absehen kann, verhindert sie dennoch nicht, zuweilen Grundsätze eines freundschaftlichen Nachbarn anzunehmen, wenn ihnen gleich ihre Macht immer eben so furchtbar als ihre Sitten verhaßt blieben. Entweder aus Aehnlichkeit des Climas und Charakters, oder aus Gleichheit der Umstände haben sie einander in den nachtheiligsten, fehlerhaftesten und schlechtesten Einrichtungen nachgeahmt. Unter diesen ist gewiß die Inquisition die fürchterlichste, die sie wählen konnten.

Dieses Blutgericht, welches 1482. durch eine Mischung von Politik und Fanaticismus unter der Regierung Ferdinands und Isabellens in Spanien errichtet ward, verbreitete, sobald Johann der dritte es in Portugal einführte, Schrecken unter alle Familien. Um die Gewalt dieses Tribunals zuerst zu gründen, und nachher zu unterhalten, musten ihm jährlich fünf bis sechshundert Elende geopfert werden, wovon immer eine ziemliche Anzahl verbrannt ward, und die übrigen nach Afrika oder Brasilien verwiesen wurden. Es grif diejenigen mit der grösten Wuth an, welche im Verdacht der Knabenschänderey waren; damals ein ganz neues Verbrechen im Staate, welches aber in einem heißen Clima, wo das unkeusche Leben so gewöhnlich ist, leicht überhand nehmen kann. Es verfolgte die Zauberer, die in diesen Zeiten der Unwissenheit eben so furchtbar, als zahlreich durch den Aberglauben und die Barbarey von ganz Europa geworden waren; die Mahometaner, die seit dem Verlust der Oberherrschaft sehr abgenommen hatten, und vornehmlich die Juden, die durch ihre Reichthümer verdächtig wurden.

Es ist bekannt, daß wie diese Nation lange in einem kleinen elenden Winkel der Erde eingeschlossen, von den Römern zerstreut wurde, viele Glieder derselben nach Portugal flüchteten. Sie ver-

vermehrten sich daselbst, nachdem die Araber Spanien erobert hatten, und genossen alle Rechte der Bürger, und nur da dies Laud seine Unabhängigkeit wieder erhielt, wurden sie von den Bedienungen ausgeschlossen. Diese angehende Unterdrückung verhinderte doch nicht, daß sich zwanzig tausend Judenfamilien dahin begaben, als die katholischen Könige nach der Eroberung von Granada sie verurtheilten, ihrem Gottesdienst zu entsagen oder Spanien zu räumen. Jede Familie bezahlte den Schutz, den sie in Portugal genoß, mit zwanzig Livres. Der Aberglauben bewaffnete bald Johann den dritten gegen diese unterdrückte Nation. Dieser Prinz erpreßte von ihnen zwanzig tausend Thaler *), und machte sie nachher zu wirklichen Sklaven. Um 1496. verbannete Emanuel diejenigen, die sich weigerten Christen zu werden; den übrigen aber gab er die Freyheit wieder, die sich sogleich des Handels nach Asien bemächtigten, dessen Quellen damals eröfnet wurden.

*) Es giebt unter den portugiesischen Schriftstellern über die Summen dieses Schutzgeldes, und was jeder von diesen hebräischen Flüchtlingen für seinen Kopf entrichten müste, mancherley Varianten. Ferreras, der diese Begebenheit sehr umständlich behandelt, sagt, jeder habe einen Crusaden bezahlen müssen, und daß sich 83000 von ihnen nach Portugal wandten.

den. Das Inquisitionsgericht verminderte zwar 1548. ihre Thätigkeit, und die Einziehung der Güter, welche sich dieses verhaßte Gericht erlaubte, nebst den Auflagen, die ihnen die Regierung von Zeit zu Zeit abzwang, vermehrten das Mistrauen. Sie hofften daß ihnen eine Summe von 250000 Livres, die sie seinem Enkel Sebastian zu dem tollen Zuge nach Afrika gegeben hatten, einige Ruhe verschaffen würde. Zum Unglücke für sie hatte dieser unbesonnene Monarch ein tragisches Ende. Philipp der zweite, welcher bald nachher seine Herrschaft über Portugal erstreckte, verordnete, daß diejenigen seiner Unterthanen, die von einem Juden oder Mauren abstammeten, weder in den geistlichen Stand treten, noch eine bürgerliche Bedienung erlangen könnten.

Dies Brandmal, welches man allen neuen Christen auf die Stirne druckte, machte den Reichsten einen Aufenthalt verhaßt, wo sie ihr Vermögen nicht gegen Kränkungen schützen konnte. Sie brachten also ihre Schätze nach Bourdeaux, Antwerpen, Hamburg und anderswohin ausser Portugal. Diese Auswanderung veranlaßte eine grosse Revolution, und verbreitete die Industrie, deren Mittelpunct Spanien und Portugal bis dahin gewesen waren, in verschiedene Länder, und entzog zu gleicher Zeit diesen beiden Reichen die Vortheile, welche das eine aus Ost- und das andere aus Westindien schöpfte.

Vor diesen letztern Epochen wurden die Juden, welche die Inquisition unaufhörlich verfolgte, häufig nach Brasilien verbannt. Obgleich diese unersättlichen Blutigel sie ihres Vermögens beraubten, gelang es ihnen doch, einige Art von Cultur dort einzuführen. *) Dieser gute Anfang bewies dem Hofe zu Lissabon, daß eine Colonie ihrem Mutterstaate auch ohne Metalle nützlich seyn könte. Von 1525. an hörte man auf, diese ungeheuren Besitzungen, welche der Zufall in ihre Hände gebracht hatte, so gering als zuvor, zu schätzen, und als einen verächtlichen Ort anzusehen, wo alle Unreinigkeiten des Königreichs zusammengehäuft wurden.

3.

Der Hof von Lissabon vertheilt Brasilien unter verschiedene Herren von Stande.

Die Gesinnungen des Ministeriums wurden bald von der ganzen Nation angenommen. Vor-

*) Dies geschahe zufällig auf folgende Art. Von den verbannten Juden wurden auch viele nach den africanischen Besitzungen der Portugiesen verbannt, nach St. Thome und andern Inseln, wo die Portugiesen mit ihrer Herrschaft Zuckerbau einführten, und Negersclaven zu diesen Arbeiten brauchten, von hier wurde dies vortheilhafte

nehmlich wurden die Großen des Reichs dadurch belebt. Die Regierung gestattete von Zeit zu Zeit allen unter ihnen, die darum anhielten, die Freiheit, eine Strecke von funfzig bis sechzig französischen Seemeilen auf der Küste zu erobern, nebst einer unbegrenzten Erweiterung in das Innere des Landes. *) Ihre Freibriefe gaben ihnen Gewalt, die überwundenen Völker nach Gutdünken zu behandeln. Sie konnten die erlangten Länder an jedermann verpachten, der sie benutzen wollte, welches auch die mehresten thaten, doch nur auf drey Monathe, und vermittelst eines gewissen Grundzinses. Diese grossen Eigenthümer ge-

Geschäft leicht nach Brasilien verpflanzt, weil durch die Schiffarten Africa und die neue Welt in einem beständigen Verkehr waren.

*) So gehörte die Insel Itamaraca, imgleichen die Hauptmanschaft San Vincente, dem Grafen von Monsanto, Fernambuco der Familie Albuquerque, die Hauptmanschaft Isleos nebst Puerto Seguro, dem Hafen, wo Cabral zuerst landete, und Santa Cruz, wo sich die ersten Portugiesen niederliessen, als ein Marquisat, dem Hause Aveiro. Unter der vorigen Regierung wurden 1753. alle diese Herrschaften in Brasilien so wie in den andern portugiesischen Nebenländern mit der Krone wieder vereinigt, und der Hof gab den Eigenthümern dafür Pensionen, Commenden und Ehrentitel v. Vita di Marchese di Pombal. T. I. p. 38.

genossen alle Rechte der Souverainetät, ausgenommen das Recht über Leben und Tod, das Münzrecht und den Zehnten der Producte, welche sich die Krone vorbehielt. Man verlor dieses nützliche und ansehnliche Lehn nur, wenn man vernachläßigte es zu bebauen, es ohne Schutz ließ, keinen männlichen Erben hatte, oder sich eines grossen Verbrechens schuldig machte.

Diejenigen, welche diese Provinzen erhalten hatten, schmeichelten sich, sie ohne grosse Kosten, und ohne grosse Gefahr ihrer dortigen Stellvertreter in Besitz nehmen zu können; und gründeten diese grosse Hofnung vornemlich auf die Unthätigkeit der kleinen Völkerschaften, die sie bezwingen musten.

4.

Charakter und Gebräuche der Völker, die man der portugiesischen Herrschaft unterwerfen wollte.

Der Mensch ist unstreitig für die Gesellschaft geschaffen. Seine Bedürfnisse und seine Schwachheit beweisen es hinlänglich. Aber Gesellschaften von zwanzig bis dreyssig Millionen Menschen, Städte die vier bis fünfhundert tausend Seelen enthalten, sind Misgeburten in der Natur. Sie bildet dergleichen nicht. Sie ist im Gegentheil

be=

beständig beschäftiget, sie zu zerstören. Sie können nur durch eine unaufhörliche Vorsicht, und eine beständige Anstrengung erhalten werden, und würden bald zerfallen, wenn nicht ein grosser Theil dieser unzähligen Menge beständig auf ihre Erhaltung bedacht wäre. Die Luft ist dort vergiftet, das Wasser verdorben, das Land weit umher erschöpft; die Dauer des Lebens wird dort abgekürzt; die Annehmlichkeiten des Ueberflusses werden selten genossen uud der Mangel ist dort aufs äusserste getrieben. Sie sind die Quelle aller ansteckenden Seuchen, und der Aufenthalt des Lasters und zügelloser Sitten. Diese unnatürliche Bevölkerung ist in Friedenszeiten der Gährung und Fäulniß unterworfen, und wird ihr durch den Krieg eine lebhaftere Bewegung gegeben, so ist die Erschütterung fürchterlich.

Die natürlichen Gesellschaften sind niemals zahlreich. Sie bestehen durch sich selbst. Man erwartet da nicht eine unbequeme Vermehrung der Bevölkerung, um sie zu zertheilen. Jede kleine Gesellschaft läßt sich in einer gehörigen Entfernung nieder. Dies war vormals der Zustand aller alten Völker, und so war es auch in der neuen Welt. Man fand Brasilien in lauter kleine Völkerschaften getheilt, einige in den Wäldern versteckt, andere in den Ebenen oder an den Ufern der Flüsse wohnhaft, einige waren ansäßig, die

mehresten herumwandernd; und beinahe alle ohne Gemeinschaft untereinander. Diejenigen welche nicht beständig mit einander kriegten, waren doch durch erblichen Haß getrennt. Einige nährten sich mit der Fischerey und Jagd, andre vom Ackerbau. So viel Verschiedenheit in der Nahrung und Lebensart, muste nothwendig viel Verschiedenheit in den Sitten und Gebräuchen hervorbringen.

Die Brasilier waren grösstentheils von der Grösse der Europäer, nur weniger stark. Sie waren wenigern Krankheiten unterworfen, und lebten sehr lange. Alle Kleidung war ihnen unbekannt. Ihre Weiber hatten sehr lange Haare, die Männer hingegen trugen sie ganz kurz; die Weiber trugen Armbänder von Knochen, die von einer blendenden Weiße waren, und die Männer hatten Halsbänder davon; die Weiber bemalten sich das Gesicht, die Männer hingegen den Leib. *)

Jede

*) Eine den alten Brasiliern eigene Manier sich zu schmücken, oder ihr Gesicht auf eben die Art zu verstellen, wie die Aleuten und Bewohner der Fuchsinseln thun, ist von wenigen Beschreibern dieses Landes bemerkt worden, wegen ihrer Sonderbarkeit aber doch hier anzuführen. Hans von Staden, ein Deutscher, der lange in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts in Brasilien eine Zeitlang Gefangener der Wilden war,

und

Jede Völkerschaft dieses grossen Continents hatte seine eigene Sprache. Unter diesen aber hatte keine einzige, Worte, die abstrakte oder allgemeine Begriffe ausdrückten. Diese Armuth der Sprache, die alle amerikanische Völker mit einander gemein hatten, beweißt den geringen Fortgang des menschlichen Geistes in diesen Gegenden, und die Aehnlichkeit der Worte der einen Sprache mit der andern, zeigt, wie häufig die wechselseitigen Wanderungen dieser Wilden gewesen waren.

Die Nahrung der Brasilier war sehr einfach. In Gegenden, wo es keine zahme Thiere gab, nährete man sich am Ufer des Meeres von Muscheln,

und ihre Sitten und Gebräuche umständlich beschrieb, zeigt, daß die Brasilier ihr Gesicht eben so durch eingesetzte Steine verzerrten, wie die Aleuten mit Knochen. Sie machten in den Unterlippen ein groß Loch, darin steckten sie einen länglichten grünen Stein, der durch sein Gewicht die Lippen herunter zog, und über den Kinn einige Zoll hieng. Ebenfals trugen sie in jeden Backen dergleichen Steine, welche so geformt waren, daß sie nicht herausfallen können. Stadens Abbildung eines Brasiliers, verglichen mit dem Aleutischen Toigon, vor Cooks letzter Seereise, beweist diese Uebereinstimmung, die Herr Palas in seinen nordischen Beyträgen S. 309. zu bezweifeln scheint, noch genauer.

scheln, an den Flüssen von Fischen, und in den Wäldern vom Wilde. Die Lücken, welche sehr oft durch so unsichere und nicht zu allen Jahrszeiten gleich zu habende Hülfsmittel blieben, füllte man durch die Cassava und andre Wurzeln aus. *)

Diese Völker liebten den Tanz sehr, ihre Gesänge bestanden nur aus einem fortgesetzten Tone, ohne alle Abwechselung. Der Inhalt derselben war beinahe immer die Liebe oder ihre kriegerischen Thaten. In policirten Staaten sind der Tanz und die Musik zwey Künste. Aber in den Wäldern sind sie beinahe natürliche Zeichen der Eintracht, der Freundschaft, der Zärtlichkeit und des Vergnügens. Wir können unter dem Lehrmeister unsre Stimme und unsre Glieder tactmässig bewegen. Der Wilde hat keinen andern Lehrmeister als die Leidenschaft, sein Herz und die Natur. Was er empfindet geben wir vor zu empfinden. Daher ist der Wilde auch immer glücklich, wenn er freiwillig tanzt oder singt.

Die persönliche Ruhe des Brasiliers wurde nie durch die Schrecken eines zukünftigen Lebens, von

*) Das Cassavamehl nennen die Portugiesen dorten Farinha de Pao, oder Holzmehl, und es ward schon im vorigen Jahrhundert mit andern Landeswaaren nach Angola ausgeführt.

von dem er keinen Begrif hatte, gestört; ihre kleinen Gesellschaften aber wurden zuweilen durch Wahrsager beunruhiget, die ihre Leichtgläubigkeit überraschten. Von Zeit zu Zeit brachte man diese Betrüger um, welches der Sucht zu Betrügen einigen Einhalt that.

Die Begriffe von Abhängigkeit und Unterwerfung, die unter uns vornehmlich von der Kenntniß eines schöpferischen Wesens herstammen, waren zu diesen Völkern noch nicht gelangt. Diese Blindheit, und ihre Unwissenheit in Absicht auf das, was eine vernünftig geordnete Gesellschaft ausmacht, hatte alle Begriffe von Regierung aus ihren Wäldern entfernt. Niemals war es ihnen eingefallen, daß irgend ein Mensch ein Recht haben, oder sich anmassen könte, über andre Menschen zu herrschen.

Die Brasilier bezeigten, so wie die mehresten wilden Völker, keine Art von Zuneigung gegen ihren Geburtsort. Die Liebe fürs Vaterland, welche in gesitteten Staaten eine herrschende Neigung ist, welche unter einer guten Regierung zum Fanatcismus wird, und unter einer schlechten zur Gewohnheit übergeht; sie, die jeder Nation Jahrhunderte lang ihren Charakter, ihre Gebräuche, und ihren Geschmack erhält; diese Liebe ist nur eine erkünstelte Empfindung, die ihren Ursprung in der Gesellschaft hat, und in dem Zu-

stan-

stande der Natur unbekannt ist. Das sittliche Leben des Wilden ist dem des gesellschaftlichen Menschen ganz entgegengesetzt. Letzterer genießt die Wohlthaten der Natur nur in seiner Kindheit. In dem Maaße, wie sich seine Kräfte und seine Vernunft entwickeln, verliert er das gegenwärtige aus den Augen, um sich blos mit dem Zukünftigen zu beschäftigen. Und so verfließt das Alter der Leidenschaften und des Vergnügens, die heilige Zeit, welche die Natur zum Genuß bestimmte, in eitlen Nachdenken und Bitterkeit. Das Herz versagt sich was es wünscht, wirft sich dasjenige vor, was es sich erlaubt hat, gleichen Qualen durch den Genuß, oder die Entziehung der Güter, die ihm Vergnügen gewähren, ausgesetzt. Indem der Mensch unaufhörlich die Freiheit bereut, die er beständig aufgeopfert hat, blickt er seufzend auf seine ersten Jahre zurück, in denen eine stete Abwechselung von neuen Gegenständen eine fortdaurende Hofnung und Neugierde in ihm unterhielt. Er erinnert sich gerührt an den Ort, wo er seine Kindheit durchlebt hat. Das Andenken an seine unschuldigen Vergnügen verschönert immer die Vorstellung seines Geburtsorts, und erhält ihn oder führt ihn zurück in sein Vaterland. Unterdessen daß der Wilde, welcher zu jeder Zeit seines Lebens die Güter und Vergnügen genießt, ohne sie der Hofnung eines weniger mühsamen Alters aufzuopfern, an allen

Orten

Orten die Gegenstände findet, die seinen Wünschen entsprechen; er fühlt, daß die Quelle seines Vergnügens in ihm selbst, und sein Vaterland allenthalben ist.

Obgleich die Ruhe der Brasilier nicht auf Gesetze gegründet war, so waren doch Uneinigkeiten in ihren kleinen Gesellschaften äußerst selten. Wenn die Trunkenheit oder ein unglücklicher Zufall einen Zwist hervorbrachte, in dem einer umkam, ward der Mörder den Verwandten des Erschlagenen ausgeliefert, die ihn sogleich ohne Bedenken ihrer Rache opferten. Die beiden Familien versammelten sich sodann, und versöhnten sich bey einem lärmenden Gastmahl.

Ein jeder Brasilier nahm so viel Weiber als er wollte, oder bekommen konnte, und verstieß sie, wenn er ihrer überdrüßig wurde. Diejenigen, welche die Treue, die sie geschworen hatten, brachen, wurden gewöhnlich mit dem Tode bestraft, und man belachte den Mann nicht, den sie hintergangen hatten. Die Mütter hüteten das Bette nur ein oder zwey Tage nach der Entbindung, und nahmen dann ohne Gefahr ihre gewöhnlichen Verrichtungen vor, indem sie das Kind in einer baumwollenen Schärpe am Halse befestigt trugen. Gewöhnlich sind die Folgen der Geburten unter den Wilden weit weniger gefährlich als unter civilisirten Nationen; indem die ersteren

ſtæren ihre Kinder alle ſelbſt nähren, und durch die Trägheit der Männer zu einer ſehr mühſamen Lebensart gezwungen werden, welches die monatliche Reinigung ſehr ſchwächt, und die ausführenden Gefäße dieſes überflüßigen Blutes viel enger macht. Eine lange Ruhe nach der Geburt anſtatt ihnen nothwendig zu ſeyn, würde ihnen eben ſo ſchädlich werden, als den Frauensperſonen von geringen Stande unter uns. Dieſer Umſtand iſt nicht der einzige, bey welchem man bemerkt, daß ſich die Vortheile der verſchiedenen Stände die Waage halten. Wir fühlen den Mangel der Bewegung, und gehen auf das Land um geſund zu werden. Unſre Weiber fangen an den Nahmen der Mütter zu verdienen, indem ſie ihre Kinder ſelbſt ſtillen. Dieſe Kinder werden von den Feſſeln der Windeln befreiet. Was bedeuten dieſe Neuerungen anders, als daß ſich der Menſch nicht unbeſonnener Weiſe von den Geſetzen der Natur entfernen kann, ohne ſeinem Glücke dadurch zu ſchaden. In allen zukünftigen Jahrhunderten wird ſich der Wilde Schritt vor Schritt dem geſitteten Zuſtande nähern, und der civiliſirte Menſch wird zu ſeinem natürlichen Stande zurückkehren; woraus der Philoſoph ſchließt, daß in dem Raum, der ſie trennt, ein Punct vorhanden iſt, wo die irrdiſche Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts anfängt. Aber wer ſoll dieſen Punct beſtimmen, und wenn er

bestimmt wäre, welche Gewalt würde hinreichend seyn, den Menschen dort hinzulenken und zu befestigen?

Reisende wurden in Brasilien mit grosser Achtung aufgenommen. Sie sahen sich von Weibern umringt, die ihnen die Füße wuschen, und mit den gefälligsten Reden überhäuften. Nichts wurde versäumt um sie gut zu bewirthen. Aber nichts war eine unverzeihlichere Beleidigung, als eine Familie, wo man gut aufgenommen worden war, zu verlassen, um in eine andere zu gehen, wo man eine angenehmere Bewirthung hoffen konnte. Diese Gastfreiheit ist ein sicheres Zeichen der Neigung und der Bestimmung des Menschen zum gesellschaftlichen Leben.

In den ersten Zeiten war die Gastfreiheit aus dem Mitleiden, welches den Menschen natürlich ist, allgemein; sie war der Keim der ältesten Freundschaften, die unter den entferntesten Familien heilig beobachtet wurden. Ein Mensch der von seinen Mitbürgern verfolgt wurde, oder sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatte, suchte in der Entfernung Ruhe oder Sicherheit vor der Strafe. Er stellte sich vor dem Thor einer Stadt oder eines Fleckens, und sagte, „ich bin der und der, dessen Sohn und dessen Großsohn, und komme dieser oder jener Ursache willen. „ Er richtete alsdenn seine Geschichte oder Lüge so wunder-

bar

bar und tragisch ein, als er konnte, und so daß sie ihm so viel Wichtigkeit als möglich beilegte. Man hörte ihm mit der grösten Aufmerksamkeit zu und er fuhr fort: „Nehmt mich auf, und sollte ihr oder eure Kinder je durch das Unglück in mein Vaterland geführt werden, so dürft ihr mich nur nennen, und die meinigen werden euch aufnehmen. „ Jezt nahm man ihn ein, und derjenige dem er den Vorzug gab, hielt sich dadurch für beehrt. Er nahm seine Stelle bey dem Heerde seines Wirths ein, und wurde als ein Glied der Familie behandelt. Zuweilen wurde er der Ehemann oder der Verführer der Tochter des Hauses.

Vielleicht entspringen von diesen Abendteurern und ersten Reisenden, die Halbgötter des Heidenthums, Früchte der Zügellosigkeit und Gastfreiheit. Die mehresten verdankten ihr Daseyn Vorüberreisenden, denen man ein Nachtlager verstattet hatte, und nachher nie wieder sahe.

Man erlaube mir zu sagen, daß es keinen unsittlichern Stand giebt, als worin sich Reisende gewöhnlich befinden. Der Reisende von Profeßion gleicht dem Besitzer einer ungeheuren Wohnung, der anstatt sich neben seiner Frau, mitten unter seinen Kindern zu setzen, seine ganze Zeit dazu anwendet, seine Zimmer zu untersuchen. Die Tyranney, das Laster, der Ehrgeiz, das

Elend, die Neugierde, eine gewisse Unstätigkeit des Geistes, das Verlangen zu sehen und zu wissen, die Langeweile, der Ekel für lange gewohntes Glücke und Bequemlichkeit haben von jeher die Menschen aus ihrem Vaterlande verbannt, und werden sie noch immerfort verbannen.

Aber in den Zeiten, wo es noch keine Civilisation, keinen Handel, keine Zeichen gab, die den Reichthum vorstellten, da der Eigennutz dem Reisenden noch keinen Zufluchtsort bereitet hatte, ersetzte die Gastfreiheit diesen Mangel. Die Aufnahme der Reisenden war eine heilige Schuld, welche die Nachkommen eines gastfrey bewirtheten Mannes oft nach Verlauf einiger Jahrhunderte bezahlten. Wenn er in sein Vaterland zurückkehrte, erzählte er mit Wohlgefallen, wie liebreich man ihn aufgenommen hatte, und das Andenken davon ward in der Familie lange aufbewahrt.

Diese rührende Einfalt der Sitten ist nach und nach verloren gegangen, wie der Umgang zwischen verschiedenen Völkern erleichtert wurde. Arbeitsame, habsüchtige, niedrige Menschen haben an allen Orten Häuser errichtet, wo man abtreten kann, wo man befiehlt, wo man die Bedürfnisse des Lebens fodert, als in seinem eigenen Hause. Der Herr des Hauses ist weder euer Wohlthäter, euer Bruder noch euer Freund. Er

ist

ist euer erster Bedienter, das Gold das ihr ihm gebt, ertheilt euch die Freiheit mit ihm umzugehen wie es euch gefällt. Er bekümmert sich blos um euer Gold und nicht um eure Achtung. Wenn ihr fortgeht, erinnert er sich eurer nicht mehr; und ihr erinnert euch seiner auch nur insofern als ihr zufrieden oder unzufrieden mit ihm gewesen seyd. Die heilige Gastfreiheit allenthalben verloschen, wo Polizey und die bürgerlichen Einrichtungen einigen Fortgang gemacht haben, findet sich jezt nur noch unter den wilden Nationen, und nirgends in einem so hohen Grade als in Brasilien.

Von der Gleichgültigkeit oder Schwachheit weit entfernt aus der wir die Todten fliehen, uns scheuen von ihnen zu sprechen, und uns von den Stellen entfernen, die das Andenken an sie erneuren könnten, betrachten die Brasilier die ihrigen mit Zärtlichkeit, erzählen mit Wohlgefallen ihre Thaten, und sprechen mit Entzücken von ihren Tugenden. Sie wurden aufrechtstehend in einer runden Grube begraben. Wenn er das Haupt einer Familie war, so begrub man seine Federbüsche, seine Halsbänder und Waffen mit ihm. Wenn ein Volk seinen Wohnplatz veränderte, welches sehr oft ohne andern Grund, als aus Verlangen zur Veränderung geschah, setzte jede Familie einige merkwürdige Steine auf die Gräber ihrer

angesehensten Todten. Sie näherten sich niemals diesen Denkmälern der Betrübnis ohne ein fürchterliches Geschrey zu erheben, dem nicht ungleich, mit welchen sie sich zur Schlacht rüsteten.

Weder der Eigennutz noch der Ehrgeiz waren je die Veranlassungen zu den Kriegen der Brasilier. Das Verlangen ihre Verwandten oder Freunde zu rächen war immer der Grund ihrer blutigsten Zwistigkeiten. Einige Greise die mehr ihre Redner als Anführer waren, verordneten die Feindseligkeiten, gaben das Signal zum Aufbruch und ermunterten sie während dem Marsch mit Reden die den unversöhnlichsten Haß athmeten. Zuweilen hielten sie sogar stille, um die heftigsten Orationen, die stundenlang dauerten, anzuhören. Diese machen dasjenige wahrscheinlich, was man davon im Homer und in den römischen Geschichtschreibern ließt. Damals wurde die Stimme des Feldherrn noch nicht durch das Geräusch der Artillerie erstickt, oder die Streiterhaufen waren noch nicht so ungeheuer, und jeder konnte die Rede des Feldherrn hören. Die Streitenden waren mit einer Keule von Ebenholz, von sechs Fuß lang, einen Zoll breit und einen Zoll dick, bewafnet. Ihre Köcher und Pfeile waren von demselben Holze, und ihre kriegerischen Instrumente waren Flöten aus den Gebeinen ihrer Feinde verfertiget. Diese waren wenigstens eben so geschickt

Muth einzuflössen als unsre Trommeln, die nur gegen die Empfindung der Gefahr betäuben, oder unsre Trompeten, die das Signal und vielleicht zu gleicher Zeit die Furcht des Todes vertheilen. Ihre Generale waren die tapfersten Soldaten in den vorigen Kriegen.

Die ersten Angriffe wurden niemals offenbar gemacht. Jede Armee suchte den Vortheil eines Ueberfalls zu gewinnen. Selten wurden ordentliche Treffen geliefert. Ihr Ehrgeiz schränkte sich darauf ein, Gefangene zu machen, die nachher geschlachtet und mit grosser Feierlichkeit gegessen wurden. Während dem Mahl ermunterten die Greise die jungen Leute tapfre Krieger zu werden, um oft eine so ehrenvolle Speise zu geniessen. Dieser Geschmack am Menschenfleische verleitete sie dennoch nie, solche von ihren Feinden zu verzehren, die in der Schlacht umgekommen waren. Sie begnügten sich mit denen, die lebendig in ihre Hände geriethen.

Das Schicksal der Kriegsgefangenen ist nach dem verschiedenen Alter der Vernunft verschieden gewesen. Unter den gesittesten Nationen werden sie ausgelöset, eingetauschet oder ausgeliefert, wenn ein Frieden geschlossen wird. Die halb wilden Völker, machen sie sich zu eigen, und gebrauchen sie zu Sklaven. Die gewöhnlichen Wilden tödten sie ohne sie zu quälen. Die allerwildesten

angesehensten Todten. Sie näherten sich niemals diesen Denkmälern der Betrübnis ohne ein fürchterliches Geschrey zu erheben, dem nicht ungleich, mit welchen sie sich zur Schlacht rüsteten.

Weder der Eigennutz noch der Ehrgeiz waren je die Veranlassungen zu den Kriegen der Brasilier. Das Verlangen ihre Verwandten oder Freunde zu rächen war immer der Grund ihrer blutigsten Zwistigkeiten. Einige Greise die mehr ihre Redner als Anführer waren, verordneten die Feindseligkeiten, gaben das Signal zum Aufbruch und ermunterten sie während dem Marsch mit Reden die den unversöhnlichsten Haß athmeten. Zuweilen hielten sie sogar stille, um die heftigsten Orationen, die stundenlang dauerten, anzuhören. Diese machen dasjenige wahrscheinlich, was man davon im Homer und in den römischen Geschichtschreibern ließt. Damals wurde die Stimme des Feldherrn noch nicht durch das Geräusch der Artillerie erstickt, oder die Streiterhaufen waren noch nicht so ungeheuer, und jeder konnte die Rede des Feldherrn hören. Die Streitenden waren mit einer Keule von Ebenholz, von sechs Fuß lang, einen Zoll breit und einen Zoll dick, bewafnet. Ihre Köcher und Pfeile waren von demselben Holze, und ihre kriegerischen Instrumente waren Flöten aus den Gebeinen ihrer Feinde verfertiget. Diese waren wenigstens eben so geschickt

Muth einzuflössen als unsre Trommeln, die nur gegen die Empfindung der Gefahr betäuben, oder unsre Trompeten, die das Signal und vielleicht zu gleicher Zeit die Furcht des Todes vertheilen. Ihre Generale waren die tapfersten Soldaten in den vorigen Kriegen.

Die ersten Angriffe wurden niemals offenbar gemacht. Jede Armee suchte den Vortheil eines Ueberfalls zu gewinnen. Selten wurden ordentliche Treffen geliefert. Ihr Ehrgeiz schränkte sich darauf ein, Gefangene zu machen, die nachher geschlachtet und mit grosser Feierlichkeit gegessen wurden. Während dem Mahl ermunterten die Greise die jungen Leute tapfre Krieger zu werden, um oft eine so ehrenvolle Speise zu geniessen. Dieser Geschmack am Menschenfleische verleitete sie dennoch nie, solche von ihren Feinden zu verzehren, die in der Schlacht umgekommen waren. Sie begnügten sich mit denen, die lebendig in ihre Hände geriethen.

Das Schicksal der Kriegsgefangenen ist nach dem verschiedenen Alter der Vernunft verschieden gewesen. Unter den gesittesten Nationen werden sie ausgelöset, eingetauschet oder ausgeliefert, wenn ein Frieden geschlossen wird. Die halb wilden Völker, machen sie sich zu eigen, und gebrauchen sie zu Sklaven. Die gewöhnlichen Wilden tödten sie ohne sie zu quälen. Die allerwildesten

unter den Menschen martern sie, tödten sie, und verzehren sie sodann, und dies ist ihr abscheuliches Völkerrecht.

Das Menschenfressen ist von einigen Scepti=kern lange für eine Chimäre gehalten worden. Sie konnten sich nicht überzeugen, daß der Mangel je irgend eine Nation zu der traurigen Nothwendigkeit bringen könnte, sich von den Eingeweiden ihrer Nebenmenschen zu nähren; und sie glaubten noch weniger, daß man solche Abscheulichkeiten ausüben könne, ohne durch den äußersten Mangel an allen Bedürfnissen des Lebens dazu gezwungen zu werden. Seitdem aber häufigere Facta, Zeugnisse von Gültigkeit und glaubwürdigere Erzählungen die Zweifel der Ungläubigsten weggeräumt haben, hat es Philosophen gegeben, die sogar versuchten, diese Gewohnheiten der Wilden zu rechtfertigen. Sie haben heftig gegen die Grausamkeit der Fürsten geeifert, die aus Grille ihre unglücklichen Unterthanen zwingen, sich im Kriege erwürgen zu lassen; sie glaubten aber, daß es gleichgültig wäre, ob ein Körper von einem Raubvogel oder von einem Menschen verzehrt würde.

Vielleicht ist dieser Gebrauch in der That an und vor sich selbst nicht strafbar, oder der Sittlichkeit zuwider; aber wie schädlich können nicht seine Folgen seyn. Wenn ihr dem Menschen er=

laubt

laubt haben werdet Menschenfleisch zu essen, und sein Gaumen Geschmack daran gefunden hat, wird euch nichts übrig bleiben, als die Ausdünstungen des Bluts dem Geruch der Tyrannen angenehm zu machen. Stellet euch alsdenn diese beiden Phänomena als gemein oder gewöhnlich auf dem Erdboden vor, und verweilt bey dem Anblick des menschlichen Geschlechts, wenn ihr diesen Greuel ertragen könnt.

In Brasilien wurden die Häupter der Feinde, die in der Schlacht erschlagen oder nachher getödtet wurden, sehr sorgfältig aufbewahrt. Man zeigte sie mit Prahlerey als Monumente der Tapferkeit und des Sieges. Die Helden dieser wilden Nationen erhielten das Andenken an ihre grossen Thaten durch ehrenvolle Einschnitte auf allen ihren Gliedern, und je mehr sie verstellt waren, desto grösser war ihr Ruhm.

5.

Gewalt der Mißionarien in den ersten Zeiten über die Eingebohrnen von Brasilien, und die Portugiesen.

Diese Sitten waren nicht geschickt die Brasilier das Joch sanftmüthig tragen zu lassen, welches man ihnen auflegen wollte. Was vermochte aber ein Haufen Wilde gegen die Waffen und

Kriegs-

Kriegskunst der Europäer? Eine ziemlich große Anzahl hatte sich schon unterworfen, als der portugiesische Hof sich entschloß einen Befehlshaber abzuschicken, um die neuen Niederlassungen einzurichten, die man bisher der Wuth und Laune einiger Nichtswürdigen überlassen hatte. Thomas de Souza wählte San Salvador zum Mittelpunkt der Colonie; der Ruhm aber ihr einige Ruhe zu verschaffen war den Jesuiten aufbehalten, die ihn begleiteten. Diese muthigen Geistlichen, die der Ehrgeiz oder die Religion immer anfeuerte, grosse Thaten zu unternehmen, zerstreueten sich unter den Wilden. Diejenigen unter ihnen, welche die Wilden ihrem Haß gegen die Portugiesen aufopferten, wurden sogleich durch andre ersetzt, die beständig die rührenden Worte Friede und Liebe im Munde führten. Dergleichen Großmuth setzte die Wilden in Erstaunen, die nie gewußt hatten, was es hieße zu verzeihn. Nach und nach faßten sie Vertrauen zu Männern, die nur um ihr Glück besorgt zu seyn schienen. Ihre Neigung für die Mißionarien wurde bald zur Leidenschaft. Wenn ein Jesuite unter einem Volke erwartet wurde, giengen ihm die jungen Leute haufenweise entgegen und versteckten sich in den Wäldern wo er vorbeikommen muste. Bey seiner Annäherung stürzten sie aus ihren Schlupfwinkeln heraus, spielten auf ihren Flöten, schlugen ihre Trommeln, tanzten, erfüllten die Luft

mit

mit ihrem Freudengeschrey, und bezeigten ihr Vergnügen auf alle mögliche Weise. Bey dem Eingange des Dorfs befanden sich die ältesten und angesehensten des Orts, die eine eben so lebhafte Freude nur mit mehr Mäßigung bezeigten. Etwas entfernt sahe man die Mädchen und Frauen in einer ehrerbietigen und ihrem Geschlechte anständigen Stellung. Alle vereinigten sich darauf um ihren Vater im Triumpf nach dem Ort zu führen, wo die Versammlung gehalten werden sollte. Hier unterrichtete er sie in den Geheimnissen der Religion, die sie fassen konten, ermahnte sie zu einem ordentlichen Wandel zur Gerechtigkeit, der brüderlichen Liebe und dem Abscheu für Menschenblut, und taufte sie.

Da diese Mißionarien in zu geringer Anzahl waren, um alles selbst zu bestreiten, sandten sie oft die geschicktesten unter den Wilden, um ihre Stelle zu vertreten. Diese Leute, stolz auf eine so ehrenvolle Bestimmung, theilten Axten, Messer und Spiegel unter die Wilden, die sie antrafen, und rühmten die Sanftmuth, Menschlichkeit und Wohlthätigkeit der Portugiesen. Sie kamen niemals von ihren Wanderungen zurück, ohne einige Brasilier mitzubringen, deren Neugier sie wenigstens erregt hatten. Sobald diese Wilden einmal die Jesuiten gesehen hatten, wollten sie sich nicht wieder von ihnen trennen, und kehrten sie

Kriegskunst der Europäer? Eine ziemlich große Anzahl hatte sich schon unterworfen, als der portugiesische Hof sich entschloß einen Befehlshaber abzuschicken, um die neuen Niederlassungen einzurichten, die man bisher der Wuth und Laune einiger Nichtswürdigen überlassen hatte. Thomas de Souza wählte San Salvador zum Mittelpunkt der Colonie; der Ruhm aber ihr einige Ruhe zu verschaffen war den Jesuiten aufbehalten, die ihn begleiteten. Diese muthigen Geistlichen, die der Ehrgeiz oder die Religion immer anfeuerte, grosse Thaten zu unternehmen, zerstreueten sich unter den Wilden. Diejenigen unter ihnen, welche die Wilden ihrem Haß gegen die Portugiesen aufopferten, wurden sogleich durch andre ersetzt, die beständig die rührenden Worte Friede und Liebe im Munde führten. Dergleichen Großmuth setzte die Wilden in Erstaunen, die nie gewußt hatten, was es hieße zu verzeihn. Nach und nach faßten sie Vertrauen zu Männern, die nur um ihr Glück besorgt zu seyn schienen. Ihre Neigung für die Mißionarien wurde bald zur Leidenschaft. Wenn ein Jesuite unter einem Volke erwartet wurde, giengen ihm die jungen Leute haufenweise entgegen und versteckten sich in den Wäldern wo er vorbeikommen muste. Bey seiner Annäherung stürzten sie aus ihren Schlupfwinkeln heraus, spielten auf ihren Flöten, schlugen ihre Trommeln, tanzten, erfüllten die Luft

mit

mit ihrem Freudengeschrey, und bezeigten ihr Vergnügen auf alle mögliche Weise. Bey dem Eingange des Dorfs befanden sich die ältesten und angesehensten des Orts, die eine eben so lebhafte Freude nur mit mehr Mäßigung bezeigten. Etwas entfernt sahe man die Mädchen und Frauen in einer ehrerbietigen und ihrem Geschlechte anständigen Stellung. Alle vereinigten sich darauf um ihren Vater im Triumpf nach dem Ort zu führen, wo die Versammlung gehalten werden sollte. Hier unterrichtete er sie in den Geheimnissen der Religion, die sie fassen konten, ermahnte sie zu einem ordentlichen Wandel zur Gerechtigkeit, der brüderlichen Liebe und dem Abscheu für Menschenblut, und taufte sie.

Da diese Mißionarien in zu geringer Anzahl waren, um alles selbst zu bestreiten, sandten sie oft die geschicktesten unter den Wilden, um ihre Stelle zu vertreten. Diese Leute, stolz auf eine so ehrenvolle Bestimmung, theilten Aexten, Messer und Spiegel unter die Wilden, die sie antrafen, und rühmten die Sanftmuth, Menschlichkeit und Wohlthätigkeit der Portugiesen. Sie kamen niemals von ihren Wanderungen zurück, ohne einige Brasilier mitzubringen, deren Neugier sie wenigstens erregt hatten. Sobald diese Wilden einmal die Jesuiten gesehen hatten, wollten sie sich nicht wieder von ihnen trennen, und kehrten sie

zu ihren Häusern zurück, so war es nur um ihre Familen und Freunde einzuladen, ihr Glück mit ihnen zu theilen, und um die Geschenke zu zeigen die sie bekommen hatteu.

Wenn jemand an diesen glücklichen Würkungen der Wohlthätigkeit und Menschlichkeit unter den Wilden zweifelt, so darf er nur den Fortgang der Jesuiten in einem kurzen Zeitraum in dem südlichen Amerika, mit dem vergleichen, den die Waffen und Schiffe von Spanien und Portugal in zwey Jahrhunderten nicht haben zuwege bringen können.

Indessen daß tausende von Soldaten zwey grosse gesittete Reiche in eine Wüste, den Aufenthalt einiger herumschweifenden Wilden verwandelt haben, sind einige kleine herumschweifende Völker von etlichen Mißionarien, in verschiedene, große, gesittete Nationen verwandelt worden. Wären diese thätigen und muthigen Männer weniger mit dem herrschenden Geiste des Pabstthums angesteckt gewesen; hätten sie die Aufnahme an einem der intriguantesten und verderbtesten Höfe in Europa, nicht an alle andre Höfe gebracht, um alle politischen Begebenheiten zu lenken; hätten sie nicht durch ihre Intoleranz und Herrschsucht alle vernünftige Leute und alle Gerichtshöfe wider sich aufgebracht; wären sie aus einem übertriebenen Eifer für die Religion nicht heimliche Feinde des

Fort=

Fortgangs der Wissenschaften, und Verfolger der Philosophie geworden; hätten sie eben so viel Geschicklichkeit angewandt, sich beliebt als gefürchtet zu machen, und wären sie eben so besorgt um den guten Ruf als die Macht ihres Ordens gewesen, und hätten ihre Oberhäupter nicht sogar die Tugenden ihrer mehresten Mitglieder gemisbraucht: so würde die alte und neue Welt noch den Vortheil der Bemühungen einer Gesellschaft genießen, die man nützlich machen konnte, ohne ihrer anfänglich zu bedürfen. Das achtzehnte Jahrhundert dürfte alsdenn nicht über die Abscheulichkeiten, die ihre Zerstörung begleiteten, erröthen. Die Welt würde denn noch von ihrem Schweiße benetzt, und durch ihre Unternehmungen fruchtbar gemacht werden.

Die Brasilier hatten zu viele Gründe die Europäer zu hassen, um nicht sogar gegen ihre Wohlthaten mistrauisch zu seyn. Aber eine sehr gerechte Handlung, die viel Aufsehen machte, verminderte dies Mistrauen.

Die Portugiesen hatten die Niederlassung von San Vincent auf der Seeküste im vier und zwanzigsten Grad südlicher Breite angelegt. Dort handelten sie friedfertig mit den Carigern, der sanftesten und gesittesten Nation in ganz Brasilien. So groß auch der Nutzen dieses guten Vernehmens war, so hinderte es sie doch nicht, siebenzig

Män-

Männer wegzuführen, um sie zu Sklaven zu machen. *) Der Urheber dieses Verbrechens wurde verurtheilt, die Gefangenen an den Ort zurückzuführen, wo er sie weggenommen hatte, und solche Entschuldigungen zu machen, als die Größe der Beleidigung sie heischte. Zwey Jesuiten, denen es aufgetragen war, die Ersetzungen zu machen, die man ohne sie nie verordnet haben würde, gaben dem Farancaha, dem angesehensten Manne seines Volkes Nachricht davon. Er kam ihnen entgegen und mit Freudenthränen sagte er: „Lieben Väter, wir wollen gern das Vergangene „vergessen, und einen neuen Bund mit den Por„tu-

*) Dergleichen Seeräubereien erlaubten sich portugiesische Kolonisten überal in Brasilien, und sie glaubten wie die Spanier, der Pabst habe ihnen mit dem Lande alle Einwohner als Leibeigene geschenkt. Wie die Furcht vor der Sclaverey die Eingebohrnen von der Meeresküste und den christlichen Niederlassungen verscheuchte, verkauften die portugiesischen Stadthalter dis Wildfangsrecht einem jeden, und privilegirte Menschenräuber holten sich Sclaven zweyhundert Meilen weit von der Küste, aus den unzugänglichsten Wildnissen mit Gewalt, und wo dies nicht angieng, verkleideten sich einige der Sclaven Fauthe in Jesuiten, um sie durch allerhand Versprechungen nach den Niederlassungen der Fremden zu locken. S. Meine Abhandlung vom Ursprung des Negerhandels. S. 47.

„tugiesen schliessen; laß sie aber in Zukunft mä-
„ger und treuer in Beobachtung des Völkerrechtes
„seyn, als sie gewesen sind. Unsre Zuneigung
„verdient wenigstens Gerechtigkeit. Man nennt
„uns Barbaren, demohngeachtet ehren wir die
„Redlichkeit und unsre Freunde. „ Nachdem
die Mißionarien versprochen hatten, daß ihre Na-
tion künftig die Gesetze des Friedens und der Ei-
nigkeit gewissenhafter beobachten würden, erwie-
derte Farancaha: „Wenn ihr an der Redlichkeit
„der Cariger zweifelt, so will ich einen Beweis
„davon geben. Ich habe einen Neffen den ich
„zärtlich liebe; er ist die Hofnung meines Hauses
„und die Freude seiner Mutter; sie würde aus
„Gram sterben, wenn sie ihren Sohn verlieren
„sollte; dennoch will ich ihn euch zum Geisel ge-
„ben. Nehmt ihn mit, bildet seine Jugend, sor-
„get für seine Erziehung, unterrichtet ihn in eu-
„rer Religion, laßt seine Sitten sanft, laßt sie
„rein seyn. Wenn ihr zurückkommt, hoffe ich
„werdet ihr mich auch unterrichten, und mir Licht
„ertheilen. „ Viele Cariger folgten diesem Bei-
spiel und schickten ihre Kinder nach St. Vincent
um dort erzogen zu werden. Die Jesuiten waren
zu geschickt um nicht grossen Vortheil von dieser
Begebenheit zu ziehen. Man hat aber keinen
Grund zu muthmaßen, daß sie die Indier zu hin-
tergehen und zur Unterwerfung zu bringen suchten.
Der Geiz hatte diese Missionarien noch nicht ange-

steckt,

steckt, und ihr Einfluß bey Hofe war damals so groß, daß wegen des Ansehens in dem sie bey der Colonie standen, nichts für das Schicksal ihrer Neubekehrten zu besorgen war.

Diese Ruhezeit wurde gut benutzt. Seit einigen Jahren hatte man Zuckerrohr aus Madeira nach Brasilien verpflanzt und bemerkt, daß das Erdreich und Clima dieser nützlichen Pflanze sehr zuträglich sey. Anfangs wurde sie nur wenig gebaut, aber als man nachher anstatt der kraftlosen Indianer sich der stärkern Neger bediente, nahm der Bau desselben sehr zu. Er wurde nachher von Tage zu Tage ansehnlicher, weil dieses Produkt, welches man so lange nur als Arzney gebraucht hatte, immer mehr ein Gegenstand des Luxus wurde. *)

6. Ein=

*) Der Anfang des Zuckerbaues in Brasilien ist nicht gewis zu bestimmen, wahrscheinlich kam er mit den ersten Verbannten herüber, da die Portugiesen schon in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts Zuckerpflanzungen in Madera, St Thome und andern africanischen Inseln angelegt hatten. Hans von Staden, ein Hesse, der von 1547. bis 1554. in Brasilien war, beweist dies einigermassen. Er erwehnt des Zuckers unter den Producten dieses Landes gar nicht, ob er gleich lange genug als Gefangener unter den Wilden lebte, den Zucker als einheimisches Product zu bemerken, wenn er dergleichen

6.

Einbruch der Franzosen in Brasilien.

Diese Waare, die mit so grossem Vortheil in allen europäischen Märkten verkauft wurde, erregte die Gewinnsucht der Franzosen. Sie versuchten zu verschiedenen malen sich in Brasilien niederzulassen. Ihre Flüchtigkeit erlaubte ihnen aber nicht die gemeiniglich langsam reifenden Früchte eines neuen Unternehmens abzuwarten. Sie verließen aus Ueberdruß und Unbeständigkeit Hofnungen, welche hinlänglich waren um den Muth solcher Leute aufrecht zu erhalten, die nicht so leicht zu ermüden, und geschwind zu unternehmen gewesen wären. Das einzige schäzbare Monument ihrer fruchtlosen Bemühungen ist eine Unterredung, welche den gesunden geraden Verstand

chen bey ihnen gefunden. Weil er die übrige Zeit als Büchsenschütz in einem Blockhause gegen die Wilden fern von den wirklichen Niederlassungen lag, mehr mit den Wilden als Europäern zu thun hatte, und überhaupt die portugiesischen Niederlassungen in seiner Reise sehr mit Stillschweigen übergeht, hat er darüber ihren Zuckerbau vergessen, der damals schon ziemlich ansehnlich seyn muste, denn Magellan zählt schon 1519. auf seiner Fahrt um die Welt Zuckerrohr unter den brasilischen Waaren. (Pigafetta Viaggio attorno il mondo. Beim Romusio. I. p. 380.

stand der Wilden in das hellste Licht setzt, um so mehr da sie in dem naiven Styl geschrieben ist, der vor zweyhundert Jahren das charakteristische der französischen Sprache war, und worin man Schönheiten findet, deren Verlust man noch jezt bereuen muß.

Die Brasilier, sagt Leri der bey der Unterredung gegenwärtig war, waren sehr erstaunt, daß sich die Franzosen so viel Mühe gaben um ihr Holz zu holen, und einer ihrer Alten that einmal deswegen folgende Fragen an mich. „Sagt mir „doch, was soll das bedeuten daß ihr Franzosen „so weit herkommt um Holz zu holen, euch zu „wärmen? Giebt es denn keines in eurem Lande? „Ich antwortete ihm, daß wir es in grosser Men„ge hätten, nur nicht von der Art als das ihrige, „welches wir auch nicht zum Brennen gebrauch„ten als er glaubte, sondern so wie sie sich dessen „bedienten ihre Federn und Bänder zu färben, „holten wir es auch zur Färberey. Er antwor„tete; gut, aber braucht ihr so viel? Ja, sagte „ich; denn es giebt in unserm Lande Kaufleute, „die mehr Frieß und rothes Tuch haben als ihr „jemals hier gesehen habet, und von denen kauft „einer alles Holz auf, was verschiedene Schiffe „zurückbringen. Ha, ha! sagte der Wilde, du „erzählst mir schöne Sachen! Denn überdachte „er, was ich ihm gesagt hatte, und fragte fer„ner:

„ner: aber dieser reiche Mann von dem du „sprichst, stirbt er nicht? Freilich, freilich, so „gut als die andern. Hierauf fragte er mich so„gleich wieder, (denn sie sind grosse Schwätzer) „und wenn er nun todt ist, wem läßt er seinen „Reichthum? seinen Kindern, wenn er welche „hat, und hat er keine, seinen Brüdern, Schwe„stern, oder andern Verwandten. In der That, „sagte der Alte, jezt bemerke ich, daß ihr Fran„zosen grosse Narren seyd; denn warum müßt ihr „euch so viel Mühe geben und über das Meer „kommeu, um Reichthümer für die zu sammeln, „die euch überleben werden, als ob die Erde, die „euch ernährt, nicht hinreichend wäre, auch sie „zu ernähren? Wir haben auch Kinder und Ver„wandte, die wir lieben, wie du siehest; aber „weil wir überzeugt sind, daß die Erde, die uns „ernährt hat, ihnen auch ihre Nahrung gewäh„ren wird, so verlassen wir uns ganz ruhig dar„auf. „

7.

Eroberungen der Holländer in Brasilien.

Diese Philosophie, die den Wilden, welche die Natur vom Ehrgeize befreiet, so natürlich ist, und welche gesittete Nationen, die alle Uebel des Luxus und der Gewinnsucht erfahren haben, so wenig kennen, machte wenig Eindruck auf die

Fran-

Franzosen. Sie musten der Versuchung des Reichthums unterliegen, der Durst welcher damals alle Seemächte in Europa verzehrte. Die Holländer durch einen Zufall Republikaner, und durch die Nothwendigkeit Kaufleute geworden, hatten mehr Beständigkeit und Glück in ihren Unternehmungen in Brasilien, als die Franzosen. Sie hatten nur gegen eine eben so kleine Nation als die ihrige zu streiten, die nach ihrem Beispiel bald das spanische Joch abschüttelte.

Alle Geschichtschreiber sind voll von den Grausamkeiten und Tyranneien, welche die Niederländer gegen Philipp den zweiten empörten. Die reichsteu Provinzen wurden entweder unter einem eisernen Scepter erhalten, oder unter seine Herrschaft zurückgebracht. Aber die ärmsten, welche so zu sagen im Wasser, Sümpfen und Morästen lagen, erlangten durch beinahe übermenschliche Anstrengung ihrer Kräfte ihre Freiheit. Sobald ihre Unabhängigkeit fest gegründet war, griffen sie ihre Feinde auf den entferntesten Meeren an, in Indien, am Ganges, sogar in den Molucken, welche damals Spanien gehörten, seitdem es Portugal zu seinen Besitzungen rechnete. Der Waffenstillstand von 1609. gab dieser unternehmenden und glücklichen Republik Zeit, ihre neuen Projekte zur Reife zu bringen. Diese zeigten sich 1621. in der Errichtung einer westindischen Hand-

lungs-

lungskompagnie, von welcher man eben dergleichen glücklichen Fortgang in Afrika und Amerika erwartete, als die Ostindische Compagnie in Asien gemacht hatte. Die erste Operation der neuen Gesellschaft war der Angrif auf Brasilien.

Einige holländische Seefahrer hatten ungeachtet des Gesetzes, welches allen Fremden den Zutritt versagt, eine Reise dorthin gemacht, und da sie nach der Gewohnheit ihrer Nation ihre Waaren um einen weit geringern Preis feil boten, als welche von dem Mutterlande kamen, wurden sie sehr gut aufgenommen. Diese Schleichhändler berichteten bey ihrer Zurückkunft, daß das Land in der grösten Unordnung wäre; daß die fremde Herrschaft alle Liebe des Vaterlandes erstickt, und der Eigennutz jedes Herz verderbt hätte; die Soldaten wären Kaufleute geworden, und man hätte sogar die ersten Begriffe der Kriegskunst verlernt, so daß man sich nur mit einer etwas ansehnlichen Macht zeigen dürfte, um die geringen Hindernisse zu überwinden, welche vielleicht der Eroberung eines so reichen Landes im Wege liegen könnten.

Die Compagnie trug dieses Unternehmen 1624. Jacob Willekens auf. Dieser seegelte gerade nach der Hauptstadt und San Salvador ergab sich, sobald sich die holländische Flotte zeigte. Die übrigen Einwohner der Provinz, obgleich sie

die gröste und volkreichste der Colonie war, thaten eben so wenig Widerstand.

Dies war ein großer Schlag; er betrübte aber das spanische Ministerium nicht. Denn seitdem diese Krone Portugal unterworfen hatte, fand sie ihre neuen Unterthanen nicht so biegsam als sie es wünschte. Daher schien ihr ein Unglück, welches die Portugiesen abhängiger machen könnte, ein grosser Vortheil; und ihre Minister wünschten sich Glück endlich eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihr Joch zu erschweren.

Obgleich Philipp der vierte weder richtigere Begriffe noch eine edlere Denkungsart hatte, so glaubte er doch, die Majestät seines Thrones erfordere einige Verstellung und Beobachtung des Wohlstandes. Er schrieb daher an die vornehmsten Portugiesen, und ermunterte sie einige Anstalten gegen die Holländer zu treffen. Sie waren hiezu sehr geneigt. Ihr eignes Interesse, der Eifer für das Vaterland, das Verlangen die Schadenfreude ihrer Feinde zu unterdrücken, alles vereinigte sich ihre Thätigkeit zu verdoppeln. Diejenigen welche Geld hatten verschwendeten es mit vollen Händen, andre warben Soldaten an. Alle suchten Dienste. In drey Monaten waren sechs und zwanzig Schiffe ausgerüstet. Diese seegelten im Anfange des Jahrs 1626. mit denenjenigen

ab, welche die Langsamkeit und Politik der Spanier lange hatte erwarten lassen.

Michael Texeira Erzbischof von San Salvador versprach ihnen einen glücklichen Fortgang. Dieser kriegerische Prälat hatte an der Spitze von 1500 Mann den Feinden zuerst Widerstand gethan. Er hatte sie angegriffen, beunruhiget, geschlagen, zurückgetrieben und zuletzt in der Stadt eingeschlossen. Die Holländer durch den Hunger, das Elend und den Ueberdruß gedrückt, nöthigten ihren Befehlshaber, sich den Truppen welche die Flotte gelandet hatte, zu ergeben, und wurden alle nach Europa geschickt.

Das Glück der Compagnie zur See entschädigte sie wegen dieses Verlusts. Ihre Schiffe kehrten immer im Triumphe, und mit der Beute der Spanier und Portugiesen beladen, in den Hafen zurück. Dieß gieng so weit, daß selbst die Mächte welche bey dem Glückstande der Holländer am mehresten interessirt waren, dennoch anfiengen sie mit neidischen Augen anzusehen. Der Ocean war von den Holländischen Flotten bedeckt. Ihre Admirale suchten durch nützliche Thaten das Vertrauen der Republik zu erhalten. Die Subalternen Officiere unterstützten den Muth und die Einsichten ihrer Befehlshaber, der Eifer der Soldaten und Matrosen war ohne Beispiel. Nichts konnte diese tapfern Leute abschrecken. Die Be-

schwerden der See, die Krankheiten, die häufigen Schlachten, alles schien sie kriegerischer zu machen und ihren Muth zu verdoppeln. Und die Compagnie war darauf bedacht, diese Gesinnungen durch öftere Belohnungen zu nähren. Außer ihrem Solde erlaubte man ihnen einen besondern Handel. Diese Freiheit ermunterte sie, und lockte täglich mehr in den Dienst. Da ihr Glück durch diese kluge Einrichtung mit dem Flor der Gesellschaft so genau verbunden war, wünschten sie beständig thätig zu seyn. Sie ergaben sich dem Feinde nie, und fielen die feindlichen Schiffe immer mit demjenigen Muth, mit der Geschicklichkeit und Heftigkeit an, welche den Sieg sicher machen. In dreizehn Jahren rüstete die Compagnie achthundert Schiffe aus, welche 90 Millionen Livres kosteten, und mit diesen nahmen sie dem Feinde fünfhundert und fünf und vierzig Schiffe, deren Ladung für 180 Millionen Livres verkauft wurde. Daher waren auch die Dividenden nie unter zwanzig pro Cent, und beliefen sich sogar oft auf hundert. Dieser Wohlstand, blos eine Folge des Krieges, setzte die Compagnie bald in den Stand, Brasilien von neuem anzugreiffen.

Ihr Admiral Heinrich Lonk ankerte im Anfange des Jahres 1650. mit sechs und vierzig Kriegsschiffen auf der Küste von Fernambuc, eine der grösten und damals am besten bevestigten Provinzen

vinzen des Landes. Er unterwarf sie nach verschiedenen blutigen Schlachten, in denen er immer den Sieg erfochte. Die Truppen welche er dort zurückließ, unterwarfen in den Jahren 1633. 34. 35. die angrenzenden Gegenden, den angebautesten Theil von Brasilien, welcher den grösten Ueberfluß an Lebensmitteln hatte.

Diese Reichthümer, welche anstatt nach Lissabon zu gehen den Weg nach Amsterdam nahmen, feuerten die Compagnie aufs neue an. Die gänzliche Eroberung von Brasilien wurde beschlossen, und Moritz von Nassau die Ausführung des Unternehmens aufgetragen. Dieser General kömt in den ersten Tagen von 1637. an seinem Posten an; er findet Kriegszucht unter den Soldaten, Erfahrung bey den Befehlshabern und Bereitwilligkeit bey allen, und eröfnet sogleich die Campagne. Ihm wurden nach und nach Albuquerque, Banjola, Louis Rocca de Borgia, und der Brasilier Cameron entgegengesetzt. Dieser letztere war der Abgott der seinigen, und aufs äusserste für die Portugiesen eingenommen. Dabey tapfer, thätig, verschlagen, so daß ihm um ein guter General zu seyn nichts fehlte, als die Kriegskunst unter guten Lehrmeistern gelernt zu haben. Alle diese Befehlshaber gaben sich viel Mühe, die Besitzungen, die man ihrem Schutze anvertrauet hatte, zu decken. Aber vergebens, die Holländer bemeisterten sich

bald aller Küsten von San Salvador bis zum Amazonenflusse.

8.

Klagen eines Portugiesischen Predigers zu Gott, über das Glück einer kezerischen Nation.

Unter diesen Umständen hielt Antonio Vieira ein beredter Jesuite, in einem Temple zu Bahia die heftigste und ausserordentlichste Predigt, die vielleicht je auf einer christlichen Canzel gehalten worden ist. Das sonderbare dieser Rede wird vielleicht den langen Auszug, den wir davon geben wollen, entschuldigen.

Vieira wählte das Ende des 43sten Psalms zu seinem Texte; wo der Prophet Gott auf folgende Art anredet: Erwecke dich, Herr; warum schläfest du? Wache auf und verstosse uns nicht so gar. Warum verbirgest du dein Antlitz, vergissest unsers Elends und Dranges. Mache dich auf, hilf uns und erlöse uns um deiner Güte willen.

In diesen Worten, sagt der Redner: voll frömmer Standhaftigkeit und Muth, eher verweisend als bittend, redet der königliche Prophet mit Gott. Die Zeiten und Umstände sind gleich;

und auch ich werde es wagen zu sagen: Wache auf, warum schläfst du?

Vieira nimt seinen Text wieder vor, und nachdem er die Aehnlichkeit des Unglücks der Kinder der Kinder Israel und der Portugiesen gezeiget hat, fährt er fort: heute werde ich also nicht dem Volke predigen. Meine Worte und meine Stimme werden höher steigen. Ich trachte diesen Augenblick sogar in den Schooß der Gottheit zu dringen. Dies ist der letzte von den vierzehn Tagen, welche man in allen Kirchen der Hauptstadt zu Gebeten vor den heiligen Altären bestimmt hat. Und weil dieser Tag der letzte ist, muß man seine Zuflucht auch zu dem einzigen und letzten Mittel nehmen. Die evangelischen Redner haben vergebens getrachtet euch zur Buße zu bringen. Da ihr aber taub gewesen seyd, da ihr euch nicht habt bekehren lassen, so will ich dich o Herr bekehren, und obgleich wir die Sünder gewesen sind, so sollst du es doch bereuen.

Als die Kinder Israel in der Wüsten gesündiget hatten, indem sie das goldene Kalb anbeteten, entdecktest du Mose ihr Vergehn, und setztest in deinem Zorn hinzu, daß du diese Undankbaren vernichten wolltest. Aber Mose sagte, warum zürnest du wider dein Volk? ehe du das Urtheil vollziehest, bedenke was schicklich zu thun ist. Soll der Egyptier dich beschuldigen, du hättest uns

nur aus der Sklaverey gezogen, um uns in den Gebirgen zu tödten? Bedenke die Ehre deines Nahmens.

Dies war die Logik Mosis, und dies soll auch meine seyn. Du bereutest den Entschluß, den du gefaßt hattest, du bist derselbe. Meine Gründe sind noch weit stärker als des hebräischen Gesetzgebers. Sie werden dieselbe Würkung auf dich haben, und wenn du den Vorsatz gefaßt hast, uns zu vertilgen, wird es dich gereuen. Weißt du nicht, daß der Ketzer durch die Siege die du ihm gewährt hast, aufgeblasen, schon gesagt hat, daß unser falsche Gottesdienst ihm deinen Schutz und seine Siege erworben haben? Und was sollen die Heiden, die uns umgeben, davon denken. Der Talapoin der dich noch nicht kennt, der unbeständige Indier, der unwissende und dumme Egyptier kaum mit dem Wasser der Taufe benetzt? Sind diese Völker fähig, die Tiefe deiner Rathschlüsse zu ergründen und anzubeten? Erwache also, und wenn du um die Ehre deines Nahmens besorgt bist, so erlaube es nicht, daß man aus dem Siege über uns Gründe wider unsern Glauben schöpfe. Erwache, und laß die Stürme die unsre Flotten zerstreuten, die Schiffe unsers gemeinschaftlichen Feindes zerstreuen. Laß die Pest und die Krankheiten, die unsre Armeen aufgerieben haben, seine Völker wegraffen. Und der du

die

Rathschläge der Menschen verderben kannst, wenn es dir gefällt, so mache die ihrigen dunkel und voll Verwirrung.

Josuah war heiliger und geduldiger als wir, und dennoch führte er dieselbe Sprache als ich, bey Umständen von weit geringerer Wichtigkeit. Er geht über den Jordan, greift die Stadt Ay an, und seine Truppen werden zerstreut. Sein Verlust war nicht groß, und doch zerreißt er seine Kleider, wirft sich auf die Erde und ergießt sich in bittere Klagen, indem er sagt: Warum ließest du uns über den Jordan gehen? Sage Herr, war es um uns in die Hände der Amoriter zu liefern? und jetzt da es auf ein zahlreiches Volk in einem ungeheuren Lande ankömt, sollte ich nicht ausrufen: Hast du uns dies große Land nur gegeben, um es uns wieder zu nehmen? Wenn du es den Holländern bestimmtest, warum riefst du sie nicht hieher, da es noch wüste war? Haben dir die Ketzer so grosse Dienste geleistet, und sind wir in deinen Augen so verachtet, daß du uns aus unserm Lande gezogen hast, um ihre Arbeiter zu seyn, um ihnen Städte zu bauen, und sie durch unsern Schweiß zu bereichern? Dies ist also der Lohn den du uns in deinem Herzen bestimmtest, nachdem so viele der Unsrigen am Lande geschlachtet, oder im Meer umgekommen sind? Es wird geschehen, wie du es gewollt hast. Aber ich sa-

ge dir, diejenigen die du jetzt verwirfst, die du jetzt vertilgest, morgen wirst du sie suchen und nicht finden.

Hiob vom Elend niedergedrückt stritte mit dir. Du willst gewiß nicht, daß wir fühlloser seyn sollen, als er war, und er sagt dir: da du mein Verderben beschlossen hast, so vollende es; tödte mich; vertilge mich; laß mich begraben und in Staub verwandelt werden; ich unterwerfe mich, aber morgen wirst du mich suchen und nicht mehr finden. Du wirst Sabeer und Chaldäer, Verächter deines Namens haben: aber Hiob, den getreuen Knecht der dich anbetet, wirst du nicht mehr haben.

Wohl Herr, ich sage dir mit Hiob: Vernichte, zerstöre, verzehre uns alle, aber eines Tages, oder morgen wirst du die Portugiesen suchen und nicht mehr finden. Du meinest, Holland werde dir apostolische Eroberer geben, die mit der Gefahr ihres Lebens die Fahne des Kreuzes in alle Länder tragen werden? Die Holländer werden dir eine Pflanzschule apostolischer Lehrer errichten, welche eilen werden, zur Ausbreitung deines Glaubens die Länder der Wilden mit ihrem Blute zu benetzen? Holland wird dir Tempel errichten, die dir gefallen werden, wird dir Altäre erbauen, auf welche du herabkommen wirst, wird dir wahre Priester weihen, das grosse Opfer

opfern

öpfern und dir den Dienst bezeigen der deiner würdig ist? Ja, ja, der Dienst den du von ihnen empfangen wirst, wird der seyn mit dem sie dir täglich in Amsterdam, Middelburg und Fließingen dienen, und in den übrigen Provinzen dieser kalten feuchten Hölle.

Ich weis wohl o Gott daß die Ausbreitung deines Glaubens und die Ehre deines Nahmens nicht von uns abhängt; und daß wenn auch keine Menschen wären, deine Allmacht die Steine beleben, und Abraham Kinder erwecken könte. Aber ich weis auch, daß du seit Adam keine andre Menschen geschaffen hast; du bedienest dich derer die da sind, und gebrauchst zu deinen Absichten nur die geringen, wenn es an bessern mangelt. Dies beweißt das Gleichniß vom Feste: Laßt die Blinden und Lahmen hereinkommen. Dies ist der Gang deiner Vorsehung. Veränderst du diesen heute? Wir sind die Gäste gewesen; wir haben uns nicht geweigert zu deinem Gastmahle zu kommen, und du ziehest uns Blinde und Lahme, Lutheraner und Calviner vor, Blinde im Glauben, Lahme in den Werken.

Wenn wir so elend sind, daß es den Holländern gelingt, sich zu Herren über Brasilien zu machen, stelle ich dir mit aller Demuth, aber sehr ernstlich vor: Gieb wohl acht, ehe du deinen Rathschluß ausführst. Untersuche sorgfältig, wel-

welchen Vortheil du davon haben wirst. Bedenke da es noch Zeit ist. Wenn es dich gereuen muß, ist es besser, daß es jetzt geschieht, als wenn dem Uebel nicht mehr zu helfen steht. Du siehest wohin ich will, und daß ich die Gründe die ich dir vorhalte, aus deinem eigenen Verfahren gezogen habe. Vor der Sündfluth zürntest du auch wider das menschliche Geschlecht. Vergebens betete Noah während einem ganzen Jahrhundert zu dir. Du beharrtest in deinem Zorn. Die Tiefen des Himmels öfneten sich endlich. Das Wasser gieng über die höchsten Berge. Die ganze Erde war überschwemmt, und deine Gerechtigkeit befriediget. Aber drey Tage nachher als die Cörper auf der Oberfläche schwammen, als deine Augen die Menge der moderuden Leichen erblickten; als die Oberfläche des Meers dir den schrecklichsten traurigsten Anblick darbot, der je die Blicke der Engel betrübt hat; was thatest du? Durch dieses Schauspiel gerührt bewegten sich deine Eingeweide vor Schmerzen, als ob du es nicht vorher gesehen hättest. Es reute dich, daß du die Welt geschaffen hattest. Du empfandest Reue über das Vergangene; du nahmst Entschlüsse für die Zukunft. Siehe so bist du: Und da dies dein Charakter ist, warum schonest du dich selbst nicht, indem du uns verschonest; warum bist du jetzt zornig, da dein Herz darüber murren wird, da die Vollziehung der Befehle deiner Gerechtigkeit deine

Güte

Güte betrüben wird? Bedenke es ehe du anfängst, und überlege die Folgen der neuen Fluth die du beschlossen hast. Ich will sie dir vormalen.

Ich stelle mir vor, daß Bahia und das übrige von Brasilien in die Hände der Holländer gefallen ist. Betrachte sie jetzt, wie sie mit der Wuth eines Eroberers, mit dem Zerstörungsgeiste der Ketzer in die Stadt stürzen. Sieh, daß weder Geschlecht noch Alter verschont wird. Sieh das Blut fließt. Die Schuldigen, die Unschuldigen, die Weiber und Kinder werden mit der Schärfe des Schwerdts getödtet. Siehe die Thränen der Jungfrauen, die den Schimpf beweineu den sie erlitten haben. Siehe die Greise bey den Haaren geschlept. Höre das verwirrte Geschrey der Mönche und Priester die ihre Altäre umfassen, und ihre Hände zu dir erheben. Du selbst, o Gott, wirst ihrer Wuth nicht entgehen. Ja, du wirst dein Antheil davon empfangen. Die Ketzer werden die Pforten deiner Tempel einbrechen. Die Hostie, dein eigener Leib wird mit Füßen getreten werden. Die Gefäße, die dein Blut gefüllt hat, werden zur Schwelgerey gebraucht werden. Deine Altäre werden umgeworfen, dein Bildniß wird zerstückt werden. Unheilige Hände werden deine Mutter angreifen.

Ich würde nicht erstaunen, wenn du die Beleidigungen litteſt die gegen dich gerichtet sind,

denn

denn vormals hast du schon blutigere gelitten. Aber deine Mutter! Wo bleibt die kindliche Pflicht? Wie! du tödtetest Hosea, weil er die Bundeslade berührte. Du ließest die Hand verdorren, die Jerobeam gegen einen Propheten aufhob; und du lässest den Ketzern Tausende von Armen, um weit abscheulichere Verbrechen auszuüben. Du stießest Belsazar vom Throne, du nahmst ihm das Leben, weil er aus den Gefäßen getrunken hatte, in denen dein Blut doch nicht geweihet worden war; und du verschonest den Ketzer; und es erscheinen nicht zwey Finger und ein Daumen um sein Todesurtheil zu schreiben? Endlich, o Herr, wenn man deine Tempel geplündert, deine Altäre umgeworfen, deine Religion in Brasilien ausgerottet haben wird; wenn in den Vorhöfen deiner Kirchen Gras wächst, dann wird das Weynachtsfest kommen, ohne daß jemand an den Tag deiner Geburt denkt. Die Fastenzeit, die heilige Woche werden kommen, ohne daß man die Geheimnisse deines Leidens feyert. Die Steine in unsern Gassen werden seufzen, wie sie in den verlassenen Strassen von Jerusalem seufzten. Keine Priester, keine Opfer, keine Sacramente mehr. Die Ketzerey wird die Kanzeln der Wahrheit einnehmen. Die falschen Lehrsätze werden die Kinder der Portugiesen anstecken. Eines Tages wird man die Kinder derer die mich umgeben, fragen: Kleine Knaben, von welcher Religion seyd ihr? und sie wer-

werden antworten wir sind Calviner. Und ihr kleinen Mädgen? und sie werden antworten: wir sind lutherisch. Denn wirst du gerührt werden, denn wird es dich gereuen; da dich aber die Reue erwartet, warum kommst du ihr nicht zuvor?

Aber sage mir, welche Ehre suchest du darin eine Nation zu zerstören, und durch eine andre austreiben zu lassen? Dies ist eine Gewalt, die du vormals einem geringen Einwohner von Anatho anvertrautest. Indem du uns strafest, triumphirest du über die Schwachen. Wenn du uns verzeihest, triumphirest du über dich selbst.

Sey barmherzig um deines eigenen Ruhms willen, um der Ehre deines Nahmens. Laß deinen Zorn nicht alle Tage, nicht einen Tag dauern. Du willst nicht, daß die Sonne über unsern Zorn untergehe; wie viele male ist sie nicht über deinen untergegangen, wie viel male ist sie nicht über ihn aufgegangen? Foderst du eine Mäßigung von uns, die du selbst nicht ausübest? Kannst du nur die Lehre und nicht auch das Beispiel geben?

Verzeihe uns also o Herr, laß unser Elend ein Ende nehmen. Heilige Jungfrau, bitte für uns. Bitte deinen Sohn; befiehl ihm. Wenn er über unsre Sünden zürnet, so sag ihm, er soll sie uns verzeihen, wie es uns befohlen wird, in

seinen Gesetzen, daß wir unsern Schuldnern vergeben sollen.

Ich weis nicht, ob der Herr durch die Vorstellungen des Redners Vieira gerührt wurde: aber kurze Zeit nachher wurden die Eroberungen der Holländer durch eine Revolution unterbrochen, die alle Nationen wünschten, ohne daß sie jemand vorher gesehen hatte.

9.

Die Portugiesen vertreiben die Holländer aus Brasilien.

Seitdem die Portugiesen das spanische Joch trugen, waren sie nie glücklich gewesen. Philipp der zweite, ein grausamer, geiziger, despotischer und argwöhnischer Fürst, hatte versucht ihren Charakter zu erniedrigen. Er bedeckte aber unter einem ehrenvollen Vorwande die Mittel, die er zu seinem Zwecke gebrauchte. Sein Sohn der seinen Grundsätzen nur zu getreu folgte, glaubte, daß es besser sey über einen zu Grunde gerichteten Staat zu herrschen, als den Gehorsam seiner Unterthanen von ihrem freyen Willen zu erwarten. Er ließ ihnen daher eine Menge Eroberungen entreissen, die ihnen so viel Schätze, Ruhm und Macht einbrachten, und mit Strömen von Blut erkauft waren. Der Nachfolger dieses schwachen

Prin-

Prinzen, der noch blöder am Verstande als sein Vater war, wagte ohne die geringste Rücksicht Eingriffe in ihre Privilegien, ihre Regierung, Gebräuche und was ihnen sonst am theuersten war. Auf den Rath Olivarez wollte er sie zur Rebellion zwingen, damit er ein Recht bekäme sie zu plündern.

Diese gehäuften Beleidigungen verbanden alle Gemüther, die Spanien zu veruneinigen getrachtet hatte. Eine Verschwörung, die man mit der größten Verschwiegenheit drey Jahre lang unterhalten hatte, brach am dritten December 1640. aus. Philipp der vierte wurde mit Verachtung abgesetzt, und der Herzog von Braganza auf den Thron seiner Väter erhoben. Das Beispiel der Hauptstadt wurde von dem ganzen Königreiche und den Ueberbleibseln der Colonien in Asien, Afrika und Amerika befolgt. Bey einer so grossen Veränderung wurde doch nur das Blut Michael Vasconcellos, des niedrigen Werkzeuges der Tiranney, vergossen.

Der neue König vereinigte sein Interesse und seine Rache mit den Absichten der Engelländer, Franzosen und aller Feinde von Spanien. Vornehmlich schloß er den 23sten Juni 1641. mit den vereinigten Provinzen ein Offensivbündniß in Europa, und einen Waffenstillstand auf zehn Jahre in Ost- und Westindien. Nassau ward sogleich

mit dem grösten Theil der Truppen zurückberufen, und die Regierung der holländischen Besitzungen in Brasilien wurde Hamel einem Kaufmann aus Amsterdam, Bassis einem Goldschmiede von Harlem, und Bullestraat einem Zimmermann aus Middleburg anvertraut. Dieser Rath sollte alle vorkommenden Sachen entscheiden, die wie man glaubte, in Zukunft blos die Operationen eines thätigen und vortheilhaften Handels betreffen würden.

Es fand sich aber ein grosses Hinderniß gegen die Erfüllung dieser Erwartungen. Die Länder gehörten den Portugiesen, welche unter der Herrschaft der Republik geblieben waren. Einige unter diesen hatten nie die Mittel gehabt reiche Pflanzungen anzulegen, andre waren durch die Unglücksfälle, die von einem Kriege unzertrennlich sind, zu Grunde gerichtet. Kaum erfuhr man dieses Unvermögen in Europa, so waren die Capitalisten der vereinigten Provinzen bereit, die nöthigen Gelder zu allen möglichen Arbeiten vorzustrecken. Sogleich erhielt alles ein andres Ansehen, alles ward neu belebt. Aber man führte zu kostbare Gebäude auf; eine epidemische Krankheit rafte eine ungeheure Menge Sklaven weg, nnd alle überliessen sich dem ausschweifendsten Luxus. Diese Versehen und widrige Zufälle setzten die Schuldner außer Stande ihr Wort zu halten.

Zu-

Zulezt erlaubten sie sich, um nicht allen Credit zu verlieren, Gelder um drey bis vier pro Cent monatlich aufzunehmen. Dieses thörichte Verfahren machte ihre Schuldlast immer untilgbarer; und die Gefängnisse füllten sich mit Schuldigen oder Unglücklichen. Um diese schöne Niederlassung von einem gänzlichen Verfall zu retten, war die Compagnie gezwungen die Schulden auf sich zu nehmen. Sie foderten aber von den Pflanzern, daß sie ihnen den ganzen Ertrag ihrer Produkte liefern sollten, bis alle Schuldner bezahlt wären.

Vor dieser Einrichtung hatten die Agenten des Monopoliums die Festungen verfallen lassen. Sie hatten die Waffen und Kriegsvorrath verkauft, und allen Soldaten die darum anhielten, erlaubt in ihr Vaterland zurückzukehren. Dieses Verfahren hatte die Macht der Regierung geschwächt, und flößte den Portugiesen die Hofnung ein, daß sie eines Tages das fremde Joch abschütteln könnten. Der Vertrag mit dem Feinde, der ihnen alle Annehmlichkeiten des Lebens, deren sie gewohnt waren, entzog, bewog sie die Revolution zu beschleunigen.

Zu diesem Zwecke verbanden sich die muthigsten 1645. Ihr Anschlag war, alle Holländer die an der Regierung Theil hatten, mitten in der Hauptstadt Fernambuk an einem öffentlichen Festtage umzubringen, und nachher über den Pöbel

zu fallen, der ganz wehrlos war, weil er sich außer Gefahr glaubte. Die Verschwörung wurde entdeckt, aber die daran Theil nahmen, hatten noch die Zeit aus der Stadt zu flüchten, und sich in Sicherheit zu begeben.

Ihr Haupt war ein Portugiese von geringer Geburt, Nahmens Johann Fernandez de Viera. Aus einem blossen Bedienten war er Faktor und endlich Kaufmann geworden, durch seine Geschicklichkeit hatte er sich grossen Reichthum erworben, seine Redlichkeit verschafte ihm allgemeines Vertrauen, und durch seine Freigebigkeit verknüpfte er das Interesse unzähliger Menschen unzertrennlich mit dem seinigen. Der einmal fehlgeschlagene Versuch benahm seiner grossen Seele nicht den Muth. Ohne Bewilligung und ohne den Schutz der Regierung wagte er es, einen Krieg anzufangen.

Sein Nahme, seine Tugenden und seine Anschläge versammelten die Brasilier, die portugiesischen Soldaten und selbst die Landbesitzer um ihn. Er flößte ihnen sein Vertrauen, seine Thätigkeit und seinen Muth ein; jeder drängte sich zu ihm; jeder will mit ihm siegen oder sterben. Er siegt, und schlummert nicht auf seinen Lorbeern. Er läßt den Geschlagenen nicht die Zeit sich zu besinnen. Einige Widerwärtigkeiten die er mitten in seinem Glücke erfährt, entwickeln uns immer

mehr die Stärke seiner Seele, seinen immer thätigen Erfindungsgeist und die Erhabenheit seines Charakters. Er zeigt sogar nach dem Unglück noch einen drohenden Blick, und ist durch seine Standhaftigkeit furchtbarer als seine Tapferkeit. Das Schrecken so er um sich verbreitet, erlaubt seinen Feinden nicht mehr im Felde zu bleiben, und in diesem Augenblick des Ruhms erhielt Viera Befehl einzuhalten.

Seit dem Waffenstillstande hatten sich die Holländer einiger Plätze in Afrika und Asien bemächtiget, die sie sich hartnäckig zu verlassen weigerten. Der Hof von Lissabon mit Sachen von größerer Wichtigkeit beschäftiget, hatte nicht daran denken können sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Aber sein Unvermögen machte sein Misvergnügen nicht geringer. Bey diesen Gesinnungen war es ihm sehr angenehm, daß die Republik in Brasilien angegriffen wurde; er hatte sogar unter der Hand die Anfänger des Krieges begünstiget. Die Vorsicht die er immer dabey gebrauchte in Amerika sagen zu lassen und in Europa selbst zu sagen, daß diese Unruhen wider seinen Willen geschähen, und er die Urheber derselben gewis dafür bestrafen würde, gab der Compagnie lange Zeit Hofnung, daß der Aufruhr keine Folgen haben würde. Ihr Geiz erwachte doch endlich, nachdem sie sich nur zu lange durch diese falschen Versicherungen hatten

ten hintergehen lassen. Da Johann der vierte erfuhr, daß man in Holland ansehnliche Zurüstungen machte, und er befürchtete in einen Krieg verwickelt zu werden, den er glaubte vermeiden zu müssen, nahm er sich endlich ernstlich vor, den Feindseligkeiten in Brasilien ein Ende zu machen.

Viera, der um seinen Plan auszuführen nichts hatte als Geld, Credit und Geschicklichkeit, überlegte nicht einmal, ob er gehorchen sollte. Wenn der König, sagte er, von unserm Eifer, seinem eigenen Interesse und unserm Fortgange unterrichtet wäre, würde er, anstatt uns die Waffen aus der Hand zu reissen, uns aufmuntern fortzufahren und mit seiner ganzen Macht unterstützen. Hierauf nahm er sich vor, aus Furcht das Feuer seiner Begleiter möchte erkalten, die Sache möglichst zu beschleunigen. Das Glück blieb ihm auch so günstig, daß er mit Hülfe des Baretto, des Vidal und einiger andern Portugiesen, welche ihrem Vaterlande dienen wollten und konnten, die Holländer völlig zu Grunde richtete. Die wenigen unter diesen Republikanern, die dem Schwerdt und der Hungersnoth entgangen waren, räumten Brasilien durch eine Capitulation vom 28sten Januar 1654.

Wie sehr verändert sich doch der menschliche Geist! Alle diese Begebenheiten sind in der That, und scheinen uns auch nur die Folge gewisser poliki=

litischen, moralischen oder physischen Ursachen; und Vieira ist in unsern Augen nur ein beredter Enthusiast. Man versetze sich aber in die Zeiten der Juden, da sie noch Pflanzschulen von Begeisterten hatten; der Griechen, da man noch von allen Orten nach Delphos gieng; der Römer, da man kein grosses Unternehmen wagen wollte, ohne die Eingeweide der Opferthiere und die heiligen Hühner zu Rathe zu ziehen; unserer Vorfahren, zu den Zeiten der Kreuzzüge. Man setze an die Stelle des Vieira einen Propheten, eine Pythia, einen Wahrsager, einen Bernard; und die brasilische Revolution wird mit einem mal ein übernatürliches Ansehn bekommen. Es wird Gott seyn, welcher durch den heiligen Muth einer außerordentlichen Person gerührt, der unterdrückten Nation einen Rächer erweckt hat.

Der Friede, den die vereinigten Provinzen einige Monathe nachher mit England schlossen, schien sie in den Stand zu setzen, die wichtigen Besitzungen wieder zu erlangen, die sie durch eine falsche Sparsamkeit und andre unglückliche Umstände verloren hatten. Aber die Republik und die Compagnie vereitelten die Erwartungen aller Nationen. Der Friede von 1661. der den Streitigkeiten der beiden Mächte ein Ende machte, versicherte Portugal den Besitz des ganzen Brasiliens, und dieses versprach an seiner Seite den vereinig-

ten

vinzen acht Millionen an Gelde oder Waaren zu bezahlen.

So entgieng den Holländern eine Eroberung, welche die reichste europäische Colonie in der neuen Welt werden und der Republik ein Ansehen geben konnte, welches sie nie durch ihr eignes Land erhalten wird. Aber um sie zu erhalten, muste der Staat selbst die Verwaltung und den Schutz derselben übernehmen; und um blühend zu werden muste sie einer gänzlichen Freiheit genießen. Unter diesen Bedingungen hätte man Brasilien erhalten, und es würde die Nation bereichert haben, anstatt eine Compagnie zu Grunde zu richten. Unglücklicherweise kante man das einzige Mittel nicht Länder in Amerika durch den Anbau nützlich zu machen, und daß dieser Fortgang nur die Folge eines freyen Handels für alle Bürger unter dem Schutze der Regierung seyn könne.

Sobald ein dauerhafter Vergleich die Portugiesen von den Feinden befreiet hatte, die von ihnen so oft überwunden und gedemüthiget waren, giengen ihre Bemühungen dahin, ihren Besitzungen Festigkeit zu geben und deren Reichthümer zu vermehren. Einige Einrichtungen die man damahls für das allgemeine Beste machte, waren unglücklicherweise eine Folge des Vorurtheils und der Unwissenheit. Dennoch waren sie unendlich

besser als alles was man bis auf diese denkwürdige Zeit bisher gethan hatte.

Indessen daß der Hof zu Lissabon diese Colonie in gehörigen Stand zu setzen suchte, waren einige der thätigsten Unterthanen bemüht ihren Umfang zu erweitern. Sie breiteten sich gegen Süden bis an den Fluß Plata und gegen Norden bis an den Amazonenfluß aus, und da die Spanier im Besitz dieser beiden Flüsse waren, entschlossen sie sich, sie zu vertreiben, oder mit ihnen die Herrschaft über dieselben zu theilen.

10.

Niederlassungen der Portugiesen am Amazonenflusse.

Der Amazonenfluß, welcher wegen seiner ungeheuren Grösse so berühmt ist, dieser grosse Vasall des Meers, dem er seinen Tribut bringt, nachdem er von so viel kleinern Vasallen eben dergleichen erhalten, scheint seinen Ursprung aus den Strömen zu haben, die sich aus dem östlichen Gebirge ergießen, und nachher in einer grossen Ebene vereinigen, um diesen großen Strom zu bilden. Die gewöhnliche Meinung ist, daß er aus dem See Lauricocha komme *), welcher eine Art

*) Nach Peter Samuel Fritz, der 1707. eine Charte vom Amazonenflusse bekannt machte, den er vom

Art von Wasserbehältnis der Cordilleras ist. Er liegt in dem Gouvernement Guanuco, dreyssig Meilen von Lima, im eilften Grade südlicher Breite. Dieser Fluß nimt in seinem Lauf von tausend oder eilfhundert französischen Meilen eine ungeheure Menge andrer Flüsse auf, wovon verschiedene eine sehr beträchtliche Grösse haben, und sehr breit und tief sind. In seinen Gewässern befinden sich unzählige Inseln, die aber zu vielen Ueberschwemmungen unterworfen sind, um bebaut zu werden. Endlich ergießt er sich unter dem Aequator durch eine Mündung von funfzig Meilen breit in den Ocean.

Diese Mündung entdeckte Vincent Nunez Pinzon, ein Gefährte des Columbus 1500, und sein Ursprung wurde, wie man glaubt, 1538. von Gonzalo Pizarro entdeckt. Sein Lieutenant Orellana schiffte sich auf diesem Flusse ein, und unter-

von seinem Ursprung an bis ans Meer bereiset hatte, erstreckte sich die ganze Länge des Amazonenflusses auf 1800 Französische Meilen, er stürzt sich durch vier und achtzig Mündungen ins atlantische Meer, wo seine Breite wol achtzig Meilen betragen mag. Er bringt dem Meer eine solche Menge Wasser, daß solches auf dreissig Meilen von seinem Ausflus den gewöhnlichen Seegeschmack verliert. v. Lettres edifiantes. T. 8. S. 284.

untersuchte die ganze Länge seines Laufs. *) Er hatte mit einer Menge Nationen zu streiten, die seine Fahrt mit ihren Böten zu verhindern suchten, und ihn vom Ufer mit Pfeilen verfolgten. Ohne Zweifel stellte damals der Anblick einiger Wilden ohne Bart, wie man die mehresten amerikanischen Völker gefunden hat, der lebhaften Einbildungskraft der Spanier eine Armee von kriegerischen Weibern dar, welches den befehlhabenden Officier bewog, diesen Fluß Amazonenfluß zu benennen, unter welchen Nahmen er bekanter ist, als unter den beiden andern Maranhon, und Orellana.

Man muß sich wundern, daß Amerika in den Köpfen der Spanier kein Wunderwerk hervorgebracht hat. Denn obgleich sie nie weder die Feinheit des Geschmacks, die Reizbarkeit der Empfindung, noch die Anmuth der Griechen gehabt haben, so hat sie doch die Natur dadurch entschädiget, daß sie ihnen einen gewissen Stolz des Charakters, eine Erhabenheit des Geistes, und eine eben so fruchtbare und wärmere Phantasie geschenkt hat, als sie keinem andern Volke mittheilte.

Die

*) Gonzalo Pizarro ward damals mit 340 Spaniern von Quito aus auf Entdeckungen ausgesandt. Orellana trennte sich von ihm, und kam auf dem Flusse Coca in den Amazonenfluß, den er hernach bis an seine Mündung befuhr.

Die Griechen thaten keinen Schritt in- oder außer ihrem kleinen Ländgen, daß ihnen nicht ein Wunder aufgestossen wäre. Auf dem Pindus erblickten sie den Apoll von den neun Musen umgeben. In den Hölen von Lemnos hörten sie die Hammer der Cyclopen erschallen. Sie bevestigten den Prometheus am Caucasus. Sie zertrümmerten die Riesen unter der Last der Berge. Wenn der Etna brüllt und Ströme von Flammen auswirft, so ist es Typheus der seine Brust erhebt. Ihre Felder und Waldungen waren mit Satyren und Faunen bevölkert. Jeder von ihren Dichtern war bey ihren Tänzen zugegen gewesen; und eine ganz neue Schöpfung bleibt todt bey dem Anblick eines Spaniers. Ihn rührt nicht das Ungewöhnliche der Gegenden, die Verschiedenheit der Pflanzen und Thiere, noch die malerischen Sitten einer Art Menschen, die vor ihm gänzlich unbekant waren.

Womit beschäftigte er denn seine Gedanken? mit Tödten, Würgen und Plündern. Der Durst nach Gold, der ihn gebückt am Fuße der Berge hält, erniedriget ihn zu der Stellung und Fühllosigkeit eines Thieres.

Seit den Zeiten des Theseus und Herkules hatten die Griechen Amazonen erdichtet. Mit diesen Fabeln schmückten sie die Geschichte ihrer Helden, ohne einmal den Alexander auszunehmen;

und

und die Spanier von diesem Traume des Alterthums eingenommen, verpflanzten ihn in die neue Welt. Denn es läßt sich kein wahrscheinlicherer Grund für die Meinung angeben, die sie in Amerika und Europa ausbreiteten, daß es eine Republik kriegerischer Weiber gäbe, die nicht in Gesellschaft der Männer lebten, und sie nur einmal des Jahrs unter sich aufnähmen, um das Vergnügen zu haben sich fortzupflanzen. Um dieser romanhaften Idee desto mehr Gewicht zu geben, sagten sie, und das mit Wahrheit, daß die Weiber in der neuen Welt alle so unglücklich wären, und mit so viel Verachtung und Unmenschlichkeit behandelt würden, daß eine große Anzahl unter ihnen gemeinschaftlich den Entschluß gefaßt hätten, das Joch ihrer Tyrannen abzuschütteln. Die Gewohnheit ihnen in die Wälder zu folgen, ihre Lebensmittel und Gepäcke in den Kriegen und auf der Jagd zu schleppen hätten sie ganz natürlich, setzte man hinzu, zu einen so muthigen Entschluß bewogen.

Aber konnten Weiber, die einen so gegründeten Haß gegen das männliche Geschlecht hatten, sich entschließen, Mütter zu werden? Oder konnten Männer, die ihre Gattinnen in einen so unerträglichen Zustand versetzt hatten, sie nachher aufsuchen, da sie von ihnen verjagt wurden, sobald das Geschäft der Fortpflanzung geendiget war?

Konnte

Konnte das sanfteste mitleidigste Geschlecht seine Kinder, unter dem Vorwande daß es nicht Töchter wären, tödten oder aussetzen; und also in kaltem Blute, und mit gänzlicher Uebereinstimmung, Abscheulichkeiten ausüben, deren die Wuth und Verzweiflung nur wenige einzelne Menschen fähig macht? Kann aber eine aristokratische oder demokratische Republik, wo zur Regierung Geschicklichkeit erfodert wird, von einem Weibersenat regiert werden. Obgleich ein monarchischer Staat, wo man nur zu wollen braucht, schon von einzelnen Weibern beherrscht worden ist, und es in Zukunft wieder seyn wird? Man erwäge die organische Schwäche des Geschlechts; ihre beinahe beständige Kränklichkeit; ihre natürliche Furchtsamkeit; die Beschwerlichkeit der Arbeiten im gesellschaftlichen Leben, sowohl im Frieden als Kriege; den Abscheu gegen das Blut; die Furcht der Gefahren; und man vereinige, wenn man kann, alle diese Schwierigkeiten mit der Möglichkeit einer weiblichen Republik.

Wenn gleich einige sonderbare Vorurtheile mitten unter uns Gesellschaften beiderley Geschlechts haben errichten können, die ungeachtet des Bedürfnisses und natürlichen Verlangens, welches sie verbinden sollte, getrennt leben; so ist es doch nicht in dem Lauf der Dinge, daß der Zufall Völ-

ker von Männern ohne Weiber *), und noch weit weniger von Weibern ohne Männer hervorbringen sollte. So viel ist gewiß, seitdem man von dieser politischen Verfassung spricht, ist es nicht möglich gewesen irgendwo die Spuren davon zu entdecken, so viel Mühe man auch angewandt hat. Es wird also mit diesem Wunder wie mit vielen andern seyn, deren Daseyn man immer glaubt, ohne zu wissen wo sie existiren.

Die Beschaffenheit dieses Phänomens der Amazonen sey nun welche sie wolle, so verbreitete die Reise

*) Dennoch gab es selbst in Europa bis 1775. einen solchen Staat, wo blos kriegerische Männer ohne Weiber lebten, die sich durch Ueberläufer aller Nationen, Russen, Polen und Tataren erhielten und vermehrten, die Saporoger Kosacken oder Heidamacken am Dneper. Eine ordentliche Ehe war ganz von ihrer Verfassung ausgeschlossen, und es durfte kein Weibsbild in die Setsche kommen. Dennoch waren sie zuweilen auf 40000 Mann angewachsen, und 1764. waren wirklich 27117. von ihnen in Rußischen Diensten. Im letzten Türkenkrieg wolten sie sich unabhängig machen, und reizten die benachbarten Rußischen Unterthanen zum Aufstand; daher ward 1775. ihre ganze Verfassung aufgehoben, und viele von ihnen sind Colonisten geworden. S. Georgis Beschreibung Rußischer Nationen, vierte Ausgabe, S. 326.

Reise des Orellana doch weniger Licht als sie Neugierde erregte. Die bürgerlichen Kriege, von denen Peru damals verheeret wurde, erlaubten nicht, daß man diese Neugierde damals befriedigte. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, bot Pedro d'Orsua ein Edelmann aus Navarra dem Vicekönig 1650. an, diese Fahrt wieder zu unternehmen. Er reiste von Cusco mit 700 Mann ab. Diese Ungeheuer von Blut genährt und durstend nach dem aller Rechtschaffenen, erwürgten ihren Befehlshaber der die Ordnung liebte. An seine Stelle erwählten sie, mit dem Titel eines Königs, einen wilden Biskayer Nahmens Lopez von Aguirra, der ihnen alle Schätze der neuen Welt versprach.

Durch diese verführerischen Hofnungen erhitzt, segeln die Barbaren auf dem Amazonenflusse nach dem Weltmeer, und landen auf der Dreieinigkeitsinsel. Der Gouverneur der Insel wird umgebracht, und das Land geplündert. Die Küsten von Cumana, Caracqua und St. Martha wurden noch schrecklicher verwüstet, weil sie reicher waren. Endlich drangen sie in Neugrenada ein, um Quito und das Innere von Peru zu erreichen, wo alles mit Feuer und Schwerdt verheeret werden sollte. Ein Haufen Truppen, die man eilfertig zusammengezogen hatte, greift diese Wüthriche an, schlägt und zerstreut sie. Aguirra,

der

der keine Hofnung zu entkommen hat, bezeigt seine Verzweiflung durch eine abscheuliche That. „Mein Kind, sagt er zu seiner einzigen Tochter, „die ihn auf seinen Reisen zu begleiten pflegte, ich „hoffte dich auf den Thron zu erheben; meine „Hofnungen sind vereitelt. Meine und deine Ehre erlauben mir nicht dich leben zu lassen, damit „du die Sklavinn meiner Feinde werdest. Stirb „von der Hand eines Vaters.„ In demselben Augenblick erschießt er sie mit seinem Gewehr, und stößt noch, um sie vollends zu tödten, einen Dolch in ihr klopfendes Herz. Nach dieser schrecklichen Handlung verliert er den Muth; er wird gefangen und geviertheilt.

Diese unglücklichen Begebenheiten machten, daß man den Amazonenfluß aus den Augen verlor. Er wurde während einem halben Jahrhundert gänzlich vergessen. Einige Versuche, die man in der Folge anstellte, um neue Entdeckungen zu machen, waren schlecht ausgesonnen und wurden noch schlechter ausgeführt. Der Ruhm, die Hinderniße zu überwinden, die sich bey Erforschung dieses grossen Flusses fanden, war den Portugiesen aufbehalten.

Diese Nation, welche noch einige Ueberbleibsel von Kraft und Muth besaß, hatte seit einigen Jahren eine Stadt Namens Belem an der Mündung desselben erbauet. Pedro Texeira reiste mit

einer Menge Böte von Indianern und Portugiesen bemannt 1688. von dort ab. Er seegelte vom Amazonenfluß bis an die Mündung des Napo herauf, und nachher den Napo selbst, der ihn bis nahe an Quito brachte, wo er ans Land gieng. Der Haß, der die Spanier und Portugiesen trennte, obgleich sie unter einer Regierung standen, hinderte doch nicht, daß man den Texeira mit aller Achtung und allem Vertrauen aufnahm, die ein Mann verdiente, der so grosse Dienste leistete. Er setzte seine Reise weiter fort, in Begleitung zweyer aufgeklärten Jesuiten des Acunha und Artieda, denen man auftrug, seine Bemerkungen zu bestätigen und neue zu machen. Das Resultat beider Reisen, welche gleich genau und glücklich waren, wurde dem Madriter Hofe zugeschickt, wo es ein ausserordentliches Project veranlaßte.

Seit langer Zeit war die Verbindung zwischen den spanischen Colonien sehr beschwerlich. Feindliche Seeräuber, welche in dem Nördlichen und Südlichen Meere kreuzten, machten den Handel unsicher. Selbst diejenigen ihrer Schiffe, die sich schon bey der Havannah versammelt hatten, waren nicht ausser Gefahr. Die Galleonen wurden sehr oft von Geschwadern angegriffen die sie wegnahmen, und beständig von Capern verfolgt, denen es selten mislang, einige dieser Schiffe zu erobern, die sich durch übles Wetter oder ih-

ren langsamen Lauf von der Convoy entfernt hatten. Der Amazonenfluß schien ihnen geschickt diesen Unfällen abzuhelfen. Man hielt es für möglich, und sogar leicht, die Schätze von Neugrenada, Popayan, Quito, Peru und selbst von Chili auf schiffbaren Flüssen, oder mit geringen Kosten zu Lande, dort hinzuschaffen. Waren sie nun bis an die Mündung geschift, so fanden sie in dem Hafen von Para Galleonen bereit, solche weiter zu bringen. Die brasilische Flotte würde die spanische verstärkt haben, man würde in aller Sicherheit in einer wenig bekannten und unbesuchten Gegend abgereiset seyn, und das Ansehen dieser vereinigten Flotte wäre im Stande gewesen, alle Hindernisse auf ihrer Fahrt nach Europa zu überwinden. Mit der Revolution, die den Herzog von Braganza 1640. auf den Thron setzte, verschwanden alle diese grossen Unternehmungen. Jede Nation war jezt nur darauf bedacht, sich den Theil des Flusses zuzueignen, der ihr am bequemsten lag.

Die spanischen Jesuiten unternahmen eine Mißion nach dem Lande zwischen den Ufern des Amazonenflusses und des Napo, bis dahin wo diese beiden Flüsse sich vereinigen, auszuschicken. Jeder Mißionarius, von einem einzigen seiner Landsleute begleitet, versorgte sich mit Aexten, Messern, Nehnadeln und andern Werkzeugen von Eisen,

und vertiefte sich in undurchdringliche Wälder. Er brachte ganze Monate zu, auf die Bäume zu klettern, um irgendwo eine Hütte zu entdecken, einen Rauch zu bemerken, oder den Ton einer Trommel oder Pfeife zu hören. Sobald er versichert war, daß es Wilde in der Nachbarschaft gäbe, näherte er sich ihnen. Die mehresten flohen, zumal wenn sie im Kriege begriffen waren. Diejenigen die er erreichen konnte, ließen sich durch die Geschenke, den ihre Unwissenheit einen grossen Werth beilegte, verführen. Dies war die einzige Beredsamkeit, die die Mißionarien zeigen konnten, oder nöthig hatten.

Wenn sie auf diese Art einige Familien beisammen hatten, führten sie solche an den vorher gewählten Ort, einen Flecken anzulegen. Aber selten gelang es ihnen, sie zu behalten, oder an den Boden zu fesseln. Beständiger Reisen gewöhnt war es ihnen unerträglich, ihre Wohnung niemals zu verändern. Der unabhängige Zustand in welchem sie gelebt hatten, schien ihnen vorzüglicher als die Neigung zum gesellschaftlichen Leben, die man ihnen einflößen wollte; und eine unüberwindliche Abneigung zur Arbeit führte sie natürlicherweise in ihre Wälder zurück, wo sie ihr ganzes Leben ohne Arbeit zugebracht hatten. Selbst diejenigen, die durch die Autorität oder die väterliche Vorsorge ihres Gesetzgebers zurückgehalten

wurden, zerstreueten sich, sobald er auch noch so kurze Zeit abwesend war, und sein Tod zog unfehlbar den gänzlichen Ruin der Niederlassung nach sich.

Es ist unmöglich, daß nicht jeder denkende Leser sich hier selbst frägt, durch welche sonderbare Thorheit ein Mensch, der in seinem Vaterlande alle Bequemlichkeiten des Lebens genießt, bewogen werden kann, das mühsame elende Amt eines Mißionarien zu übernehmen; sich von seinen Freunden, Verwandten und Mitbrüdern zu entfernen; Meere zu durchsegeln, um sich in die Wälder zu vertiefen; sich allen Schrecken des äussersten Mangels aussetzen; bey jedem Schritte Gefahr laufen von wilden Thieren zerrissen, oder ungesitteten Menschen getödtet zu werden; sich unter ihnen niederzulassen; ihre Sitten anzunehmen; ihre Beschwerden und ihre Armuth zu theilen; sich der Gewalt ihrer Launen oder Leidenschaften zu überlassen, wenigstens so lange bis sie ihre Sprache gelernt und sich ihnen verständlich machen konnten? Wenn es aus Enthusiasmus für die Religion ist: welchen schrecklichern Beweggrund kann man sich alsdenn denken? Ist es aus Ehrfurcht für ein Gelübde des Gehorsams gegen Obere, welche euch sagen, Geh, und die man nicht ohne Meineid, oder vom Glauben abzufallen, um die Gründe ihrer Befehle befragen darf. Welche

Macht entweder zu schaden oder zu helfen haben alsdenn nicht herrschsüchtige oder heuchlerische Herren, die so despotisch befehlen, und denen man so blindlings gehorcht? Ist es aus einer tiefen Empfindung des Mitleidens gegen einen Theil des menschlichen Geschlechts, den man sehnlichst der Unwissenheit, der Dummheit und dem Elende zu entreissen wünscht: so kenne ich keine heldenmüthigere Tugend. Was die Beständigkeit anbetrift, mit welcher diese außerordentlichen Männer in einer so abschreckenden Laufbahn beharrten, so hätte ich geglaubt, daß die lange Gewohnheit unter Wilden zu leben, sie selbst zu Wilden gemacht haben würde; und ich würde mich in meiner Vermuthung geirrt haben. Es ist von allen menschlichen Eitelkeiten die rühmlichste, die sie aufrecht erhielt.

Mit diesem Geiste hatten die Jesuiten, am Amazonenflusse Hindernisse weggeräumt, die unüberwindlich schienen. Ihre Mißion, welche 1637. *) angefangen ward, faßte 1766. sechstau-

*) Nach den eigenen Berichten der Mißionarien (Lettres edifiantes, T. 8. p. 289.) fiengen ihre Bemühungen, Christenthum und Cultur unter diesen Wilden zu verpflanzen, nicht früher, als 1658. noch weniger schon 1637. an, wie der Verfasser meint. Sie breiteten sich auch weiter als an der nordlichen Küste des Maranhon, und längst den

tausend Einwohner, in sechs und dreißig Dörfer vertheilt, in sich. Von diesen Dörfern lagen zwölfe am Napo und vier und zwanzig am Amazonenflusse. Sie waren eins von dem andern zwey, zehn, funfzehn und sogar zwanzig Tagereisen entfernt. Die mehresten bestanden aus einzelnen Personen aus vielen Nationen, die alle hartnäckig an ihre Sprache, Sitten und Gebräuche gebunden waren, und denen man nie angewöhnen konnte sich als Glieder einer Gesellschaft zu den Ufern des Napo aus, und besuchten die Wilden, welche südwärts des Maranhon, an den Flüssen Pastaza, Guallagua und Ucayale umher kreisten. Borgia, dreihundert Meilen von Quito, war der Hauptort dieser Mißion, welchen man unter dem allgemeinen Nahmen de los Maynas zu begreifen pflegte. Zu den neubekehrten Völkern dieser Mißion gehörten die wegen ihrer grossen Einfalt lange berüchtigten Yameos, die am südlichen Ufer des Maranhon, westwärts des Napo wohnten. Diese von ihnen konten nicht über fünf, ja nicht über drey zälen. An statt drey sagten sie zwey und ein, vier drückten sie durch zwey und zwey, fünf durch zwey und zwey und ein aus, und bey grössern Zahlen legten sie alle ihre Zehen und Finger zusammen. Nach und nach haben sich diese Mißionarien bis an den schwarzen Fluß, die Grenze der Portugiesen ausgebreitet, mit denen die Neubekehrten in beständigen Fehden verwickelt waren.

zu betrachten. Die Versuche die man machte, dieser Niederlassung eine grössere Ausbreitung zu geben, waren mehrentheils fruchtlos, und konnten auch nicht anders seyn.

Die Weiber in diesem Theile von Amerika sind nicht fruchtbar, und ihre Unfruchtbarkeit wird noch vermehrt, wenn sie ihren Wohnplatz verändern. Die Männer sind schwach, und ihre Kräfte werden durch die Gewohnheit, sich zu allen Stunden zu baden, nicht gestärkt. Das Clima ist ungesund, und die ansteckenden Krankheiten häufig. Noch hat man nicht erlangen können, und wahrscheinlicherweise wird es auch nie geschehen, daß die Wilden einige Neigung zum Ackerbau bekämen. Sie finden blos Vergnügen an der Jagd und Fischerey, die der Bevölkerung ungünstig sind. In einem Lande welches häufig überschwemmt wird, giebt es wenig Lagen die zu Niederlassungen geschickt sind. Die mehresten sind so weit von einander getrennt, daß sie sich nicht wechselseitig beistehen können. Die Nationen die man zu verbinden trachten könnte, sind zu abgesondert, und mehrentheils in unzugänglichen Gegenden verborgen. Auch sind sie in zu geringer Anzahl, und bestehen zuweilen nur aus fünf oder sechs Familien.

Unter allen Indiern waren diejenigen, welche die spanischen Jesuiten zusammengebracht hatten

und

und beherrschten, die trägesten. Jeder Mißionar war gezwungen sich an ihre Spitze zu stellen, um sie zu vermögen Cacao, Vanilla und Sassaparill zu sammeln, welche die freigebige Natur ihnen ohne Arbeit darbietet, und die man alle Jahr nach Quito schickt, welches dreyhundert Meilen entfernt ist, um sie gegen andere Nothwendigkeiten des Lebens zu vertauschen. Ihr ganzer Reichthum bestand in einer Hütte an allen Seiten offen, aus wilden Sträuchern geflochten, und mit Palmblättern gedeckt, einigen Werkzeugen zum Ackerbau, einer Lanze, Pfeil und Bogen zur Jagd, Fischhamen zum Fischen, einem Zelt, Hangematte, und einem Boot. Bis zu diesem Punkt hat man ihre Wünsche erweitert. Sie sind so zufrieden mit dem was sie haben, daß sie weiter nichts verlangen. Sie leben ohne Sorge, schlafen ohne Unruhe, und sterben ohne Furcht. Man kann sie glücklich nennen, wenn das Glück mehr in Befreyung von den Beschwerden besteht, welche die Bedürfnisse verursachen, als in dem vielfältigen Genuß, den diese Bedürfnisse erfodern.

Dieser aufkeimende Staat, welcher einzig und allein das Werk der Religion ist, hat Spanien bishero noch keinen Vortheil gebracht, und schwerlich wird es je so weit kommen. Man nennt die Gegend dieser Mißionen die Provinz Maynas, und sie ist besser als die umliegende

Nach-

Nachbarschaft angebaut. Den Zerstörern der neuen Welt ist es nie eingefallen, sich in einem Lande niederzulassen, welches keine Metalle oder andre Arten von Reichthum darbietet, die ihren Geiz so gewaltig reizen. Aber die benachbarten Wilden setzten sich dort von Zeit zu Zeit.

Indessen daß einige Mißionarien die Herrschaft des spanischen Hofes an beiden Ufern des Amazonenflusses errichteten, leisteten andre Mißionarien Portugal denselben Dienst. Ungefähr sechs bis sieben Tagereisen unterhalb Pevoes, der letzten spanischen Völkerschaft, findet man St. Paul, den ersten der zahlreichen Flecken, den die Portugiesen in einer ungeheuren Strecke, längst dem Hauptflusse und den andern die hineinfließen, angelegt haben.

Wenn das Volk der Maynas die Freiheit hätte, mit diesen Nachbaren umzugehen, so könnten sie sich viele Bequemlichkeiten ohne Mühe verschaffen, die sie von Quito nicht bekommen können; denn die Cordilleras trennen sie eben so sehr von diesem Lande, als ob ungeheure Meere zwischen ihnen lägen. Diese Gefälligkeit von Seiten der Regierung würde vielleicht noch mehrere glückliche Folgen haben. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, daß Portugal und Spanien ungeachtet ihres Nationalhasses fühlten, daß es zum Vortheil beider Nationen gereichen könte, wenn man

diese

diese Freiheit noch mehr erweiterte. Es ist bekannt, daß die Provinz Quito in der Dürftigkeit schmachtet, weil sie keinen Ausgang hat, wo sie die überflüßigen Lebensmittel absetzen kann, an denen es in Para gänzlich mangelt. Diese beiden Provinzen würden, wenn sie sich wechselseitig vermittelst des Napo *) und Amazonenflusses beistünden, zu einem Grade des Wohlstandes gelangen, zu dem sie sich ohne diese Verbindung nie erheben werden. Die beiden Mutterländer würden mit der Zeit grosse Vortheile von diesem thätigen Handel ziehen, der ihnen doch nie schaden könnte, weil Quito unmöglich das kaufen kann, was aus der alten Welt in die neue geführt wird, und Para nur solche Artikel verbraucht, die Portugal von Fremden bekömt. Aber es geht mit den Nationalfeindschaften wie mit den blinden Leidenschaften der Privatpersonen. Nur eine unglückliche Begebenheit ist nöthig, um Familien und Völker ewig zu trennen, deren gröster Vortheil es ist sich zu lieben, zu helfen und gemeinschaftlich das Wohl aller zu befördern. Der Haß und die Rachsucht leiden gern, wenn sie nur auch schaden können. Sie nähren sich wechselseitig von den Wun-

*) Dieser Fluß entspringt in der Nachbarschaft der Provinz Quito, und fällt von der nordlichen Seite unter dem 302ten Grade östlicher Länge, in den Amazonenfluß.

Wunden, die sie sich schlagen, und dem Blute das einer dem andern entzieht. Welch ein Unterschied zwischen dem Menschen im Stande der Natur, und dem verderbten Menschen in unsern elenden Gesellschaften! Dieser letzte scheint alles Uebel zu verdienen, das er sich selbst geschmiedet hat.

Man muß jetzt mehr als jemals verzweifeln, einiges Vertrauen zwischen den beiden europäischen Nationen zuwege zu bringen, die diese Länder unter sich getheilt haben. Seit langer Zeit muthmaßte man, daß der Amazonenfluß und Oronoko durch den schwarzen Fluß, wo der portugiesische Hof verschiedene Niederlassungen hat, verbunden wären. Dieses Problem wurde 1744. durch einige portugiesische Fahrzeuge aufgelöset, die zufällig von einem Fluß nach dem andern kamen; dadurch entstand eine neue Quelle von Eifersucht, welche die beiden Regierungen hätten verstopfen sollen, da sie gerade beschäftiget waren, die Streitigkeiten beizulegen, welche so oft den Fluß La Plata mit Blut gefärbt haben.

II.

Die Portugiesen versuchen sich am La Plata niederzulassen. Ihre Streitigkeiten mit Spanien; Vergleich der beiden Mächte.

Die Portugiesen, die sich bald nach den Spaniern an diesem großen Flusse hatten sehen lassen, ver=

vergaßen ihn bald wieder. Nur im Jahr 1553. erschienen sie wieder dort, beschifften ihn bis in die Höhe von Buenos Ayres, und nahmen Besitz von der nördlichen Küste. Diese Begebenheit hatte keine Folgen, bis der Hof von Lissabon 1680. befahl, daß man die Colonie des heiligen Sacraments an der äussersten Spitze des Landes errichten sollte, welches er als sein Eigenthum ansahe. Dieser Anspruch schien den Spaniern schlecht gegründet, und sie zerstörten ohne große Mühe die neuangefangenen Mauern.

Sehr lebhafte Streitigkeiten erhuben sich sogleich zwischen beiden Nationen. Spanien beweiset, daß die neue Colonie innerhalb der Grenzlinie angelegt ist, die die Päbste gezogen hätten. Die Portugiesen leugnen diese astronomische Wahrheit nicht; sie behaupten aber, daß diese Ordnung der Dinge durch spätere Einrichtungen vernichtet worden, vornemlich durch den Frieden von 1668. welcher den Feindseligkeiten ein Ende machte, und das Schicksal beider Nationen bestimmte. Nach vielen Debatten ward 1681. festgesetzt, die Portugiesen sollten wieder in Besitz des innegehabten Postens gesetzt werden, daß aber die Einwohner von Buenos Ayres eben so gut als sie die streitigen Ländereyen anbauen könten.

Der Krieg, welcher beide Kronen im Anfange dieses Jahrhunderts veruneinigte, zerriß diesen vor-

vorläufigen Vergleich; und die Portugiesen wurden 1709. wieder von St. Sacrament vertrieben, um durch den Utrechter Frieden wieder eingesetzt zu werden. Dieser Frieden gestand ihnen sogar noch mehr zu, als sie vorher gehabt hatten; denn er versicherte ihnen den ausschließlichen Besitz der Ländereien der Colonie.

Jetzt entstand unter dem portugiesischen Etablissement St. Sacrament und der spanischen Colonie Buenos Ayres ein sehr ansehnlicher Schleichhandel, an dem alle Theile von Brasilien, Peru, und sogar einige Kaufleute der Mutterländer mehr oder weniger Theil nahmen.

Der spanische Hof merkte bald, daß die Schätze der neuen Welt abgeleitet würden; um sie wieder in ihren vorigen Canal zu führen, fand man kein sicherer Mittel, als den Ort wo diese betrügerischen Unterschleife getrieben wurden, so viel als möglich einzuschränken. Die spanischen Minister behaupteten, die Herrschaft der portugiesischen Vestung sollte sich nur einen Kanonenschuß weit erstrecken. Und sie besetzten die nördliche Seite des Plata von der Mündung dieses grossen Flusses bis an die Colonie, die ihnen so heftige Unruhe erregte, mit Heerden, Schäfereien, den Flecken Maldenado und Monte Video, und sonst auf alle ersinnliche Art.

Diese

Diese unerwarteten Unternehmungen erweckten wieder die ewigen Feindschaften, die der Handel einigermaßen unterbrochen hatte. Die Grenzvölker führten unter der Hand Krieg widereinander; und man erwartete alle Augenblick einen offenbaren Bruch, als der Vergleich 1750. den Streitigkeiten beider Kronen ein Ende zu machen schien. Durch diesen Vergleich vertauschte Portugal die Colonie St. Sacrament und die umliegenden Ländereien gegen sieben der Mißionen, die man schon vor langen Zeiten an dem östlichen Ufer des Uruguay angelegt hatte.

Jetzt war nichts übrig, als diesen Vergleich in Amerika ins Werk zu setzen, und dieß war keine leichte Sache. Die Jesuiten, die sich seit Entstehung ihres Ordens einen heimlichen Weg zur Herrschaft gebahnt hatten, konnten sich der Zergliederung eines Reichs widersetzen, das sie durch ihren Schweiß gestiftet hatten. Ausser diesem großen Interesse konnten sie glauben, daß die Sorge für die Glückseligkeit eines biegsamen Volks ihnen obliege, das sich in ihre Arme geworfen und das vollkommenste Vertrauen in Ansehung seines Schicksals in sie setzte. Ueberdem waren die Guaranis nicht überwunden worden. Dadurch daß sie spanische Unterthanen wurden, gaben sie dieser Krone noch nicht das Recht, sie zu veräußern. Ohne über die unveränderlichen Rechte der Völker nach-

gedacht zu haben, konnten sie doch glauben, daß es ihnen allein zukäme zu entscheiden, was ihr Glück befördern könne.

Die Truppen die beide Mächte von Europa aussandten, und die in der neuen Welt zusammengezogen wurden, verbanden sich, um alle Hindernisse dieses Tractats zu überwinden. Diese Zurüstungen erschreckten weder die Jesuiten noch Guaranis. Obgleich die sieben abgetretenen Völkerschaften nicht öffentlich von den andern unterstützt wurden, obgleich sie nicht mehr die Führer an ihrer Spitze hatten, die sie bishero zur Schlacht zu führen pflegten, so scheuten sie sich doch nicht, die Waffen zu Verfechtung ihrer Freiheit zu ergreifen. Aber ihre kriegerischen Anstalten waren nicht gehörig eingerichtet. Anstatt sich gänzlich darauf einzuschränken den Feind zu ermüden, und ihm seinen Unterhalt abzuschneiden, den er zweyhundert Meilen weit bekommen muste, wagten die Guaranis ihn auf offenem Felde zu erwarten. Sie verloren zweytausend Mann in einer Schlacht. Dieser große Unfall vernichtete alle Maasregeln. Ihr Muth schien zu sinken, und sie überließen ihre Länder den Ueberwindern, ohne den Widerstand zu machen, den man von ihnen gewis erwartete.

Nach dieser Begebenheit wollten die Spanier Besitz von der Colonie St. Sacrament nehmen. Man weigerte sich aber sie ihnen zu überliefern,

unter dem Vorwande, daß die Einwohner am Uraguay nur zerstreut wären, und daß sie ein Land wieder zu erlangen suchen würden, welches sie wider Willen verlassen hätten, bis Spanien ihnen in seinen Ländern einen Wohnplatz angewiesen hätte. Diese wirklichen oder vorgegebenen Schwierigkeiten hinderten, daß der Vergleich ausgeführt wurde. Die beiden Höfe versuchten ihn zu vermitteln, aber alles verfiel bald wieder in die erste Unordnung.

Seitdem sind diese Wüsteneien beinahe beständig mit Blut benetzt worden, zuweilen durch Feindseligkeiten, die blos geduldet wurden, zuweilen durch öffentliche Kriege. Nachdem Portugal den Beistand von England verloren hatte, muste es sich Gesetze vorschreiben lassen. Die Friedensbündnisse vom ersten October 1777. und vom eilften März 1778. haben diesem Staat ohne Hoffnung, sie je wieder zu erlangen, die Colonie St. Sacrament entrissen: durch denselben hat es aber das am St. Peterflusse belegene Land wieder erhalten, welches man ihm unter dem abgenutzten Vorwande der Grenzlinie entzogen hatte.

Indessen daß unruhige unternehmende Männer die Gegenden am Amazonen- und La Plata-flusse verheerten, vervielfältigten friedfertige und arbeitsame Bürger wichtige Produkte in Brasi-

lien, die sie dem Mutterlande übersandten, und dafür alles, was sie brauchten, erhielten.

12.

Die Verbindungen der Portugiesen mit Brasilien waren auf einem falschen Grunde erbauet.

Dieser Tauschhandel wurde vermittelst einer Flotte getrieben, die alle Jahre von Lissabon und Porto im Monat März absegelte. Die Schiffe, aus welchen sie bestand, trennten sich in einer gewissen Höhe, um den Ort ihrer jederseitigen Bestimmung zu erreichen. Sie versammelten sich aber alle wieder in Bahia, um vereinigt in den Monaten September und October des folgenden Jahres unter Bedeckung der Kriegsschiffe, die sie auf der Hinreise begleitet hatten, nach Portugal zu segeln.

Diese Ordnung der Dinge, die den allgemein angenommenen Grundsätzen des Handels so zuwider war, beunruhigte die denkenden Köpfe. Sie wünschten, daß man den Kaufleuten die Freiheit liesse, ihre Schiffe abreisen und zurückkommen zu lassen, wenn sie es für ihren Vortheil am zuträglichsten hielten. Dieses System würde den Frachtpreis verringert, die Fahrten vermehrt, die Seemacht verstärkt, und den Ackerbau befördert haben. Die Verbindungen zwi-

zwischen der Colonie und dem Hauptstaate würden lebhafter geworden seyn, und würden der Regierung Licht und Gelegenheit gegeben haben, den Einfluß ihres Schutzes und ihrer Autorität gehörig anzuwenden.

Der Hof zu Lissabon zeigte zu verschiedenenmalen einige Neigung, diesen Beweggründen nachzugeben. Er wurde aber durch die Furcht, die einzeln segelnden Schiffe mögten in die Hände der Feinde fallen, abgehalten. Und die Gewohnheit, welche in der Regierung noch mehr als bey einzelnen Personen vermag, die Gegenbemühungen verschiedener Grossen, die bey einer Veränderung viel verloren hätten, nebst hundert Vorurtheilen, die nicht die gelindeste Untersuchung hätten vertragen können, bestätigten ihn bey seinem Entschluß.

Auf diesem unsichern Grunde beruheten die Verhältnisse der portugiesischen Besitzungen in der alten und neuen Welt; als die Entdeckung der Gold- und Diamanten-Minen die Aufmerksamkeit aller Nationen nach Brasilien richtete. Es wurde allgemein geglaubt, daß diese Reichthümer die Colonie zu einer der einträglichsten Niederlassungen des ganzen Erdbodens machen würden. Europa war noch nicht von diesem Irthum zurück gekommen, als es mit Erstaunen erfuhr, daß man den wichtigsten Theilen

dieses Landes das Joch eines Monopoliums auf-gelegt hatte.

Portugal hatte ohne Hülfe einer Handelsge-sellschaft sehr wichtige Entdeckungen in Afrika und beiden Indien gemacht; diese waren die Früchte einiger flüchtigen Verbindungen, die die Könige, Edelleute und einige Kaufleute unter sich errichtet hatten, welche mehr oder weniger ansehnliche Flotten nach den dreyen Welttheilen ausrüsteten. Man konnte sich nicht vorstellen, daß ein Volk, welches in den Zeiten der Barbarey so gut wuste, den unschätzbaren Vortheil des Wetteifers zu be-nutzen, jetzt in einem erleuchteten Jahrhundert ein verderbliches System annehmen sollte, wel-ches zwar in einem kleinen Theile des politischen Körpers alle Triebfedern der Thätigkeit und des Lebens vereinigte, dagegen aber alle übrigen trä-ge und leblos machte.

Dieser Plan wurde mitten unter den Ruinen von Lissabon ausgesonnen, als die Erde ihre Be-wohner von ihrem zerrissenen Schooße zurück-stieß, und ihm keine Zuflucht, keine Rettung übrig ließ, als auf dem Meere oder in der neuen Welt. Die fürchterlichen Stöße, die diese präch-tige Hauptstadt zerstöret hatten, erneuerten sich noch von Zeit zu Zeit; die Flammen, die sie in die Asche gelegt hatten, waren noch nicht erlo-schen, als eine ausschliessende Gesellschaft errich-

tet

tet wurde, um die unter dem Nahmen Porto so bekannten Weine, welche das Getränk vieler Colonien, eines Theils von Norden, und hauptsächlich von England sind, den Fremden, nach Brasilien und sogar im kleinen drey Meilen in die Runde von Opporto, zu verkaufen. Diese Gesellschaft hat ein Capital von 5,000,000 Livres, welches in zweyhundert Actien von 2500 Livres jede vertheilt ist. Sie leiht den Eigenthümern der Weinberge, bis auf die Hälfte des Preises der Weine, denselben war aber vorgeschrieben, wie viel Wein sie selbst bey den besten Jahren keltern durften, mehr war ihnen nicht erlaubt zu machen. Man zahlte ihnen für den besten Wein 156 Livres 5 Sous, das Faß zu zweihundert und zwanzig Maas gerechnet, und für den schlechtern nur 125 Livres. Wenn der Mangel auch noch so groß, und der Absatz noch so ansehnlich ist, kann der Landmann doch nicht mehr als eine Zulage von 31 Liv. 5 Sous für jedes Faß erwarten *).

Palo,

*) Die Monppolisten des Weinhandels haben noch andere Freiheiten. Ausser ihnen durfte keiner mit Brantwein handeln. Sie hatten das Vorrecht, Wagen und Fahrzeuge zu ihrem Dienst zu zwingen. Man zwang wirklich reiche Leute Actien zu nehmen. Pombal war Director der Gesellschaft, jede Pipe Wein, deren 40,000 den Fremden und den Colonien überlassen wurden, bezahlte ihm drey Crusaden.

Porto, welches durch seine Bevölkerung, seine Reichthümer und Industrie, die erste Stadt von Portugal geworden, seitdem Lissabon so zu sagen verschwunden war, befürchtete mit Grunde, daß sein Handel durch diese unglückliche Veräusserung der Rechte der ganzen Nation zum Vortheile einer einzigen Gesellschaft gänzlich zerstört sey. Die Provinz zwischen Duro und Minho, welche die fruchtbarste des ganzen Königreichs war, verließ sich nicht mehr auf ihren Ackerbau. Die Verzweifelung brachte die Nation zum Aufstande, und der Aufstand machte die Regierung grausam. Zwölfhundert Bürger wurden entweder dem Henker übergeben, zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt, nach den Africanischen Bestungen verbannt, oder durch ungerechte Einziehung ihrer Güter an den Bettelstab gebracht.

Den 6ten Junii errichtete man für Groß Para und den Maragnon eine ausschliessende Gesellschaft, welche ein Capital von 3,000,000 Livres in 1200 Actien getheilt besaß. Vier Jahr nachher wurde der Provinz Fernambuc das nehmliche Joch aufgelegt, mit dem Unterschiede, daß dies andere Monopolium ein Capital von 3,500,000 Livres, welches in 3400 Actien vertheilt wurde, besaß. Die beiden Gesellschaften erhielten die Erlaubniß, von den Eßwaaren, nach Abzug aller Unkosten, einen Gewinn von funfzehn pro

Cent

Cent zu ziehen, und alle Waaren fünf und vierzig pro Cent theurer zu verkaufen, als sie solche in Lissabon gekauft hatten. Man gab ihnen die Freiheit, die Lebensmittel aus den Gegenden, die ihrer Tyranney unterworfen waren, so gering als es ihnen gefiel, zu bezahlen. Diese ausserordentlichen Privilegia sollten zwanzig Jahre dauren, und konten zum grossen Schaden der Colonie wieder erneuert werden. Jetzt ist der Handel nach diesen brasilischen Provinzen wieder frey, die Gesellschaft von Grospara ward 1777. und von Fernambuc 1780. aufgehoben.

13.

Bürgerliche, Kriegs = und Religionsverfassung von Brasilien.

Brasilien ist gegenwärtig in neun Provinzen getheilt, wovon jede ihren eigenen Befehlshaber hat. Obgleich diese insgesamt verpflichtet sind, sich nach den allgemeinen Verordnungen des Vicekönigs zu richten, so sind sie doch beinahe von ihm unabhängig, weil ein jeder seine Verhaltungsbefehle unmittelbar von Lissabon erhält, und auch dort von seinem Departement Rechnung ablegen muß. Sie werden nur auf drey Jahre ernannt, obgleich sie gewöhnlich länger bleiben. Das Gesetz verbietet ihnen, in der ihnen untergebenen Provinz zu heurathen, sich in

irgend

irgend ein Handlungsgeschäft einzulassen, Geschenke anzunehmen, und für ihre Amtsverrichtungen Sporteln zu fodern; und seit einigen Jahren wird dies Gesetz ziemlich strenge beobachtet. Daher ist auch nichts seltner, als bey einer dieser Stellen sein Glück anzufangen oder zu machen. Derjenige, der sie freiwillig verläst, muß wie der Zurückgerufene gewissen Commissarien, die das Mutterland ernennt, Rechenschaft von seinem Verhalten ablegen; und allen Bürgern wird ohne Unterschied erlaubt, Klagen wider ihn vorzubringen. Wenn er in seinem Amte stirbt, so übernehmen der Bischof, der älteste Officier in Kriegsdiensten und die erste Magistratsperson gemeinschaftlich die Regierung, bis zur Ankunft seines Nachfolgers.

Die Jurisprudenz in Brasilien ist völlig der portugiesischen gleich. Jeder Bezirk hat seinen Richter, von dem man an die höhern Gerichtshöfe zu Bahia und Rio Janeiro, und in wichtigen Angelegenheiten sogar nach Lissabon appelliren kann. Nur Groß Para und Maragnon sind den beiden brasilischen Hof- und Landgerichten nicht unterworfen, und ihre Processe werden gleich in der zweiten Instanz nach dem Hauptstaate gebracht. In Criminalsachen verfährt man etwas verschieden, der Richter von jedem Bezirk bestraft geringe Vergehen ohne Appella-

tion,

tion, grosse Verbrechen gehören vor den Gouverneur nebst einigen Beysitzern, welche das Gesetz ernennt.

Ein besonderer Gerichtshof empfängt in jeder Provinz die Verlassenschaften, welche an Erben jenseit des Meeres fallen. Er behält fünf pro Cent statt Sporteln zurück, und überschickt das übrige nach Portugal an einen Ort, der dazu bestimmt ist. Der Fehler dieser sonst guten Einrichtung besteht darin, daß die Schuldner in Brasilien ihr Geld nur in Europa bekommen können.

Der Befehlshaber und vier Magistratspersonen verwalten die Finanzen jeder Provinz. Ein Bericht von ihrem Verfahren wird jedes Jahr nach der Schatzkammer des Hauptstaats geliefert, und dort sehr strenge untersucht.

Es giebt keine Stadt, oder etwas ansehnlichen Flecken, die nicht einen Stadtrath hätten. Dieser muß die kleinen ihm anvertrauten Angelegenheiten besorgen, und unter der Aufsicht des Gouverneur die leichten Auflagen bestimmen, die der Ort zu seiner innern bürgerlichen Einrichtung nötig hat. Man hat den Gliedern dieses Raths verschiedene Privilegia verstattet, unter andern, den Befehlshaber der Colonie vor dem Throne anzuklagen.

Das Kriegswesen ist in Brasilien auf demsel-ben Fuß eingerichtet als in Portugal und den an-dern Staaten von Europa. Die Truppen stehen unter jedem Gouverneur, der alle eröfneten Plätze bis zum Capitain vergiebt. Er hat gleiche Ge-walt über die Landmilitz, die aus allen solchen Einwohnern besteht, die nicht Hidalgos oder von Adel sind, oder die keine öffentliche Bedienung haben; diese Militz, welche sich selbst eine Uni-form halten muß, wird nur im äussersten Nothfall im Innern des Landes zusammen beru-fen. Allein in Fernambuc, in Bahia, in Rio Janeiro werden sie jährlich einen Monat in den Waffen geübt, und während der Zeit vom Staa-te besoldet. Die Neger und Mulatten haben ih-re eignen Fahnen, und machen ein besondres Corps aus; die Brasilier aber dienen mit den Weissen zusammen. Gegenwärtig zählt man in der Colonie funfzehntausend achthundert neun und neunzig Mann regulaire Truppen, und ein und zwanzigtausend achthundert und funfzig Mann Landmilitz.

Obgleich der König als Großmeister des Christ-ordens in Brasilien allein den Genuß der geistli-chen Zehnten hat, ob er gleich den Vortheil vom Verkauf der Kreuzbulle erhält, sind dennoch in diesem grossen Landstrich der neuen Welt nach und nach sechs Bisthümer entstanden, die insgesamt

unter

unter dem Erzbischof von Bahia stehen. Dieß Erzbisthum ward 1552. gestiftet. Die glücklichen Bischöfe, welche diese angesehene Würde besitzen, sind beinahe sämtlich gebohne Portugiesen, leben sehr bequem von den Vortheilen ihrer Amtsverrichtungen, und einer königlichen Pension von zwölftausend fünfhundert bis dreißigtausend Livres.

Unter den niedrigen Geistlichen werden nur die Mißionarien, welche in den indischen Flecken angesetzt sind, von der Regierung besoldet. Die übrigen finden demungeachtet hinlängliche Hülfsmittel in dem Aberglauben des Volks, welches sie unterrichten, erbauen und trösten sollen. Ausser einer jährlichen Abgabe, die jede Familie dem Priester entrichten muß, bekommt er für jede Taufe, jede Heurath und jedes Begräbniß zwey Livres. Das Gesetz, welches befiehlt, daß die geringen Leute nur die Hälfte, und die armen gar nichts bezahlen solten, wird selten beobachtet. Und die gewöhnliche Habsucht der Geistlichen hat sie sogar verleitet, dieses schändliche Gehalt in den Gegenden der Bergwerke zu verdoppeln.

Man duldet in Bahia und Rio Janeiro einige Häuser zur Aufnahme alter Jungfern. Aber niemals ist es in Brasilien erlaubt worden, irgend

gend ein Nonnenkloster zu stiften *). Den Mönchen ist es eher geglückt, denn sie haben zwey und zwanzig Häuser von verschiedenen Orden. Unter diesen gehören die beiden reichsten den Benediktinern, die eben so lüderlich als müßig sind. In dem Goldlande giebt es keine dieser unnützen Anstalten. Die Jesuiten hatten sich ihres Einflusses bey der Regierung bedient, um dem Gesetze zu entgehn, welches allen Ordensmönchen verbot, in diesen Gegenden zu wohnen. Und seit ihrer Verbannung ist keine Stiftung mächtig genug gewesen, um eine so ausserordentliche Gnade zu erhalten.

Ohne eine eigentliche Inquisition zu haben, ist Brasilien doch nicht gegen alle Angriffe dieser barbarischen Erfindung sicher. Die Geistlichen der Colonie, welche dieses Tribunal zu seinen Agenten erwählt, haben alle seine blutgierigen Gesinnungen eingesogen. Ihr Fanaticismus hat sie zuweilen zu unglaublichen Ausschweifungen verleitet. Am mehresten reizen die Juden ihre unbarmherzige Grausamkeit. Ihre Wuth in diesem

*) Daher pflegten vor Pombals Ministerium die Einwohner von Brasilien häufig ihre Töchter, unter dem Vorwand sie zu erziehen, in portugiesische Klöster zu schicken, die hernach den Nonnenstand wählten, bis dies vom vorigen Könige untersagt ward.

diesem Stücke wurde von 1702. bis 1718. so weit getrieben, daß das Schrecken alle Gemüther ergrif, und viele Länder unbebaut blieben.

Es giebt in Brasilien keine besondere Verordnungen in Ansehung der Sklaven, sie sollten also eigentlich nach dem gemeinen Gesetz gerichtet werden. Da der Herr sie ernähren muß, und die Gewohnheit, ihnen ein klein Stückchen Land zu geben, welches sie an Sonn- und Festtagen für ihren Nutzen bebauen können, ziemlich allgemein ist, so sind diejenigen, welche sparsam und fleißig sind, früher oder später im Stande ihre Freiheit zu erkaufen. Diese wird ihnen selten verweigert, und sie können solche sogar um den Preis, den die Verordnungen festsetzen *), fördern,

*) Wahrscheinlich hat Portugal in seinen Nebenländern eben die Sclaveneinrichtungen wie Spanien, und was der Verfasser von den Preisen erwehnt, um den die Sclaven von ihrem Herrn die Freiheit fordern können, ist vielleicht folgende spanische Verordnung. So oft ein Sclave im spanischen Indien erkauft wird, muß der Preis desselben vor Gericht registrit werden. Sein Herr muß ihm von den wöchentlichen sechs Arbeitstagen einen ganz frey geben, so, daß der Neger nur eigentlich fünf Tage in der Woche für seinen Herrn arbeitet. Oft gewinnt ein fleißiger Neger an diesem ihm überlassenen Tage so viel, seine Freiheit zu erkaufen. Denn hat er so viel

dern, im Fall sie unterdrückt werden. Es ist wahrscheinlich aus diesem Grunde, daß man, ungeachtet der grossen Leichtigkeit zu entkommen, keine geflüchteten Negern in dieser grossen Strecke Landes sieht. Die wenigen, welche man blos in dem Bergwerkslande findet, beschäftigen sich friedfertig in der Ferne, die Produkte, die sie zu ihrem Unterhalte brauchen, hervorzubringen.

Die Neger, welche ihre Freiheit erlangt haben, geniessen gleich den Mulatten, das Bürgerrecht: beide aber sind vom geistlichen Stande und den bürgerlichen Bedienungen ausgeschlossen. Sogar in Kriegsdiensten können sie nur in ihren eignen Bataillons Officierstellen bekommen. Die Weissen erlauben den Kindern von dieser Farbe selten ihren Nahmen zu führen; und die mehresten begnügen sich damit, eine unerlaubte Verbindung mit ihnen einzugehen. Diese Verbindung, welche die dortigen Sitten erlauben, ist in einem Lande, wo jeder sein Vermögen nach seiner

erworben, als ein fünftel seines Einkaufspreises beträgt, so bezahlt er dies seinem Herrn, und dieser muß ihm einen zweiten Wochentag frey geben, so, daß der Herr nur vier Tage Arbeit von einem solchen Sclaven fodern kann, hat er erst zwey freie Tage für sich erlangt, so wird es ihm in der Folge der Zeit nicht schwer, mehrere Arbeitstage und seine Freiheit zu erkaufen. v. Essays commercial and political. p. 136.

seiner Laune vergeben kann, gar nicht von dem Ehestande verschieden.

14.

Von dem ehemaligen und gegenwärtigen Zustande der Indianer unter der Herrschaft der Portugiesen.

Der Zustand der Indier ist nicht immer gleich gewesen. Anfangs bemächtigte man sich ihrer, verkaufte sie auf öffentlichem Markte, oder ließ sie als Sklaven in den Plantagen arbeiten.

1570. verbot Sebastian, daß man die Brasilier zu Sklaven machen sollte, es sey denn, daß man sie in einem rechtmäßigen Kriege gefangen genommen hätte: dies Gesetz wurde aber wenig geachtet, weil die Portugiesen sich zu erniedrigen glaubten, wenn sie die Erde bearbeiteten, und nur wenige Arbeiter aus Afrika herüber gebracht wurden.

Das Edikt, welches Philipp der zweite 1595. ausgehen ließ, worin er die Verordnungen Sebastians bestätigte, und sogar die Sklaverey der Gefangenen, welche dieser Fürst als Sklaven zu behandeln erlaubt hatte, auf zehn Jahre einschränkte, wurde nicht besser befolget.

Zwey Verordnungen von 1605. und 1609. erklärten die Indier aufs neue, ohne alle Ausnahme

nahme für vollkommen frey. Und als Philip der dritte erfuhr, daß man seine Gesetze vernachläßigte, verordnete er 1611. schwere Strafen wider die Verbrecher. Aber zu diesem Zeitpunkt war die Colonie noch unter einer Municipal-Regierung, die mehresten ihrer Vorgesetzten waren selbst in Amerika gebohren; und diese neuen Verordnungen wurden weniger geachtet als die alten.

Indessen widersetzten sich die Mißionarien immer nachdrücklicher der Tyranney, mit der man ihre Neubekehrten unterdrückte. Der Hof zu Lissabon gab endlich 1627. ihren dringenden Bitten nach, und wiederholte aufs schärfste das Verbot, irgend einen Brasilier in der Sklaverey zu lassen. Der Geist der Unabhängigkeit, welcher sich jetzt in der ganzen Colonie äusserte, zeigte der wankenden Regierung, daß es nicht immer erlaubt ist, selbst das zu wollen was gerecht ist; und diese Befehle wurden acht Jahre nachher gemildert, indem man die Sklaverey solcher Leute erlaubte, die von einer Negermutter und einem indianischen Vater gebohren waren, und von erkauften Sclaven abstamten.

Um diese Zeit hatte man die Holländer aus diesem Theil der neuen Welt vertrieben. Die Schiffahrt nach der afrikanischen Küste, die wegen der blutigen Kriege mit diesen Republicanern unter-

unterbrochen wurde, ward jezt wieder fortgesezt. Die Neger wurden in Brasilien häufiger; ihr Dienst war den Portugiesen einträglicher als der der Eingebohrnen, die schwächer und weniger arbeitsam waren. Man ersetzte diejenigen nicht, welche umkamen, und nach und nach nahm diese Art der Dienstbarkeit ganz ab, ausgenommen zu St. Paul, am Maranhon und Amazonenflusse, wo man noch keine einträgliche Cultur hatte und die Portugiesen zu arm waren, um Sklaven zu kaufen. Die Gesetze, welche man 1680. 1713. und 1741. machte, um diese Ueberbleibsel von Barbarey auszurotten, waren fruchtlos *) und um 1755. wurden alle Brasilier wirklich frey.

Die

*) Und musten es seyn, indem unter gewissen Umständen die Sclaverey der Brasilier erlaubt blieb, die der Eigennutz immer vorwenden konte. Denn nach der königlichen Verordnung von 1680. konte man unter folgenden Umständen die Eingebohrnen zu Sclaven machen: 1) Wenn sie in einem öffentlichen gerechten Kriege gefangen wurden. 2) Wenn sie sich den Glaubenspredigern widersezten. 3) Wenn man sie aus den Händen ihrer Feinde, vom Marterpfal oder dem Scheiterhaufen befreite, wozu sie nach dem Kriegsrechte der Wilden verurtheilt waren. 4) Wenn sie von andern brasilischen Völkern im Kriege gefangen wurden. Vita di Pombal. T. I. p. 60.

Die Regierung erklärte sie um diese Zeit zu Bürgern. Sie sollten diesen Titel auf dieselbe Art, als die Ueberwinder, führen. Dieselbe Bahn ward ihren Talenten eröfnet, und sie konten dieselben Ehren erlangen. Eine Begebenheit, die so geschickt war gefühlvolle Herzen zu rühren, wurde kaum bemerkt. Man beschäftigt sich mit Vergnügungen, Krieg und politischen Neuigkeiten. Eine Revolution, die dem menschlichen Geschlecht vortheilhaft ist, entschlüpft beinahe immer der öffentlichen Aufmerksamkeit, sogar in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, dieses erleuchteten philosophischen Jahrhunderts. Man spricht vom Glück der Völker, und sieht es selten und fühlt es noch seltner.

Einige Personen, die mit mehr Aufmerksamkeit die interessanten Scenen beobachten, die hie und da auf dem Erdboden vorfallen, prophezeyten viel Gutes von dem neuen System. Sie schmeichelten sich, daß die Indier sich jezt zum Ackerbau wenden, und dessen Produkte vervielfältigen würden; sie hofften, ihr Fleiß würde sie jezt in den Stand setzen, sich unzählige vorher unbekannte Bequemlichkeiten zu verschaffen; daß der Anblick ihres Wohlstandes den Wilden ihre Wälder verhaßt machen und sie zu einer friedfertigen Lebensart geneigt machen würde; ein gänzliches Vertrauen würde unvermerkt unter den Europäern

und

und Indiern statt finden; sie würden nur ein Volk ausmachen, und der Lissabonner Hof so vorsichtig seyn, diese schöne Eintracht durch keine übel angebrachte Partheylichkeit zu stören.

Aber wie verschieden ist die Wirklichkeit von diesen süßen Erwartungen! In den Provinzen Fernambuc, Bahia, Rio Janeiro und Minas Geraes sind die Brasilier unter Portugiesen und Negern zerstreut, jedoch ohne ihren Charakter zu ändern, weil man sich keine Mühe gegeben hat, sie zu erleuchten; weil man nicht versucht hat, ihre natürliche Trägheit zu überwinden, ihnen keine Länder ausgetheilt und keinen Schritt gethan hat, um sie zur Nacheiferung zu bewegen.

In Para, Maranhon, Matto Grosso, Goyas und St. Paul hat man die Indier in hundert und siebzehn Flecken vertheilt. Jedem unter diesen steht ein Weißer vor. Dieser verordnet alle ihre Beschäftigungen, besorgt den Ackerbau, kauft und verkauft für die ganze Gemeinschaft und straft und belohnt. Er entrichtet dem Agenten der Schatzkammer den Zehnten der Gewächse des Erdbodens. Er ernennt diejenigen, die die Frohndienste thun müssen, mit welchen man sie drückt. Und diese Subalternen Vorsteher stehen wieder unter einem Haupt, das grosse Gewalt hat.

Diese Umstände haben verschiedene Meinungen veranlaßt. Man würde einen Schriftsteller,

der nie aus Europa gewesen, für sehr verwegen halten, wenn er es wagen sollte, zwischen zwey Parthien zu entscheiden, welche eine Erfahrung von drey Jahrhunderten nicht hat vereinigen können; dennoch erlaube man mir wenigstens zu sagen, daß einer der helldenkendsten Männer, die ie in Brasilien gelebt haben, mir hundertmal wiederholt hat, daß diejenigen unter den Indiern, deren Handlungen man in der portugiesischen Colonie ihrem eigenen Gutdünken überläßt, unendlich mehr Fleiß und Geschicklichkeit besitzen, als die, so man unter einer beständigen Vormundschaft hält.

15.

Zustand des Gouvernements von Para.

Das Gouvernement von Para ist das nördlichste unter allen. Es begreift den Theil von Guiana, welcher den Portugiesen gehört; den Lauf des Amazonenflusses vom Zusammenflusse der Madeira und Marmoreflüsse an; und gegen Osten den Raum, welcher sich bis an den Fluß der Tocantins erstreckt. Es ist der unfruchtbarste und ungesundeste Strich Landes in diesen Gegenden.

Das diesem Gouvernement einverleibte portugiesische Guiana, liegt südwärts von dem Flusse Oyapoc, bis an den Maranhon. Um 1688.

liessen sie sich zuerst in diesen Gegenden nieder und erbauten am Flusse Arawary, südwärts vom Kap Nord (1 Gr. 51 Min. nordl. Breite) die Bestung St. Anton, sie verliessen sie aber 1691. wegen einer Ueberschwemmung. Um eben die Zeit ihrer ersten Niederlassung besetzten sie auch das an der Mündung des Maranhon von den Franzosen verlassene und zerstörte Fort Macapa und seit dem breiteten sie sich immer weiter längst dem nordlichen Ufer des Maranhon bis an den schwarzen Fluß aus, und auf diesem Strom landeinwärts in Guiana unter den Wilden, die Spanien sowol als Frankreich zu ihrer Herrschaft rechneten. Portugal und Frankreich kamen auch während des spanischen Succeßionskrieges, wegen dieser Besitznehmung in Streitigkeiten, die endlich im Utrechter Frieden zum Vortheil der Portugiesen beigelegt wurden. Die französischen Friedensmacher kannten die Grenzen ihres Antheils von Guiana nicht, und traten den Portugiesen aus Unwissenheit mehr Land ab, als diese je begehren oder in Anspruch nehmen konten. Vor den Streitigkeiten hatte Portugal hier nur die Küste vom Kap Nord oder eigentlich vom Flusse Pinzon bis zur Mündung des Maranhon in Besitz genommen, allein im Utrechter Frieden ward ihnen die Küste nordwärts des Pinzon zwey Grad weiter bis am Fluß Oyapoc abgetreten, oder das französische Gebiet zwischen dem Oyapoc und Pinzon überlassen, weil

die

die Friedensmacher Oyapoc und Vinzon für verschiedene Nahmen eines Flusses hielten. Frankreich hat nachher seinen Fehler wol eingesehen, aber Portugal seine Oberherrschaft bisher immer behauptet.

Die Hauptorte der Portugiesen liegen am nördlichen Ufer des Amazonenflusses, und sie haben von der Mündung desselben bis zum schwarzen Flusse die Vestungen Paru, Pauxis und Fort Negro, nebst vielen Mißionen zwischen dem Trompeten und Periera Fluß, welche beide in dem Maranhon fallen, angelegt. Der schwarze Fluß, welcher dem Oronoco mit dem Maranhon vereinigt, ward ehedem von den Portugiesen stark wegen des Sclavenhandels befahren, die sie hier vor 1755. mit Erlaubnis des Hofes unter den oben angeführten Bedingungen haschen durften, und darüber zuweilen mit den Spaniern in Zwistigkeiten geriethen, die zwar jetzt durch den Tractat von Ildefonse *) beigelegt worden, aber die Grenze ist, wie der eilfte und zwölfte Artikel ergeben, doch noch nicht ganz berichtigt. Nach diesen dürfen sich die Portugiesen nicht weiter längst den nördlichen Ufern des Maranhon, als bis zur westlichsten Mündung des Japura, oder Yupura, der ebenfals dem Oronoco mit dem Maran-

*) S. oben S. 83. 84.

Maranhon verbindet, ausdehnen, und ihre Züge unter den Wilden Landeinwärts in Guiana, längst beiden Ufern des schwarzen Flusses, hinter den französischen Niederlassungen solten ebenfals durch Scheidegränzen eingeschränkt werden *).

In Guiana ist der Boden blos in den Gegenden am schwarzen Flusse zum Ackerbau geschickt, auf dessen hohen Ufern man alle Lebensmittel ziehen könnte, welche die besten Colonien in America hervorbringen. Es wohnen aber nur Indianer in dem Lande, die sich beinahe einzig und allein mit dem Schildkrötenfange abgeben, und die man noch zu nichts mehr hat bringen können, als etwas Holz zu eingelegten Arbeiten zu fällen. Dieser Fluß nimmt den Cayari auf, wo man 1749. eine Silbermine entdeckte, welche vermuthlich aus politischen Gründen niemals bearbeitet worden ist. An der nördlichen Seite sind die Ufer des Amazonenflusses beinahe ganz überschwemmt, und das wenige trockne Land, wird ganz von mancherley Insecten verzehrt.

Obgleich die südliche Seite des Amazonenflusses abwechselnd auch sumpfig ist, so ist das Erdreich doch gemeiniglich fester, und wird weniger

*) v. Hartsink Beschryving van Guiana, of de wilde Kust in Zuid America. Vol. I. p. 198 etc.

ger vom Ungeziefer heimgesucht. Die zahlreichen grossen Flüsse, welche sich in denselben ergiessen, machen diese Gegenden noch geschickter zu allen Arten von Ackerbau, und doch giebt es hier noch keinen.

Die portugiesischen Seefahrer fiengen erst 1535. an, den Amazonenfluß zu beschiffen. Ayres d'Acunha und seine Nachfolger litten beinahe alle Schiffbruch. Nur im Jahr 1615. legte Franciscus Caldeira den Grund zu einer Stadt auf dessen Ufer, welche den Namen Belem erhielt. Die Regierung vergab 1663. das Land Macapa an Bento Meciel Parente, und etwas später schenkte sie dem Macedo die Insel Johannes: Aber diese beiden Schenkungen wurden nachher wieder mit der Krone vereiniget; erstere durch das Aussterben der Familie, die sie besessen hatte, und letztere durch einen Tausch.

Seit langer Zeit begnügten sich die Portugiesen damit, einige Ausfälle ins Land zu machen, um einige Brasilier zu haschen. Sie waren blos rastlose verwegene Wilde, welche andere Wilde schwächer und furchtsamer als sie zu überwinden suchten. Diese unnützen Grausamkeiten dauerten schon ein ganzes Jahrhundert, als die Mißionarien unternahmen, die herumwandernden Indianer zu civilisiren. Es ist ihnen gelungen, eine ziemliche Anzahl in acht und siebenzig Dörfer zu versammeln,

meln, doch ohne sie ganz vest zu setzen. Denn nachdem diese Leute vier oder fünf Monate in der Trägheit und Unthätigkeit zugebracht haben, verlassen sie nach alter Gewohnheit ihre Häuser und Familien, um in den Wäldern die wilden Produkte zu sammeln, die sie mit geringer Mühe neben ihren Häusern bauen oder durch bessere ersetzen könten. Das wenige, was sie von wilden Cacao, Vanille, Schildpatte, Brasilischen Zimmt, (Cravo) Sassaparilla, Copaivabalsam und an vegetabilischer Wolle auf diesen verderblichen und jährlich erneuerten Streifereyen erhalten, wird nach Belem, dem Hauptort des Gouvernements, gebracht.

Diese Stadt, welche zwanzig Meilen von der See in einer Gegend steht, die dreizehn Fuß höher als die Oberfläche des Meeres ist, war lange Zeit blos das Magazin der wilden Reichthümer, welche man aus dem Innern des Landes dahin brachte. Endlich haben doch die erkauften Negern es so weit gebracht, daß jetzt in der Nachbarschaft etwas Baumwolle wächst, die im Lande selbst verarbeitet wird; etwas weniges Zuckerrohr, aus dessen schlechten Saft man Brandtewein bereitet; und zur Ausfuhr baut man Caffee, Reis und Cacao. Der Handel mit dem Rindvieh, welches auf der Insel weidete, war vormals noch ein Vortheil der Stadt Marajo. Jetzt giebt es aber dort kaum genug zu ihrem eigenen Gebrauch.

Vor dem Jahr 1755. kamen jährlich dreizehn oder vierzehn Schiffe von dem Mutterlande nach dieser Colonie. Seitdem sie aber ein betrogner oder bestochner Minister dem Monopolium unterwarf, kamen nicht mehr als vier oder fünf. Der Werth der Sachen, die sie ausführen, beläuft sich selten auf mehr als 600,000 Livres, und diese kleine Summe wird nur um ein geringes durch das Zimmerholz vergrössert, welches die Regierung aufkaufen und auf diesen Schiffen ausführen läßt.

Die Volksmenge der Colonie besteht in viertausend einhundert und acht und zwanzig Weissen, neuntausend neunhundert und neunzehn Negersclaven oder freyen Mulatten, und vier und dreißigtausend achthundert vier und vierzig Indiern.

Dieses Land, welches endlich 1778. von den Fesseln eines verderblichen ausschliessenden Handels befreiet worden, wird jetzt unstreitig von seiner Freiheit Gebrauch machen. Der Hafen von Belem, Para genant, ein Nahme, den man auch zuweilen der Stadt giebt, ist nicht so schlecht als man gewöhnlich glaubt. Der Zugang zu demselben ist freilich beschwerlich. Verschiedene Strömungen, welche durch eine Menge kleiner Inseln verursacht werden, machen die Schiffahrt langsam und unsicher. Sobald die Schiffe

aber

aber an der Rehde angekommen sind, ankern sie in einem schlammichten Boden in vier, fünf auch sechs Faden Wasser. Der Canal, der zu dieser Rehde führt, wird aber immer flacher, und wenn das Wasser fortfährt, in demselben Erde anzusetzen, wie es schon seit einem Jahrhundert gethan hat, wird er bald unschiffbar werden.

16.

Zustand des Gouvernements von Maranhon.

Dieses Gouvernement wird gegen Norden durch den Tocantinfluß von Para getrennt; gegen Süden von Gojaz, durch den Theil der Cordilleras, den man Guacuragua nennt; und gegen Osten von Fernambuc durch das Gebürge Ypiapaba.

Diese Provinz sahen die Portugiesen zum erstenmale im Jahr 1535. und dies bey Gelegenheit eines Sturms, der sie hieher verschlug. Sie setzten sich hier nicht vor dem Jahr 1599. Die Franzosen bemächtigten sich 1612. derselben, und wurden drey Jahre nachher wieder vertrieben. Von 1641. bis 44. blieb sie unter dem Joch der Holländer, da die ersten Entdecker sie wieder im Besitz nahmen, und sie seit dem behalten haben.

Die ersten Europäer beschäftigten sich, Ambra auf dem Ufer zu sammeln, welches die In-

dianer zu ihrem Vergnügen auch thaten. Diese geringe Quelle des Verdiensts versiegte bald; und man sorgte nicht gehörig dafür, sie durch andre zu ersetzen. Die Niederlassung befand sich sehr lange in einem schlechten Zustande, bis man endlich entdeckte, daß die Baumwolle, die in dieser Gegend wächst, die beste in der neuen Welt ist. Die Cultur dieses Products nimmt jetzt beständig zu, und seit einiger Zeit hat man noch den Reisbau hinzugefügt, ob er gleich schlechter als der orientalische, und selbst als der nordamericanische ist. Man hat verschiedene Versuche gemacht, Seide zu ziehen, das Clima ist diesem Bau aber gänzlich zuwider. Mit dem Indigo scheint man glücklicher zu seyn. Und schon erhält man den besten Rocou in ganz Brasilien.

Der Ort der Colonie, welcher zuerst bevölkert wurde, ist die Insel St. Ludewig, welche sieben Meilen lang, vier breit und nur durch einen kleinen Fluß vom vesten Lande getrennt ist. Es liegt eine Stadt von demselben Nahmen darauf, von welcher der ganze Handel geführt wird, obgleich die Rehde schlecht ist.

Es werden hier verschiedene Gewächse gebaut, die ansehnlichsten Pflanzungen aber sind auf dem vesten Lande an den Flüssen Ytapicorie, Mony, Iquara, Pindore und Meary.

In

In dem hintern Theile der Provinz und in demselben Gouvernement ist das Land, wo die Paulisten zuerst im Jahr 1571. hinkamen. Man fand grosse Schwierigkeiten, ehe man es unterjochen konnte, und auf der östlichen Seite ist es noch nicht ganz bezwungen. Das Erdreich ist sandigt und uneben, ob es gleich erstaunend hoch liegt. Die Einwohner beschäftigen sich mit der Viehzucht, und ziehen in dieser Gegend, die ganz mit Salpeter bedeckt ist, eine grosse Menge Pferde und Hornvieh, welches sie sehr vortheilhaft an die angränzenden Länder verkaufen: die Schaafe arten hier aus, wie in ganz Brasilien überhaupt, Coritiba ausgenommen. Unglücklicherweise verursacht die öftere Dürre und grosse Hitze, daß zuweilen ganze Heerden aussterben, wenn sie nicht zu rechter Zeit in entfernte Weiden getrieben werden.

Es giebt in diesen Gebürgen viel Schwefel, Allaun, Vitriol, Eisen, Bley und Antimonium, welches gar nicht tief liegt, demungeachtet hat man keine von diesen Minen bearbeitet. 1759. erlaubte man zwar die Silbermine, die man vor vier Jahren entdeckt hatte, zu eröfnen: der Hof widerrief diese Erlaubniß aber bald darauf, aus Ursachen, die uns unbekannt sind.

Dieses Gouvernement enthält 8993 Weisse, 17844 Negern und Mulatten, theils frey, theils

Scla-

Sclaven, 38937 Indianer zerstreut oder in zehn Dörfer versammelt. Die Ausfuhr ist bisher noch nicht so gewesen, als man sie bey einer so grossen Bevölkerung erwarten könnte: und beträgt selten mehr als 6 bis 700000 Livres. Sobald sie aber von dem Druck des Monopoliums befreit seyn werden, wird die Ausfuhr gewiß sehr beträchtlich seyn.

17.

Zustand des Gouvernements von Fernambuc.

Die Provinz, welche gleich nach Maranhon kömmt und Fernambuc genannt wird, ist aus vier verschiedenen Ländern entstanden.

Das eigentliche Fernambuc, welches Eduard Coelho 1527. erhielt, wurde 1654. als eine Eroberung wieder mit der Krone vereinigt, nachdem man um diese Zeit die Holländer daraus vertrieben hatte.

Der Geschichtschreiber Barros bekam von Johann dem dritten den District von Paraiba, versäumte aber ihn zu bevölkern. Leute, die gar kein Recht dazu hatten, liessen sich daher 1560. dort nieder, und wurden 1597. von den Franzosen bezwungen, welche bald nachher auch dies Land räumen musten. Philip der dritte ließ auf diesem königlichen Domainengute eine Stadt erbauen,

bauen, die jetzt den Nahmen Nuestra Senhora de Neves führt.

1654. ließ sich Emanuel Jordan das Eigenthumsrecht über Rio Grande abtreten, welches man bis dahin vernachläßiget hatte. Dieser thätige Mann litte am Eingang des Hafens Schiffbruch, wodurch diese Länder dem Staate anheim fielen, und bald von einigen Privatleuten bebaut wurden.

Es ist unbekannt, um welche Zeit und an wen Tamaraca veräussert wurde: Bald nach der Erhebung des Hauses Braganza zum Throne ward es wieder mit der Krone vereiniget.

Dieses schöne Gouvernement ist von dem Fluß St. Franziskus und einigen Zweigen der Cordilleras eingeschlossen. Auf den Küsten wächst etwas Baumwolle, und in den schönen wasserreichen Ebenen wird mehr und besserer Zucker gebauet als in irgend einem Bezirke von Brasilien. Auf den Gebürgen giebt es viel Hornvieh, mit deren Fellen stark gehandelt wird, und in dieser Provinz allein wächst das sogenannte Brasilienholz.

Der Baum, von dem man es erhält, ist den Botanikern wenig bekannt *). Man glaubt aber, daß er einige Aehnlichkeit mit dem Antillischen

*) Herr Leiste nennt ihn in seinen Anmerkungen zum Cudena S. 547. Caesalpina Brasiliensis floribus

schen Mahagonybaum oder dem Tara in Peru habe. Die, welche ihn beschreiben, sagen, er sey sehr hoch, ästig, und mit einer braunen stachelichten Rinde bedeckt. Die Blätter bestehen aus einer Ribbe, an welcher vier oder sechs besondre Ribben sitzen, jede mit zwey Reihen kleinen grünen Blättern besetzt, welche glänzend und den Buchsbaumblättern ähnlich sind. Die Blumen, welche an den Spitzen der Zweigen in Gestalt der Aehren wachsen, sind klein und wohlriechender als die Mayenblumen: sie haben einen Kelch mit fünf Abtheilungen, zehn Staubfäden und fünf Blätter, von welchen vier gelb und das fünfte von einer schönen rothen Farbe ist. Die Saamenkapsel ist eine länglichte, platte Hülse, mit Stacheln bedeckt, und enthält einige rothe Saamenkörner.

Das Mark dieses Baums ist so dick, daß nur wenig Holz übrig bleibt, wenn man es abgelöset hat. Dieses Holz ist sehr gut zur Drechslerarbeit, und läßt sich herlich poliren. Sein vornehmster Nutzen aber ist in der Roth Färberey, wo man mit der Hälfte so viel machen kann, als mit einer doppelten Quantität Campesche-Holz. Auf dem dürresten Boden und den steilsten Felsen kommt es am besten fort.

Dieser

Floribus decandris. Die Eingebohrnen nennen den Baum Ibiti-pitanga.

Dieser Holzhandel ist auch ein Monopol für die Königin von Portugal. Die ersten Unternehmer hatten sich anheischig gemacht, jährlich in die königlichen Magazine, wo es bei seiner Ankunft aus Brasilien aufbewahrt wird, dreißig tausend Centner, zu dreißig Livres den Centner, zu liefern. Die Erfahrung belehrte sie aber, daß in ganz Europa nicht so viel verbraucht würde; man nahm also nur zwanzig tausend Centner in der Folge, aber jeder Centner wurde mit 40 Livres bezahlt. So steht der Contrakt gegenwärtig, der in den Händen zweyer englischen Kaufleute ist, die in Portugal ansäßig sind. Sie bezahlen 800,000 Livres für das Holz, das man ihnen liefert; verkaufen es in Lissabon selbst für eine Million; haben dabei 128,000 Livres Unkosten, und gewinnen folglich 92,000 Livres.

Man zählt in Fernambuk 19,665 Weiße; 39,132 Negern und Mulatten, 33,728 Indier. Es giebt vier Rheden die sehr gut für kleine Schiffe sind. Die von Recif, welche Olinda statt eines Hafens dient, kann auch grössere beherbergen, aber sie ist weder sicher noch bequem.

Sechzig Meilen von der Küste ist die Insel Fernando de Noronha, welche zu Fernambuk gehört. Die Portugiesen, welche sie zuerst besezten, verließen sie bald. Weil aber der Hof von Lissabon vermuthete, daß die französische ostin-

dische Handlungsgesellschaft sie in Besiz nehmen möchte, ließ er 1738. sieben starke Schanzen darauf erbauen. Diese sind mit vortreflicher Artillerie und einer Garnison regulärer Truppen, die alle sechs Monathe abgelöset wird, versehen. Es sind keine andere Einwohner dort als einige Verbannte, eine geringe Anzahl sehr armer Mestizen, und die Indianer, die zu den öffentlichen Arbeiten gebraucht werden. Obgleich das Erdreich gut und tief ist, will doch dort nichts fortkommen, weil man zuweilen in drei bis vier Jahren keinen Regen hat. Vom Monath December an bis in den April nähren sie sich alle von Schildkröten. Um diese Zeit findet man sie nicht mehr, und die Einwohner müssen sich blos auf das verlassen, was sie vom vesten Lande bekommen. Es giebt auf dieser Insel zwey Rheden, wo Schiffe von allen Größen sicher ankern können, ausgenommen, wenn ein Nord- oder Westwind weht.

18.

Zustand des Gouvernements von Bahia.

Dieses Gouvernement grenzt gegen Norden an den Fluß S. Franciskus: gegen Süden an den Fluß Doce, und gegen Osten an den Fluß Preto, einem Arm des grünen Flusses. Es besteht aus der Hauptmanschaft Segerippe, deren Revolutionen uns unbekant sind, aus der Hauptmanschaft

Isleos

Isleos, welche vormals George von Figueredo besaß, den die Aimore erschlugen, wodurch es an die Krone zurückfiel; aus der Hauptmanschaft Porto Siguro, welche die Krone durch das Aussterben der Familie Tourinho auch wieder erhielt; und aus der Provinz Bahia, die nie ein Privateigenthum gewesen ist.

San Salvador, welches die Hauptstadt dieses Gouvernements ist, war es lange von ganz Brasilien. Man kommt durch die Bay aller Heiligen dahin, deren Mündung drittehalb Meilen breit ist. An jeder Seite liegt eine Vestung, welche eher eine Landung als die Durchfahrt verhindern können. Diese Bay ist dreizehn bis vierzehn Meilen lang und voll kleiner Inseln mit Baumwollstauden besetzt, welche einen sehr angenehmen Anblik geben. Das Innere der Bay ist schmal und vollkommen gegen alle Gefahren geschützt, und bildet einen Hafen, in dem sich die zahlreichsten Flotten sicher aufhalten können. Die Stadt welche den Hafen bestreicht, liegt an einer steilen abschüßigen Höhe.

Diese Stadt besteht aus zweytausend Häusern, mehrentheils prächtig gebauet. Das Hausgeräth ist desto reicher und kostbarer, da alle Kleiderpracht strenge verboten ist. Ein sehr altes Gesez, welches oft gebrochen, und seit 1749. in der neuen wie in der alten Welt erneuert worden, verbie-

tet den Portugiesen Gold und Silber, Stoffen und Tressen zur Kleidung. Der Hang zur Pracht, welche die Gesetze nicht ausrotten können, hat sich durch Kreutze, Medaillen und Rosenkränze von Diamanten prächtige Kennzeichen einer armen Religion zu entschädigen gesucht. Die Metalle, die man selbst nicht tragen kann, werden zum Putz der Hausneger und Sklaven verschwendet.

Da die Lage der Stadt den Gebrauch der Kutschen verbietet, haben die Reichen, immer darauf bedacht, sich von dem Pöbel zu unterscheiden, die Mode eingeführt, sich in baumwollenen Hangmatten tragen zu lassen. Wollüstig auf sammeten Küssen hingestreckt, mit seidenen Vorhängen umgeben, die sie nach Belieben auf = oder zuziehen können, lassen sich diese stolzen Müßiggänger freilich langsamer aber auch unendlich bequemer als in dem prächtigsten Wagen, von einem Ort zum andern bringen.

Die Weiber genießen diese Bequemlichkeit selten. Unter einem äusserst abergläubischen Volk erlaubt man ihnen dennoch kaum bei den grösten Feyerlichkeiten, in einem langen Mantel verhüllt, in die Kirche zu gehen. Es wird keinem verstattet sie in ihren Häusern zu sehen. Dieser Zwang, die Folge einer rasenden Eifersucht, hindert sie dennoch nicht sich in Liebeshändel einzulassen, ob sie gleich sicher erwarten können, ermordet zu wer-

den,

den, sollte der Mann nur den geringsten Verdacht gegen ihre Treue hegen. Aus einer besser überlegten Gelindigkeit als die unsrige werden die Mädchen, die ohne Vorwissen ihrer Mütter oder selbst unter ihrem Schuz sich einem Liebhaber ergeben, mit weniger Strenge behandelt. Gelingt es dem Vater aber nicht, ihre Unehre durch eine Heirath zu bedecken, so überläßt er sie der schändlichen Nothwendigkeit, ein unordentliches Leben zu führen. So ketten sich alle Laster an den Reichthum, hauptsächlich wenn er durch Blut und Mordthaten erworben, sich nicht durch Arbeit und Fleiß erhält.

Der Mangel an gesellschaftlichem Umgange, welchen die Trennung der beiden Geschlechter natürlich veranlaßt, ist nicht der einzige Umstand der in Bahia den Genuß und die Annehmlichkeit des Lebens verbittert. Die Heucheley bey einigen, der Aberglaube bei andern; versteckter Geiz, und pralerischer Aufwand; die äusserste Weichligkeit, welche in einem Clima wo alle Empfindungen heftig und schnell sind, an die äusserste Grausamkeit grenzt; das Mistrauen, welches immer die Schwachheit begleitet; eine Trägheit, die den Sklaven die Sorge für alle Vergnügungen und Geschäfte überläßt: kurz, alle Laster, welche man einzeln und zusammen in den verderbtesten südlichen Ländern findet, machen den Charakter der Portugiesen in Bahia aus.

Dem=

Dennoch scheint das sittliche Verderben einigermaßen abzunehmen, seitdem die grobe Unwissenheit nicht mehr herrscht. Grössere Kenntnisse, deren Mißbrauch zuweilen tugendhafte Völker verderben, können, wenn sie gleich eine verderbte Nation nicht ganz bessern, doch das Laster wenigstens seltner machen, einen Anstrich von Verfeinerung über das Verderben werfen, eine erheuchelte Redlichkeit und die Verachtung grober Fehltritte einführen.

Obgleich San Salvador aufgehört hat, die Hauptstadt von ganz Brasilien zu seyn, so ist diese Provinz doch noch immer die volkreichste des ganzen Landes. Man rechnet dort 39,783 Weisse, 49,693 Indianer, 68,094 Negern. Sie hat mit den andern Provinzen den Zucker- und Baumwollenbau, nebst einigen andern Produkten, gemein, und ausserdem den Wallfischfang und Tobacksbau.

Der Wallfischfang ist schon sehr lange in Brasilien eingeführt. Alle Portugiesen aus der alten und neuen Welt, genoßen anfänglich ohne Unterschied das natürliche Recht, sich damit zu beschäftigen: aber schon seit langer Zeit ist dieses Recht einer ausschliessenden Gesellschaft in Lissabon verpachtet, die aber ihre Zurüstungen in Bahia macht. Der jährliche Ertrag ist gegenwärtig 3530 Pipen Oel, welches die Pipe zu 175 Livres

vres 617,750 Livres beträgt; und 2090 Centner Fischbein, welches zu 150 Livres den Centner 318,500 Livres ausmacht. Diese beiden Summen zusammen machen 931,250 Livres. Die Monopolisten geben dem Staate 300,000 Livres, ihre Unkosten belaufen sich nicht höher als 268,750 Livres; und ihr Gewinn ist also 362,500 Livres.

Man wird sich entschliessen müssen, entweder diesen wichtigen Handelszweig gänzlich aufzugeben, oder ihm unverzüglich eine andere Richtung zu geben. Nur die unbeschränkteste Freiheit kann ihn gegen die Concurrenz der nordamerikanischen Seefahrer aufrecht erhalten, deren thätiger Fleiß sie schon bis in diese Seen, und sogar noch weiter geführt hat. Der Lissabonsche Hof sollte auch durch alle ersinnliche Mittel den Wallfischfang bei den Cap Verd und andern Inseln, die er so unnüzzer Weise an den brennenden Küsten von Afrika besitzt, zu befördern suchen.

Ob man gleich in den mehresten Provinzen von Brasilien etwas Toback gewinnt, so ist es eigentlich doch nur in Bahia ein wichtiger Zweig des Landbaues und des Handels. Er wird dort in einer Strecke von neunzig französischen Meilen gebauet, und geräth vornehmlich gut in dem Distrikt Cachoeira. Dieses Gewächs bereicherte schon seit langer Zeit die Provinz, als die Auflagen,

womit

womit der Toback bei der Ausfuhr belegt ward, den Preis solchergestalt erhöheten, daß die Käufer abnahmen. Die Fremden verlangten so wenig, daß im Jahr 1773. nur 28,000 Centner verschickt wurden. Im folgenden Jahr verminderte man die Auflagen, welche sich auf 27 Livres 12 Sous den Centner beliefen, und der Tobacksbau ward wieder blühend. Der Coloniste bekam jetzt 22 Liv. 16 Sous für den Centner, statt 12 Livres 10 Sous, die er vorher erhielt.

Es gehen jährlich von Brasilien 10,000 Centner Toback von einer schlechtern Gattung nach den afrikanischen Küsten, wovon zur Stelle 18 Livres der Centner kostet, und der den Colonisten 180,000 Livres einbringt. Nach Portugal werden jährlich 58,500 Centner eingeschifft, wovon man dorten den Centner um 40 Livres verkauft. Dieß beträgt 2,340,000 Livres, und beide Summen zusammen genommen 2,520,000 Livres.

Der Tobak, welcher in der Hauptstadt ankommt, ist jedermann feil, er muß aber in die öffentlichen Magazine gebracht werden, wo er der Schatzkammer ein Magazinrecht von dritthalb Sous für jeden Centner bezahlt. Aus diesen Waarenlagern nimmt man den Toback, den man für die Fremden entübrigen kann. Genua bekommt den besten, Spanien gebraucht wie Portugal nur den von der zweiten Gattung.

Ham=

Hamburg begnügt sich mit dem schlechtesten. Von dieser lezten Art bekommen Frankreich und die andern Seefahrer auch etwas, die ihn zum Sklavenhandel gebrauchen.

Jeder Käufer wendet sich an welchen Kaufmann er will. Der Hof zu Madrid aber, der nur Rauchtobak kauft, bedient sich eines einzigen Agenten, dem er 9 Sous für das Pfund zahlt.

Portugal, Madeira und die Azoren, an welchen Orten die Crone den Alleinhandel des Tobacks besitzt, verbrauchen jährlich zum Rauchen nur 740,000 Pfund, dies beträgt, das Pfund zu 5 Livres gerechnet 3,500,000 Livres, und an Schnupftoback 528,000 Pf. welches zu 7 Livres 10 Sous das Pf. 3,960,000 Livres macht, zusammen 7,480,000 Livres. Hievon zieht das Gouvernement doch nur 5,481,250 Livres. Der Kauf der rohen Materie, die Unkosten der Zubereitung und der Profit der Pächter machen das übrige aus.

Der Schnupftobak, der in Afrika und Ostindien verbraucht wird, gehört mit zum Tobacksmonopol, der Gewinn aber ist für die Königin. Sie bekommt 450,000 Livres für 150 Centner, die man jährlich nach diesen entfernten Gegenden schickt, ohne den Vortheil vom Verkauf des Pfeffers zu rechnen, den Goa dafür zurücksendet.

19.

Zustand des Gouvernements von Rio = Janeiro.

Das Gouvernement von Rio = Janeiro faßt beinahe die ganze Länge der Küste vom Fluß Doce bis nach Rio = Grande de St. Pedro in sich, und wird gegen das Innere des Landes nur von der ungeheuren Kette von Bergen begrenzt, die sich von Una bis Minas = Geraes erstreckt. Die ehemals Privatpersonen überlassenen, nachher aber mit der Krone wieder vereinigten Hauptmanschaften Spiritu Santo, Cabofrio und Süd Paraiba sind dazu geschlagen.

Der Feldbau war lange in einem schlechten Zustande in dieser schönen und grossen Provinz. Er nimmt aber jetzt beständig zu. Der Toback ist zwar dort nicht häufiger und besser geworden, als ehedem. Seit zehn Jahren aber vermehrt sich der Zuckerbau sehr, vornehmlich in den Ebenen von Guata = Caces. Zwölf neuangelegte Pflanzungen von vortreflichen Indigo scheinen mehrere zu versprechen. Die letzten Schiffe haben eine grosse Menge Caffee mitgebracht. Die südlichen Distrikte der Colonie bis Rio = Grande liefern viele Häute, nebst etwas Mehl und gutes Salzfleisch. Es giebt hier vierzehn oder funfzehn Arten von Färbeholz, die man wahrscheinlich

bald

bald benutzen, und vier oder fünf Harz = und Pecharten, die man doch endlich sammeln wird. Ungefehr vor zwanzig Jahren entdeckte man in Bahia zwey Pflanzen, die unter den Namen Curuata und Tocun bekant sind, und aus denen man Segel und Thauwerk verfertigen kann. Ein glücklicher Zufall hat in dem Gebiet von Rio = Janeiro eine Staude entdeckt, die zu diesem Behuf weit geschickter und sehr häufig ist. Zuweilen ist sie weiß, zuweilen gelb, und zuweilen violblau. Die erste dieser Farben ist die beste.

Es fehlt hier nicht an Arbeitern, denn man zählt 46,271 Weiße, 32,126 Indianer, und 54,091 Negern.

Alle Produkte, die diese jährlich hervorbringen, schickt man nach Rio = Janeiro, vormals nur der Hauptort dieser Provinz aber jetzt von ganz Brasilien, und die Residenz des Vicekönigs, welchen Titel aber Pombal hier sowohl, als in Goa 1772. in Stadthalter verwandelte. Der hiesige Hafen ist einer der allervortreflichsten, mit einer schmalen Mündung, die sich allmälig erweitert. Die grösten Schiffe können vermittelst eines mäßigen Windes, der alle Tage vom Meer nach dem Lande zu, von zehn oder zwölf Uhr Vormittags bis gegen Abend weht, bequem einlaufen. Der Hafen ist groß und sicher, er hat

einen

einen vortreflichen Anckergrund, und überall fünf bis sechs Faden Wasser.

Er wurde 1525. von Dias de Solis entdeckt. Einige französische Protestanten, die man in ihrem Vaterlande verfolgte, errichteten hier auf einer kleinen Insel im Jahr 1555. unter ihrem Anführer Villegagnon eine geringe Niederlassung. Sie bestand aus funfzehn oder zwanzig Hütten, aus Zweigen von Bäumen verfertiget und mit Gras gedeckt, völlig nach Art der Wilden des Landes. Einige schwache Bollwerke, die man errichtet hatte, um Canonen darauf zu stellen, brachten ihr den Namen Fort de Coligny zuwege. Es wurde drey Jahre nachher von Emanuel de Sa zerstört, welcher auf dem gegenüberliegenden festen Lande in einem fruchtbaren Boden, unter einem günstigen Himmelsstrich am Fuß einiger in Form eines Amphitheaters belegnen Berge den Grund zu einer Stadt legte, die in der Folge durch die Entdeckung verschiedener ansehnlichen Bergwerke in ihrer Nachbarschaft berühmt geworden ist.

Hier ist der grosse Niederlagsort für alle Reichthümer, die aus Brasilien nach Portugal gehen, und der Hafen, in welchem die zahlreichsten Flotten ankommen, die diesen Theil der neuen Welt mit Lebensmitteln versehen. Ausser dem Gelde, welches dadurch hier in Umlauf kömmt, bleiben

hier

hier jährlich 3,000,000 Livres an Besoldungen und andern Regierungskosten, und noch weit mehr, wenn der portugiesische Hof für gut befindet, hier Kriegsschiffe bauen zu lassen.

Eine Stadt, wo der Handel in einem so blühenden Zustande ist, muß natürlich immer grösser und volkreicher werden. Die mehresten Bürger wohnen in Häusern von zwey Stockwerken aus Quadersteinen oder Ziegeln aufgeführt, mit schönen Dachsteinen gedeckt, und mit einem vergitterten Balkon geziert. Hier lassen sich die Frauenzimmer des Abends, entweder allein, oder von ihren Sklaven umringt, durch das Gitter sehen; und von demselben Orte werfen sie Blumen auf die Mannspersonen herab, die sie auszeichnen, oder zu einer genauern Verbindung anreizen wollen. Die Straßen sind breit und mehrentheils schnurgerade, und am Ende einer jeden findet man eine kleine Capelle, wo das Volk alle Abende, vor einem prächtig gekleideten Heiligen, in einer schön vergoldeten, erleuchteten, und mit dem allerdurchsichtigsten Glase versehenen Nische, Lieder absingt. Ausser einer grossen Wasserleitung, die das Wasser von den nahgelegenen Hügeln führt, und der Münze, giebt es keine ansehnlichen öffentlichen Gebäude. Die Kirchen sind alle dunkel, schwerfällig und mit Zierrathen in dem allerschlechtesten Geschmacke überhäuft.

Die Sitten in Rio-Janeiro sind wie zu Bahia und im ganzen Lande, wo es Bergwerke giebt, sehr verdorben. Allenthalben dieselben Räubereien, Betrügereien, ähnliche Rachsucht und Ausschweifungen; und immer ungestraft.

Man hat mit Recht gesagt, daß das Gold alle Arten von Reichthum vorstellt; und man könnte noch hinzusetzen, auch das Glück, und das Unglück; beinahe alle Laster, und beinahe alle Tugenden, vermehrt und vermindert es. Denn welche gute oder schlechte Handlung kann man nicht mit Gold ausführen? Darf man sich also wundern, wenn die Menschen alles thun, um einen so wichtigen Gegenstand zu erlangen; und daß dieser, so bald sie ihn erlangt haben, die Quelle der gefährlichsten Misbräuche wird, und daß dergleichen Misbräuche sich in demselben Verhältnisse vervielfältigen, als man dieses kostbare, elende Metall häufiger und leichter erwerben kann.

Die Lage des Orts im 22 Grad, 20 Minuten südlicher Breite, entfernte ihn genug von der alten Welt, um ihn durch mittelmäßige Bestungswerke gegen Angriffe zu decken. Da aber die Versuchung ihn anzugreifen mit seinem wachsenden Reichthum steigen müste, hielt man es für räthsam, die Bestung zu verstärken. Sie war schon sehr ansehnlich, als Duguay-Trouin sich

ihrer im Jahr 1711. mit einer Verwegenheit und Geschicklichkeit bemächtigte, die seinen schon vorhin glorreichen Lebenslauf noch rühmlicher machte. Die neuen Bevestigungen, die man zu denen damaligen nachher hinzugefügt hat, haben die Stadt nicht sicherer gemacht, weil sie noch von andern Seiten, wo man ohne grosse Mühe landen könnte, angegriffen werden kann. Wenn das Gold in Thürme von Erz durch eiserne Thüren dringt, so dringt das Eisen doch noch gewisser durch Thüren, welche Gold und Diamanten verwahren.

In dem Gouvernement Rio-Janeiro lieget auch die St. Catherinen Insel, welche neun französische Meilen in der Länge und zwey in der Breite hat, und vom vesten Lande nur durch einen schmalen Canal getrennt ist. Obgleich sie nicht ganz niedrig liegt, so entdecken sie die Seefahrer doch nicht in der Ferne, weil die Berge auf dem nahgelegnen vesten Lande sie mit ihren Schatten bedecken. Hier herrscht ein beständiger Frühling, die Luft ist an allen Orten sehr rein, ausgenommen an dem Hafen, wo einige Hügel den Umlauf der Luft verhindern und eine schädliche Feuchtigkeit unterhalten.

Gegen das Jahr 1654. verschenkte der portugiesische Hof die Insel St. Catharine an Franziskus Dias Velho auf dieselbe Art, als er die

übri-

übrigen Länder von Brasilien veräussert hatte. Dieser Hauptmann wurde von einem englischen Seeräuber umgebracht, und seine Insel wurde der Zufluchtsort einiger Landstreicher. Diese Abentheurer erkannten einigermaßen die Herrschaft Portugals; aber ohne dessen ausschließendes System anzunehmen. Sie nahmen ohne Unterschied die Schiffe von allen Nationen auf, die nach dem Südmeer oder Ostindien seegelten, und überließen ihnen ihre Rinder, Früchte, Gartengewächse und andre Produkte gegen Waffen, Brandtwein, Tücher und Kleider. Mit der Verachtung des Geldes verbanden sie die gröste Gleichgültigkeit gegen alle Bequemlichkeiten des Lebens, welche ihnen die Natur nicht darbot, die selbst einem tugendhaften Volke Ehre gemacht haben würde.

Der Abschaum und Auswurf der gesitteten Gesellschaften kann zuweilen eine wohlgeordnete Verbindung gründen. Unsre ungerechten Gesetze, die ungleiche Austheilung der Glücksgüter, der Druck und das Elend der Armuth, der Uebermuth und die ungestraften Vergehen der Reichen, und der Misbrauch der Gewalt, bringen viele Aufrührer, Verbrecher und Lasterhafte hervor, die unter andern Umständen eben so wenig straffällig, als ihre Richter, Vorgesezten, und alle über sie erhabenen Stände gewesen wären. Versammelt alle diese Unglücklichen, die eine oft übertriebene

Stren-

Strenge aus ihrem Vaterlande verbannt hat; gebt ihnen einen muthigen, edlen, menschenfreundlichen und aufgeklärten Befehlshaber; und ihr werdet aus diesen Straßenräubern ein gutgesinntes, lenkbares und vernünftiges Volk machen.

Wenn sie ihre Bedürfnisse zum Kriege zwingen, werden sie bald Eroberer; und um sich selbst zu erheben und zu vergrössern, wenn gleich getreue Beobachter der Gesetze untereinander, die Rechte anderer Völker verletzen, eben so handelten die Römer. Bleiben sie aus Mangel eines geschickten Führers dem zufälligen Lauf der Begebenheiten überlassen, so werden sie boshaft, rastlos, gierig, ohne Bestigkeit, in beständigem Zwiste, entweder unter sich selbst, oder mit ihren Nachbaren seyn. So waren die Pauliſten. Sobald aber solche Leute sich leichter von den natürlichen Früchten der Erde, oder vom Ackerbau, oder dem Handel, als von Räubereien nähren können, werden sie die Tugenden ihrer Situation, und die sanftern Neigungen, welche das überlegte Interesse des Wohlstandes einflößet, annehmen. Durch das Glück und die Sicherheit eines ruhigen Lebens gesitteter gemacht, werden sie bey allen Menschen die Rechte ehren, die sie selbst genießen, und das überflüßige ihrer eigenen Produkte gegen die Waaren andrer Völker vertauschen. So gieng es den Flüchtlingen auf St. Catharina.

Sie lebten frey und friedfertig auf ihrer Insel, als man gegen das Jahr 1738. für gut befand, ihnen eine ordentliche Verfassung zu geben, Truppen zu schicken, und ihre Rhede, die eine der besten in Amerika ist, mit Vestungswerken zu versehen. Diese Vertheidigungsmittel waren die Ursache, daß sie 1778. von den Spaniern angegriffen worden, haben sie aber nicht gegen eine feindliche Landung schützen können. Seitdem der Frieden zwischen beiden Mächten sie wieder unter die Bothmäßigkeit ihrer alten Herrn gebracht hat, haben sie sich auf den Cochenillebau gelegt, von dem sie sich große Vortheile versprechen. *)

20.

Zustand des Gouvernements von St. Paul.

Das Gouvernement St. Paul grenzt gegen Norden an den Fluß Sapucachy und einige Berge;

*) Diese Insel ist sieben und zwanzig italienische Meilen lang, und 6 Meilen breit. Sie wird in drei Kirchspiele eingetheilt, zu dem einen wird etwas vom benachbarten festen Lande gerechnet. Die Hauptstadt heist Nostra Senhora di Necessitad, oder St. Antonio, der Hafen Punta grosso, ist einer der besten in Amerika. Von dieser Insel aus wird für Rechnung des Königs ein

ge; gegen Süden an den Fluß Paragua und einige andere Berge, welche sich bis an den Ursprung des Ygassu (Iguazu) erstrecken; gegen Westen an den Parana, Rio Grande und den Todtenfluß; und gegen Osten an das Meer.

Die Stadt St. Paul liegt dreizehn Meilen von der See, in dem vortreflichsten Himmelsstrich, und in der Mitte einer Ebene, die den Produkten beider Welttheile gleich günstig ist. Sie wurde gegen das Jahr 1570. von den Missethätern, die Portugal nach Amerika schickte, erbauet. Sobald diese Bösewichte bemerkten, daß man sie einiger Ordnung unterwerfen wollte, verließen sie die Küsten, wo der Zufall sie hingeworfen hatte, und flüchteten an einen entfernten Ort, wo die Gesetze sie nicht erreichen konnten. Die Beschaffenheit des Orts, den eine kleine Anzahl Menschen, gegen eine grössere Anzahl Truppen, als man gegen sie schicken konnte, im Stande war zu vertheidigen, flößte ihnen den verwegnen Vorsatz ein, keinen andern Herrn zu leiden, und der Erfolg krönte ihren Ehrgeiz. Sie wurden bald durch mehrere Banditen und durch zahlreiche

ansehnlicher Wallfischfang getrieben; man fängt jährlich im Julius und August zwischen 3 bis 400 Wallfische, und 300 Negern werden bei der Thranbrennerei gebraucht.

Nachkommenschaft aus ihren Verbindungen mit den Weibern des Landes entsprungen, ersetzt und vermehrt. Der Eintritt in die neue Rebublik wurde, sagt man, allen Fremden aufs strengste verwehrt; um darin aufgenommen zu werden, mußte man die Absicht haben, sich dort niederzulassen. Die Candidaten waren sehr harten Prüfungen unterworfen, und diejenigen, welche diese Art von Novitiat nicht aushalten konnten, oder der Verrätherey verdächtig wurden, brachte man ohne Mitleiden um, und dieß war auch das Schicksal derer, die geneigt schienen, die Gemeinschaft zu verlassen.

Alles schien die Pauliſten einzuladen, in einer unthätigen wollüstigen Ruhe ihre Tage hinzubringen, aber eine gewisse Unstätigkeit, die muthigen Räubern eigen ist, das Verlangen zu herrschen, welches ganz nahe an die Unabhängigkeit grenzt; der Fortgang der Freiheit, der den Wunsch nach Ruhm einflößt, kurz, alle diese Bewegungsgründe vereiniget, gaben ihrer Neigung einen andern Schwung.

Sie durchstreiften das Innere von Brasilien von einem Ende zum andern. Wo sich ihnen die Eingebornen widersetzten, wurden sie getödtet; und den Feigen wurde die Sklaverey zu Theil. Viele verbargen sich in Wäldern oder Höhlen, um dem Schwerdt oder den Ketten zu entgehen. Es

ist

ist unmöglich, alle Verheerungen, Grausamkeiten und Verbrechen zu erzählen, womit sich diese abscheulichen Menschen befleckten; indessen bildeten sich mitten unter diesen Greueln, unter einer Municipalregierung, einige Völkerschaften, die man als die Pflanzschule aller Niederlassungen ansehen kann, welche die Portugiesen jetzt im Lande besitzen. Diese kleinen Republiken, welche einigermaßen von der großen getrennt waren, wurden nach und nach durch Vorstellungen dahin gebracht, sich einer Gewalt zu unterwerfen, der sie sich nie ganz entzogen hatten. Und mit der Zeit kamen alle Paulisten unter die Herrschaft der Krone, auf dieselbe Art, als die übrigen Unterthanen. *)

Da-

*) Der Hauptort der sogenannten Paulisten hieß Piratininqua, und bekam nachher dem Nauen St. Paul. Sie nahmen wirklich Flüchtlinge aller Nationen, nebst spanischen und portugiesischen Ueberläufern auf. Sie breiteten ihre Streifereien bis an den Amazonenfluß aus, und in einem Zeitraum von hundert und dreißig Jahren sollen sie auf zwei Millionen von Eingebohrnen als Sklaven weggeschlept, oder auf die oben S. 154. beschriebene Art nach ihren Wohnörtern gelockt haben. Weil sie auch die jesuitischen Missionen am Parana und Uruguay beunruhigten, so erlaubte der spanische Hof den Neubekehrten den Gebrauch des Feuergewehrs gegen diese Feinde, und so wurden die Paulisten zufällig Ursache, daß

die

Damals wurde hier ein Gouvernement errichtet: man fügte noch die Hauptmannschaften St. Vincent und St. Amaro hinzu, welche 1553. die beiden Brüder Alphonso und Pedro Lopetz de Soutza erhielten, und deren beide Hauptstädte von Seeräubern zerstört waren. Diese Einrichtung trennt die Provinz Rio Janeiro in zwey Theile, und der Grund davon ist nicht so leicht anzugeben.

Man rechnet in der Provinz St. Paul jetzt nur 11,093 Weiße, 32,126 Indianer, und 8987 Negern oder Mulatten. Sie schickt blos ein wenig Baumwolle nach Europa, und ihr einheimischer Handel besteht blos aus Mehl und gesalzenen Eßwaaren, die nach Rio Janeiro gehen. Einige Erfahrungen beweisen, daß der Hanf und Flachs hier sehr gut fortkommen würden; und jedermann glaubt, es würde leicht und sehr vortheilhaft seyn, den Seidenbau hier einzuführen. Man könnte auch mit grossem Gewinnn einige reiche Zinn- und Eisenminen bearbeiten, welche man zwi-

die Jesuiten ihre bewafneten, und auf europäisch disciplinirten Neubekehrten, Guaranis, und andere wilde Völker, nachher gegen Spanier und Portugiesen anführen konten. v. Lettre du Pere, Jean Patrice Fernandez sur les Missions de la Province, de Paraguay. Lettres ed fiantes: T. 9. p. 29.

zwischen den Flüssen Thecte und Mogyassu in den Cordilleras von Paranan Piacaba, vier Meilen von Sorocoba findet.

21.

Zustand der drey innern Provinzen, in welchen sich die Bergwerke befinden.

Die sechs Provinzen, von denen wir jetzt geredet haben, liegen alle an der Küste. Es giebt aber noch drey andre, welche sich von Westen nach Osten vom 319ten Grad westlicher Breite bis zum 334sten Grad erstrecken, und im Mittelpunkt von Brasilien die hohe Ebene einnehmen, wo alle die Flüsse, die sich in den Paraguay, Amazonenfluß und das Meer ergießen, entspringen. Es ist der allerhöchste Theil von dem portugiesischen Amerika, und mit Bergen, deren Richtung sehr verschieden ist, angefüllt. Man findet dort beinahe überall Gold, und daher nennt man es das Land der Bergwerke.

Das angesehenste dieser reichen Gouvernements ist unter dem Namen Minas Geraes bekannt. Es enthält 35,128 Weiße, 26075 Indianer, und 108,406 Sklaven. Die Hauptstadt ist Villa Ricca.

Das

Das zweite Gouvernement ist Gojas, dessen Hauptort Villa-Boa ist, es enthält 8931 Weisse, 29622 Indianer, und 34104 Negern.

Das dritte Matto Groſso, hat nur den Flecken Villa-bella, und enthält noch nicht mehr als 2035 Weiße, 4335 Indianer, und 7351 Sklaven. Dieß ist der westlichste Theil der portugiesischen Besitzungen, und grenzt an die Chiquiten und Moxosvölker, welche der Fleiß der Jesuiten den Spaniern unterworfen hat.

22.

Geschichte der Goldminen in Brasilien, und von der Art, sie zu bearbeiten.

Die Goldminen in diesem Theil der neuen Welt sind schon weit länger bekannt, als man gewöhnlich glaubt. Schon im Jahr 1577. entdeckten die Paulisten einige nahe am Berge Jaguara; aber der tragische Tod des Königs Sebastians veranlaßte, daß man bald eine Quelle des Reichthums vergaß, aus der bishero weder der Staat noch die Bürger Vortheil geschöpft hatten.

Um 1588. entdeckte man mit eben so wenig Nutzen neue Minen in dem Gebürge Jacobina, in dem Distrikt Rio das Velhas. Philipp der

zwei-

zweite, welcher entschlossen war, ein Volk durch das Elend in der spanischen Unterwürfigkeit zu erhalten, die es so ungeduldig ertrug, verbot sie zu bearbeiten; und als er 1603. es zu erlauben schien, war es doch mit dem Vorsatz, die Arbeit zu hintertreiben; und diese tirannische Politik wurde von seinen feigen Nachfolgern angenommen. Die glückliche Revolution, welche 1640. Portugal von der Sklaverey befreite, veranlaßte lange und hartnäckige Kriege. Während derselben beschäftigte sich die Nation nur ihre Freiheit zu vertheidigen, und das Ministerium war blos darauf bedacht, Hülfsmittel aufzusuchen, an denen es ihm beständig gebrach.

Man fieng nachher an die Wunden des Staats zu untersuchen und auf seine Besserung zu denken, als der Zufall einigen unternehmenden Männern im Jahr 1699. grosse Schäzze in der Provinz Minas Geraes in die Hände warf. Diese Geschenke der freigebigen Natur wurden nicht länger verworfen; und drey Jahre nachher veranstaltete der Hof zu Lissabon die nöthigen Niederlassungen, um sie zu benutzen. Nach und nach hat man in diesem Gouvernement zu Sabara, Rio-das Mortes, Cachoeira, Paracatu, Do-Carmo, Rio-das Velhas, Rio-Doce, und Ouro Preto Gold gefunden, und es wird noch heut zu Tage dort gesammelt.

Die Minen in Goyas wurden erst 1726. entdeckt. Sie liegen in den Distrikten Sanfelix, Meja-Ponta, O Fanado, Mocambo und Natividade.

1735. entdeckte man noch andre in der Provinz Matto Grosso, bey St. Vincent, Chapada, St. Anne, Cuiaba und Araes.

Ausser diesen dreyen Ländern, welche vorzugsweise die Bergwerkgegenden genannt werden, bearbeitet man auch im Gouvernement Bahia die Minen zu Jacobina und Rio das Contas; und im Gouvernement St. Paul, die von Parnagua und Tybogy. Aber weder diese noch jene sind reich.

Das Ausgraben des Goldes in diesem Theil der neuen Welt kostet wenig Mühe und Gefahr. Zuweilen findet man es gleich auf der Oberfläche des Erdbodens, und dann ist es am reinsten; zuweilen muß man drey oder vier Klafter tief graben, aber selten weiter. Eine Schichte sandichter Erde, welche man im Lande Saibro nennet, ist den Bergleuten gewöhnlich ein Zeichen daß es unnütz sey, weiter zu arbeiten. Obgleich sonst gemeiniglich die fortlaufenden Adern, welche eine gewisse Richtung haben, die Reichsten sind, so hat man doch bemerkt, daß die Stellen deren Oberfläche am mehresten mit Cristallen bedeckt waren,

ren, den grösten Ueberfluß an Gold haben. Man findet es in grösseren Massen auf den Gebürgen und felsichten unfruchtbaren Hügeln, als in den Thälern oder an den Ufern der Flüsse. Aber an jedem Ort, wo Gold gegraben wird, findet man es drei und zwanzig ein halb Carat schwer, es sey denn, daß es mit Schwefel, Silber, Eisen, oder Queckſilber vermischt wäre, dergleichen man nur in Goyas und Araes findet.

Ein jeder, der eine Mine entdeckt, ist verbunden, sie der Regierung anzuzeigen. Die Ader wird sodann von hiezu geschickten Leuten untersucht, und wenn sie von geringem Werthe befunden wird, dem Publikum überlassen. Ist sie aber reich, so behält sich die Regierung einen Antheil vor. Der Gouverneur bekömmt auch einen, und der Intendant einen dritten; zwey Antheile werden dem Entdecker versichert; und das übrige wird unter die Bergleute des Distrikts nach der Zahl ihrer arbeitenden Sklaven, vertheilt. Die Streitigkeiten, welche aus dieser Art von Eigenthum entstehen können, gehören vor die Gerichtsbarkeit des Intendanten; Man kann aber von seinem Urtheil an das oberste Gericht zu Lissabon oder dem Rath für die Provinzen jenseit des Meers appelliren.

Die Bergleute sind verflichtet, dem Könige den fünften Theil des Goldes, das sie durch ihre

mehr

mehr oder weniger glücklichen Bemühungen erhalten, zu liefern. Dieser fünfte Theil war vormals sehr ansehnlich, und betrug jährlich von 1728. bis 1734. mehr als 9,000,000 Livres. Seitdem hat es allmälig abgenommen. Der gegenwärtige ganze jährliche Ertrag der Goldbergwerke von Minas Geraes beläuft sich nur auf 18,750,000 Liv.; von Goyas auf 4,687,500 Liv.; und von Matto Grosso auf 1,312,500 Liv.; und von Bahia und St. Paul zusammengenommen nur auf 1,561,500 Liv. Dieses macht in allen 25,302,500 Livres, wovon die königliche Schatzkammer 5,062,500 erhält. Von dem Recht, das Gold zu münzen, fallen ihr 1,647,500 Liv. zu, und noch zieht sie 393,000 Liv. nemlich zwey pro Cent, die alles Gold im ganzen Handel für den Transport nach Portugal auf königlichen Schiffen zahlen muß. Also bekömmt die Regierung von 25,312,500 Livres, die die Minen liefern, 7,103,000 Livres, und sie würde noch etwas mehr erhalten, wenn nicht jährlich ungefähr 600,000 Livres heimlich ausgeführt würden, von welchen die beiden leztgenannten Auflagen nicht entrichtet werden.

Man glaubt, daß alle Metalle die gewöhnlich in Brasilien circuliren, sich nur auf 20,000,000 Livres belaufen.

Die

Die ersten politischen Schriftsteller, die ihr Augenmerk auf die Entdeckungen in diesem Theile des neuen Welttheils richteten, prophezeiten lange schon, daß der Werth des Gold und Silbers einander näher kommen würde. Die Erfahrung aller Länder und aller Zeiten hatte ihnen gezeigt, daß, ob man gleich immer mehrere Unzen Silber gegen eine Unze Gold rechnete, weil die Silberminen bisher häufiger gefunden wurden, als die Goldminen, das Verhältniß beider Metalle gegen einander dennoch nach ihrem beiderseitigen Mangel oder Ueberfluß wieder in jedem Lande verschieden war.

In Japan ist das Verhältniß des Goldes gegen Silber wie eins zu acht, in China wie eins zu zehn; in den andern Theilen von Indien wie eins zu eilf, zwölf, dreizehn und vierzehn, nachdem sie weiter nach Westen liegen.

In Europa giebt es ähnliche Abweichungen. Im alten Griechenland war der Werth des Goldes wie eins zu dreizehn. Damals als der Ertrag aller Bergwerke in der bekannten Welt nach Rom, der Beherrscherin aller Reiche, geführt wurde, war das Verhältniß von eins zu zehn das gewöhnlichste. Unter Tiberius stieg es von eins zu dreizehn. In den Zeiten der Barbarey findet man unzählige Abweichungen und Veränderungen. Endlich als Colon die neue Welt entdeck-

deckte, war das Verhältniß des Goldes gegen das Silber weniger als eins zu zwölfe.

Die Menge dieser Metalle, die man von Mexico und Peru brachte, machte sie nicht nur gemeiner, sondern es erhöhte auch noch den Werth des Goldes gegen das Silber, weil man letzteres häufiger in diesen Ländern fand. Spanien, welches damals der natürliche Richter des Verhältnisses war, setzte es wie eins zu sechszehn in seinen Münzen fest; und sein System ist mit einigen geringen Veränderungen in ganz Europa angenommen worden.

Und dieses System besteht noch, ohne daß man deswegen berechtiget sey, diejenigen zu tadeln, die seinen Untergang weissagten. Wenn das Gold, seitdem man so viel aus Brasilien erhalten hat, im Handel nur wenig, und in der Münze gar nicht gefallen ist, so rührt dieß blos von besondern Umständen her, und der Grundsatz bleibt nichts desto weniger richtig. Aus einer neuen Art von Luxus hat man seitdem viel Gold zu Juwelen, Vergüldungen und verschiedenen Putzwerken verbraucht, zu denen sonst Silber genommen ward, daher hat das Gold weniger von seinem Werth verloren, als es ohne diese Veränderung in unserer Lebensart hätte verlieren müssen. Ebenderselbe Luxus hat nebst der gestiegenen Ausfuhr nach Ostindien, auch den Werth der Dia-

man-

manten erhalten, obgleich sie häufiger gewor-
den sind.

23.

Geschichte der Diamantenminen, die man in Brasilien entdeckt hat. Betrachtungen über die Beschaffenheit dieses Edelsteines.

Zu allen Zeiten haben die Menschen gerne ih-
re Reichthümer zur Schau gestellt: es sey nun,
daß diese ursprünglich der Lohn der Tapferkeit,
oder ein Zeichen der Gewalt gewesen; oder weil
sie ihnen Achtung und Ansehn erwarben, welche
eigentlich nur den Talenten oder der Tugend ge-
bühren. Das Verlangen aller Augen auf sich zu
ziehen, reizet den Menschen sich mit allem, was
die Natur glänzendes und seltnes darbietet, zu
schmücken. Gesittete und wilde Völker haben in
diesem Stücke eine gleiche Eitelkeit. Von allen
Dingen, die den Ueberfluß des Reichthums anzei-
gen, ist der Diamant das kostbarste. Es hat
noch nie etwas gegeben, welches von so hohen
Werth im Handel, oder eine so große Zierde in
der Gesellschaft gewesen wäre. Unsre Weiber
sind zuweilen ganz strahlend von diesem Putz, man
sollte glauben, sie wünschten mehr für reich als
schön gehalten zu werden. Denn sollte es ihnen
unbekannt seyn, daß ein schöner Hals, daß schö-

ne

ne Arme blos unendlich reizender sind, als von Edelsteinen bedeckt; daß die Schwere ihrer Ohrgehenke ihre Ohren verunstaltet; daß der Glanz der Diamanten nur dazu dient, die Stralen ihrer Augen zu verdunkeln; daß dieser kostbare Putz eher eine Satyre auf ihre Ehemänner oder Liebhaber als eine Erhöhung ihrer Reize ist; daß die mediceische Venus nur mit einem einzigen Armbande geziert ist; und daß derjenige, der an einem schönen Frauenzimmer nur den Werth ihres Schmuckes sieht, ein Mensch ohne Geschmack ist?

Man findet Diamanten von allen Farben und allen Farbenschattirungen. Es giebt einige von der Röthe des Rubins, der Pomeranzenfarbe, des Hyacinths, dem Blau des Saphir und dem Grün des Smaragden. Die von der letztern Farbe, wenn sie schön ist, sind die seltensten und theuersten. Nachher kommen die rosenfarbenen, blauen und gelben. Die halbrothen und schwärzlichten werden am wenigsten geschätzt. Die Durchsichtigkeit und Klarheit sind die natürlichen und wesentlichen Eigenschaften des Diamanten. Die Kunst giebt ihm noch den Glanz und Wiederschein.

Der Diamant ist ein chrystallisirter Stein, dessen Gestalt acht mehr oder weniger vollkommene Triangle (Octaedre) vorstellt. Seine Seiten bilden eine länglichte oder zusammengedrück-

te

te Pyramide. Aber selten sind dessen körperliche Winkel so deutlich und scharf ausgedrükt, als man sie bei andern chrystallisirten Steinen, vornemlich dem Bergkrystall findet.

Deßwegen ist seine innere Crystallisation nicht weniger regelmäßig. Der ganze Stein besteht aus sehr dünnen Blätterchen, welche so dicht zusammengesetzt sind, daß sie eine ebene, glänzende Oberfläche selbst an der Stelle des Bruchs darstellen. Ungeachtet der genauesten Verbindung seiner chrystallisirten Theile, kann man den Diamant doch nur mit äusserster Mühe schleifen, und man muß dabey auf die äussern Verbindungen der verschiedenen Blätterchen Acht haben; die Demantschleifer vergleichen diese mit den in einem Ast oder andern Holzauswuchs zusammenlaufenden Holzfibern.

Der Diamant übertrift alle andere Steine an Glanz, Feuer und Härte. Er ist überdem elektrischer, nimmt eine grössere Menge Licht an, wenn man ihn sanft beim Feuer reibt, oder eine Zeitlang den Sonnenstrahlen aussetzt, und behält dieses Licht so lange, als andre Körper, wenn man ihn wieder ins Dunkle trägt. Aus diesen wirklichen, und vielleicht einigen eingebildeten Eigenschaften, haben einige Naturforscher behauptet, der Diamant sey aus einem reineren Stoffe als andere Steine gebildet. Viele haben sogar ge-

glaubt, er enthalte die ursprüngliche adamitische Erde, die so lange der Gegenstand so vieler mühsamen Nachforschungen und lächerlicher Spekulationen gewesen ist.

Man glaubte vormals, daß der Diamant wegen seiner Härte, selbst im heftigsten Feuer unzerstörbar sey, und diese Meynung schien vollkommen gut gegründet, und doch war keine Analogie, welche man von andern quarzartigen, im Feuer unverändert bleibenden Steinen zog, je so unrichtig, als diese.

Vor den Jahren 1694. und 1695. hat man keinen Versuch gemacht, diesen Edelstein durch die Hitze zu schmelzen; bis um diese Zeit der berühmte Averani zum Unterricht seines Zöglings Johann Gaston von Medicis, zuerst einen Diamant unter den Brennpunkt eines Brennspiegels brachte. Die berühmten Naturforscher der damaligen Zeit, welche bei diesem Versuch zugegen waren, sahen mit Erstaunen den Diamant in Dünsten verfliegen, und zuletzt ganz verschwinden; dahingegen ein Rubin der weniger hart als der Diamant ist, blos weich ward, und einige andere weiche Steine viel weniger litten. Dieser sonderbare Versuch wurde mit immer gleichem Erfolge, bei verschiedenen andern Diamanten wiederholt. Die Heftigkeit des Feuers, das man aber hiezu gebrauchte, veranlaßte die Meynung, daß man durch

durch kein ander Mittel zu diesem Zwecke gelangen könnte. Diese ersten Versuche blieben bis zur Regierung des Kaisers Franz des ersten unbekannt, der sie zu Wien wiederholte, und er verschiedene Diamanten nebst andern Edelsteinen dem heftigen Feuer eines Ofens aussetzte. Das Resultat bestätigte, daß der Diamant sich im Feuer sehr leicht auflöseté, indessen einige andre Edelsteine selbst von der weichsten Art nur eine geringe Veränderung erfuhren.

So gut auch diese Facta bestätiget waren, so schienen sie doch so ausserordentlich, und waren den angenommenen Vorurtheilen so sehr zuwider, daß sie noch einmal gänzlich in die Vergessenheit geriethen. Sie wurden zwar in gleichzeitigen Schriften bekräftiget, blieben aber doch unbekannt, oder wurden von denen, die nicht Zeugen gewesen waren, geleugnet.

Endlich unternahm Herr Darcet in Frankreich 1768. den Diamant dem Porcellanfeuer auszusetzen. Nachdem er sich von der Zuverlässigkeit der in Deutschland gemachten Erfahrungen versichert hatte, theilte er solche der Akademie der Wissenschaften mit, und gab ihnen nachher mitten in Paris die möglichste Glaubwürdigkeit. Da dieser grosse Naturforscher seine Versuche seitdem vielfältig abgeändert hat, und andere nach ihm eben dasselbe wiederholt haben, so erhellet daraus

sehr deutlich, daß der Diamant ziemlich schnell im Feuer und in der offnen Luft verfliegt und brennt; und daß seine gänzliche Auflösung weit entfernt, den heftigen Grad des Feuers zu bedürfen, womit er anfangs angegriffen ward, kaum so viel Hitze bedarf, als nöthig ist, feines Silber flüßig zu erhalten.

Herr Darcet hat seitdem gezeiget, daß sich der Diamant nicht allein bei freyer Luft, sondern auch in Schmeltztiegeln vom besten gebrannten Porcellan, hermetisch versiegelt, auflöset; nur muß man sie in der Hitze der grossen Glasöfen oder einem lange fortgesetzten starken Porcellanfeuer erhalten.

Die stärksten Auflösungsmittel, als die flüßigen alkalischen Salze, und die andern concentrirtesten Mineralien mit der Würkung des Feuers verbunden, greiffen den Diamanten gar nicht an. Er entgeht ihren Würkungen: er vermischt sich mit keinem Glase in der Vitrification; und leidet keine Verbindung mit irgend einem bishero bekanten Stoffe; und diese Eigenschaften besitzen gemeinschaftlich die Indianischen und Brasilischen, die weißen, schwarzen und farbichten, die vollkommnen und natürlichen Diamanten, die man nicht bearbeiten kann.

Dieß ist der besondre Charakter dieses Stoffes bis jetzt der einzige in seiner Art, da er mit

dem äussern Ansehen andrer Steine, ihnen in seiner Natur in keinem Stücke gleicht, und bei der grösten Härte der einzige in dieser Art ist, der durch ein so mäßiges Feuer aufgelöset werden kann. So spielt die Natur in allen ihren Reichen mit einer unzähligen Menge bewundernswürdiger Anomalien und ungewöhnlichen Abweichungen. Zuweilen scheint sie sich in der Kette der Wesen, an die Regel der unmerklichen Abweichungen zu binden; zuweilen hingegen vergißt sie alle Ordnung, thut einen unerwarteten Sprung, läßt einen unermeslichen leeren Raum hinter sich, und macht zwey entfernte Linien, wo es unmöglich ist, den Zwischenraum auszufüllen. Auf diese Art genießen einige Gewächse schon einiger Vortheile des Thierreichs. Eben dieß ist der Fall mit dem Golde, dem Queckſilber und Schwefel, wenn man sie mit andern mineralischen und metallischen Substanzen vergleicht; und dieß ist selbst der Fall des Menschen, der alle Thiere so weit hinter sich läßt.

Es giebt sehr wenige Diamantenminen; bis zu diesen leztern Zeiten kannte man nur die in Ostindien; die allerälteste liegt am Fluſſe Gouel, welcher auf den Gebürgen entspringt, und sich in den Ganges verliert. Man nennt sie die Mine von Solempour, von dem Namen eines Fleckens, der nahe an dem Theile des Flusses erbauet ist,

wo man die Diamanten findet. Aber diese Mine ist nicht reichhaltig, eben so wenig als die, so man in der Nähe des Succadan, welcher in der Insel Borneo fließt, bearbeitet. Die Kette von Gebürgen, die sich vom Cap Comorin bis nach Bengalen erstreckt, liefert weit mehrere.

Das Erdreich, in welchem man die Diamanten findet, ist sehr verschieden. Einige dieser Minen sind sechs, acht bis zwölf Fuß tief in einem sandigen steinigten Erdreich. Man durchsucht andere in einem eisenartigen Boden, wo man die Diamanten auf funfzig Faden tief findet. Aber überall ist dieser sonderbare Stein ganz abgesondert, und an keinem Felsen oder andern Boden befestiget. Er ist von allen Seiten mit einem dünnen etwas trüben Häutchen von derselben Natur als der Kern umgeben, dieses Häutchen ist gewöhnlich mit einer weichen Rinde bedeckt, die aus dem Sande oder der Erde besteht, die den Stein umgiebt.

Ausser einigen wißbegierigen Reisenden giebt es keine Europäer, die die indostanischen Minen besuchen. Sie werden von den Eingebohrnen des Landes bearbeitet, welche die Diamanten an reiche Banianen liefern, die sie vormals nach Madras brachten, und seitdem man neue Heerstraßen angelegt hat, jetzt damit nach Calcutta gehen. Dieser ganze Handel ist schon seit langer Zeit in

die

die Hände einiger Engelländer gefallen, die für ihre eigene Rechnung handeln, denn die ostindische Compagnie ist in diesem Handel nicht interessirt. Sie vertheilen die Steine nach ihrem Gewicht und besondern Eigenschaften, in dazu bestimmte Beutel, die in London versiegelt verkauft werden. Wenn man die zehn letzten Jahre zusammenrechnet, so beträgt der Werth dieser jährlich nach England gehenden Diamanten 3,420,000 Liv. So viel wird in den Büchern der Compagnie eingetragen. Was nicht angegeben wird, der Auflage von zwey und drey viertel pro Cent zu entgehen, die man der indischen Gesellschaft bezahlen muß, kann man nicht genau bestimmen.

Unter diesen Diamanten fand sich einer von einer sehr regelmäßigen Figur, welcher ganz geschliffen 193 Carat wog. *) Er gehörte einem Armenier, der ihn der Kaiserin von Rußland nicht einmal für 2 Millionen fünfhunderttausend Livres, und eine Pension auf Lebenszeit von 25 tausend Livres überlassen wollte. Nachher fand sich kein Käufer wieder; und dieser Kaufmann schätzte sich glücklich, da Graf Orloff einige Zeit nachher dieß Anerbieten von zwey Millionen fünfhunderttausend Livres ohne Pension wiederholte, und 1772, nahm

*) Die Juwelirer theilen ein Pfund Troygewicht in 2400 Carat, und ein Loth in fünf und siebenzig Carat. Ein Carat enthält vier Grän.

nahm Catharina an ihrem Geburtstage dieses kostbare Geschenk von den Händen ihres Günstlings an.

Man befürchtete mit Grunde, daß die Revolutionen, die Indostan so häufig erschüttern, zuletzt die Diamanten seltner machen würden. Aber eine Entdeckung, die man 1728. in Brasilien, auf den Ufern einiger Zweige des Flusses Das Caravelas, und zu Serro de Frio in der Provinz Minas-Geraes, machte, zerstreuten diese Besorgnisse.

Einige Sklaven, die dort Gold suchen mußten, fanden kleine glänzende Steine darunter, welche sie nebst dem Sande und der Erde als unnütz verwarfen. Antonio Rodrigues Banha, argwöhnte ihren wahren Werth, und theilte seine Vermuthungen Pedro d'Almeida, dem Gouverneur der Provinz, mit. Einige dieser glänzenden Kieseln wurden nach dem lissabonischen Hofe gesandt, welcher 1730. seinen Gesandten d'Acunha in Holland auftrug, sie untersuchen zu lassen. Nach vielfältigen Versuchen erklärten die Kunstverständigen, daß es sehr schöne Diamanten wären.

Sogleich sammelten sie die Portugiesen mit solchem Fleiße, daß die Flotte von Rio-Janeiro 1146 Unzen mitbrachte. Diese ungeheure Menge machte, daß ihr Preis sogleich um ein beträchtliches

liches fiel. Das Ministerium aber nahm so gute Maasregeln, daß sie bald wieder ihren vorigen Werth erlangten. Es überließ einigen reichen Privatpersonen das ausschließliche Recht, Diamanten zu suchen. Aber um selbst die Gewinnsucht dieser Gesellschaft im Zaum zu halten, erlaubte man ihnen nur sechshundert Sklaven bei dieser Arbeit zu gebrauchen. Nachher durften sie diese Zahl nach ihrem Gutdünken vermehren, dagegen aber eine Abgabe von zehn Sous täglich für jeden Arbeiter entrichten.

Um der Gesellschaft dieses Privilegium zu versichern, wurden alle Goldbergwerke, die man in der Nachbarschaft bearbeitete, verschüttet; und diejenigen, die die Hofnung ihres Glücks auf diesen oft betrüglichen Grund gebauet hatten, mußten ihr Heil anderswo versuchen. Den andern Bürgern wurde erlaubt, auf ihrem Erbtheil zu bleiben, daß Gesetz erkannte aber denen, die gegen die Rechte der Monopolisten handeln würden, schwere Strafen zu. Seitdem der König an die Stelle der Compagnie getreten ist, haben alle Colonisten die Freiheit, Diamanten suchen zu lassen, nur müssen sie solche den Agenten der Crone um einen bestimmten Preis überlassen, und ausserdem vom Werthe derselben zwanzig von hundert bezahlen.

Die Diamanten, welche aus dem neuen Welttheile in den alten geschickt werden, sind in einem Kästchen mit drey Schlössern verwahrt, zu welchen die verschiedenen Mitglieder der Administration jeder einen besonderu Schlüssel haben; und diese Schlüssel werden in einem andern Kästchen bewahrt, welche der Vicekönig versiegeln muß. Zur Zeit des ausschließlichen Monopoliums wurde dieser kostbare Schatz bei seiner Ankunft in Europa der Regierung anvertraut, welche sich nach einer bestimmten Taxe die äusserst seltnen Diamanten über 20 Carat vorbehielt, und zum Besten der Compagnie einem oder mehreren Contrahenten jährlich 40,000 Carat auslieferte, um einen Preis der gelegentlich verändert ward. Man war dahin übereingekommen, auf der einen Seite diese Quantität zu nehmen, und auf der andern nicht mehr zu vertheilen; und so verschieden auch der Ertrag der Minen zu verschiedenen Zeiten gewesen ist, hat man doch immer treulich diesen Contrakt beobachtet.

Jetzt verhandelt der Hof jährlich sechzig tausend Carat an Diamanten. Ein einziger Kaufmann kauft sie alle, und zahlt dafür 3,120,000 Liv. den Carat zu 25 Liv. Wenn der Schleichhandel, wie sehr wohl unterrichtete Personen glauben, den zehnten Theil beträgt, muß man zu der angeführten Summe jährlich noch

etwa

etwa 312,000 Livres rechnen. Hieraus folgt, daß der Ertrag dieser Minen, die man für so unschäzbar ausgegeben, sich nur auf 3,432,000 Liv. jährlich beläuft. England und Holland kaufen diese rohen Diamanten, und überlassen sie nachher mehr oder weniger geschliffen an andere Nationen.

Die Diamanten in Brasilien werden nicht in einem ordentlichen Steinbruch gefunden, sondern die mehresten sind in den Flüssen zerstreut, die man zuweilen zum Besten der Demantsammler ableiten muß. Ob sie hier gebildet werden, oder ob sie das Wasser, das sich dorthin stürzt, hingeführt hat, kann man noch nicht entscheiden. Doch ist wahrscheinlicher, daß sie die Ströme von den Bergen und Felsen losgespült und hieher geführt haben, weil man zur Regenzeit und nach heftigen Stürmen sie in grösserer Anzahl findet.

In beiden Indien findet man die Diamantminen in geringer Entfernung von der Linie; einige in den ersten Graden nördlicher Breite, und andere in den gleich entfernten Graden südlicher Breite. Die Rinde, welche die rohen Diamanten in Brasilien umgiebt, ist dicker, als in Indostan; und es ist leicht oder wenigstens möglich, sie unter dieser Gestalt zu unterscheiden. Wenn sie aber einmal geschliffen sind, so können die geschicktesten Juwelierer sich in diesem Stücke irren. Daher

her ist auch ihr Werth im Handel völlig gleich. Die Gleichheit erstreckt sich aber blos auf die kleinen Diamanten. Denn die amerikanischen, welche über vier oder fünf Carat haben, haben gewöhnlich Unvollkommenheiten; die man selten bei den asiatischen trift; und alsdenn ist der Unterschied des Preises unendlich groß. Einige Künstler gestehen auch den letztern grössere Härte und mehr Glanz zu, als den erstern. Diese Meynung ist aber nicht durchgängig angenommen.

In dem Gold- und Diamantenlande findet man auch Amethysten, sehr unvollkommne Topasen, und schöne Chrysoliten. Diese Steine sind nie mit im Monopolio begriffen worden; und diejenigen, welche sie entdecken, können sie nach ihrem Gutdünken verkaufen. Dennoch beträgt ihre jährliche Ausfuhr nicht mehr als 150,000 Liv. und die Regierung bekömmt als Abgabe nur ein pro Cent oder 1500 Livres.

Diese reichen Gegenden enthalten auch Eisen, Schwefel, Antimonium, Zinn, Bley und Queckfilber, welches man auch in einigen andern Provinzen von Brasilien findet, ohne daß man noch daran gedacht hätte, sie zu bearbeiten. Die Natur scheint dieser ungeheuren fruchtbaren Strecke des neuen Welttheils nur das Kupfer versagt zu haben.

16.

Gegenwärtiger Zustand von Brasilien.

Diese wichtige Colonie ist den Portugiesen auf verschiedene Art nützlich gewesen. Bishero scheint die Vermehrung der königlichen Einkünfte durch Brasilien die Art des Vortheils zu seyn, welche die bisherige Regierung am eifrigsten beschäftiget hat. Die Fracht der Metalle, welche den königlichen Schiffen vorbehalten ist, der ausschließliche Diamantenhandel, der ausschließliche Verkauf einer grossen Menge Waaren, und die gehäuften Zölle; dieß sind die Quellen des Reichthums, den eine unersättliche Regierung in Europa von dem Besitz dieses Landes ziehet.

In Amerika aber hat man die Unterdrückung noch viel weiter getrieben. Man fordert dort den fünften des Goldes und der Diamanten, welcher bis auf sieben Millionen beträgt. Man fordert den Zehnten aller Produkte, welche Auflage, ob sie gleich mit grosser Gelindigkeit beigetrieben wird, und jedes Kirchspiel zu einer gewissen bestimmten Summe angeschlagen ist, sich dennoch auf 2,873,000 Liv. beläuft. Eine andere Auflage wird von den Sklaven gehoben, die 1,076,650 einbringt; noch eine zur Wiedererbauung von Lissaben, und für die öffentlichen Schulen, die 585,000 Livres ausmacht. Die niedern Gerichtsbedienten zahlen

153,000 Liv. alles was ein und ausgeführt wird, giebt zehn pro Cent oder ungefähr 4,882,000 Liv. Man fordert 1,124,000 für die Erlaubniß, die Waaren und Getränke, die in den Hafen ankommen, ins Innere des Landes gehen zu lassen. Ausserdem hat sich die Regierung noch die Monopolia des Salzes, der Seife, des Queckſilbers, des Brandtweins und der Spielkarten vorbehalten, welche sie um 710,320 Livres verpachtet.

Ungeachtet so vieler Auflagen, welche der Crone jährlich 18,073,970 Liv. einbringen, hat die dortige Regierung dennoch Schulden in Brasilien gemacht. Der Provinz Para ist sie 713,000 Liv. schuldig; St. Paul und Matto Grosso 517,600 Liv. und Rio Janeiro 10,100,000 Liv. in allen 11,340,600 Livres. In den erstern dieser Gouvernements ist die Schuld durch die neuerliche Errichtung einiger mehr oder weniger nothwendigen Vestungen entstanden; und in dem letzten durch den Krieg, den man 1750. gegen die Guaranis, und seitdem gegen Spanien führen müssen.

Auf der andern Seite war Brasilien im Jahr 1774. den Kaufleuten des Mutterlandes 15,165,980 Liv. schuldig. Wenigstens war dieß die Meynung eines Mannes, der genauer als irgend

ein

ein andrer den Zustand dieser grossen Colonie gekannt hat.

17.

Auswärtige Verbindungen von Brasilien.

Die Colonie stund sonst mit verschiedenen Ländern in Handelsverbindungen. Vormals pflegten die Schiffe, die von Ostindien zurückkamen, ehe sie nach Portugal segelten, hier einzulaufen, und einen Theil ihrer Ladung zu verhandeln. Dieser Handel ist aber in neuern Zeiten aus unbekannten Gründen aufgehoben worden.

Die brasilischen Seefahrer besuchen jetzt häufiger, als je, die westliche Küste von Afrika, von den Cap-Verd-Inseln, bis nach Angola; und von Rio Janeiro aus haben einige neuerlich auch die östliche Küste besucht. Zu diesen Reisen werden Schiffe gebraucht, die in der Colonie selbst erbauet werden, und zwischen sechzig und 140 Tonnen halten; der gröste Theil oder oft das ganze Schiffsvolk besteht aus Negern und Mulatten. Alle diese grossen Anstalten werden zur Bearbeitung der Minen und Bebauung der Ländereien gemacht; und wir haben jetzt sehr glaubwürdige Listen vor Augen, welche beweisen, daß man in den letzten acht Jahren jährlich sechszehn tausend drey hundert und drey Sklaven diesem unglücklichen

chen Lande entrissen hat. Diese haben, jeder zu 312 Liv. eins ins andre gerechnet, die Summe von 5,161,536 Liv. gekostet, welche mit Geld, Toback, Rum, baumwollenen in Brasilien verfertigten Zeugen; kleinen Glaswaaren, Spiegeln, rothen Mützen, Bändern und allerhand kleinen europäischen Kupfer- und Eisenwaaren, bezahlt worden sind.

Die Verbindungen der Colonie mit den portugiesischen Inseln haben einen andern Zweck. Madeira schickt ihr alle Jahre auf acht oder neun kleinen Fahrzeugen für 400,000 Liv. Wein, Weineßig und Brandtwein. Von den Azoren erhält sie auf vier oder fünf Schiffen für 610,000 Liv. eben dasselbe Getränk, nebst Leinenzeug, Salzfleisch und Mehl. Die Agenten dieses Handels nehmen dagegen diejenigen brasilischen Produkte, welche das Mutterland sich nicht ausschließlich vorbehalten hat. Diese verschiedenen Handelszweige zusammen nehmen doch nur für 2,271,000 Liv. von den Produkten der Colonie.

Beinahe alle Reichthümer dieses grossen Landes gehen nach Portugal. Von 1770. bis 1775. betrugen sie jährlich 56,949,290 Liv. Ausser Gold, und Diamanten; erhielt Portugal von hier 443,000 Centner Zucker; 58,000 Centner Toback; 4,500 Centner Baumwolle; 20,000 Centner Färbeholz; 14,420 Häute; und andre we-

niger

niger beträchtliche Gegenstände machten diese ungeheure Summe aus.

Seit dieser Zeit ist diese Summe wohl nicht immer gleich geblieben, die Abweichungen sind uns aber nicht genug bekannt. So viel ist zuverläßig, daß das Mutterland seitdem von Rio-Janeiro etwas mehr Caffee, etwas mehr Indigo, und tausend Centner mehr Zucker als zuvor erhalten hat. Es ist eben so zuverläßig, daß Para und Maragnon nach Portugal alle Jahr 321 Centner Reis, und 192 Centner Baumwolle, mehr als zuvor ausgeschift haben. Auch ist es gewiß, daß alle Jahr 4000 Häute weniger, und 965,000 Livres an Golde weniger versandt worden sind.

Die Colonie wird für ihre Ausfuhr mit europäischen Waaren bezahlt, die ursprünglich nicht mehr als funfzehn bis sechszehn Millionen gekostet haben. Die Rechte, welche der König davon zieht, verschiedne Monopolien, die übermäßigen Auflagen, die Kostbarkeit der Fracht und der Gewinn der Kaufleute nehmen das übrige weg.

Portugal lieferte vormals aus seinen eignen Mitteln der Colonie nur einige Getränke. Seitdem aber der Geist der Industrie in seinen Provinzen einigermaßen erwacht ist, liefert es die Hälfte aller Bedürfnisse, die in dem Theile der neuen Welt verbraucht werden.

Mit zwey Dritteln der brasilischen Produkte, die man den Auswärtigen überläßt, mit dem Golde und den Diamanten, die aus diesen Ländern kommen; mit dem Werth der Wolle, dem Salz und den Früchten des Mutterlandes selbst; bezahlt Portugal für sechzig Millionen Waaren, die es jährlich von fremden Ländern nimt. Der Antheil, den verschiedene Nationen an diesem Handel mit Portugal gehabt haben, ist sehr abwechselnd gewesen. Gegenwärtig besitzt Engelland vierzehn Theile, Italien acht, Holland sieben, Hamburg sechs, Frankreich fünf, Schweden vier, Dännemark vier, Spanien zwey, und Rußland nur etwa einen Theil. Vielleicht kann der directe Handel, den die Weinhandelcompagnie von Porto mit Rußland 1781. angefangen und wirklich schon zwölf Schiffe mit einheimischen Producten dahin befrachtet hat, hierin bald eine grosse Veränderung machen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sprengel, Matthias Christian, 1746-1803 / Sprengel, Matthias Christian, / Stephens, Philadelphia

Briefe über Portugall

Leipzig 1782

Port. 77
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10780131-8
VD18 14702061-001